

BILDER, HINTERGRÜNDE & GESCHICHTEN

In der unendlichen Bibliothek vergessener Ideen lebten drei Wesen, die man nur selten getrennt voneinander antraf: Bilder, Hintergründe und Geschichten.

Bilder war der Schnellste. Er eilte durch die Welt und sammelte flüchtige Momente – ein strahlendes Lächeln, einen glühenden Sonnenuntergang über dem Meer, das filigrane Muster von Frost auf einer Fensterscheibe. Er trug einen Sack voller Rohdaten mit sich, kurzlebig und schön, aber ohne jeden Kontext. „Schaut mal her!“, rief er oft, warf eine Handvoll glitzernder Eindrücke in die Luft und verschwand wieder, bevor jemand fragen konnte: „Aber warum?“

Hintergründe war die Stille, die Denkerin. Sie saß in einem abgedunkelten Raum und betrachtete die Eindrücke, die Bilder ihr zutrug. Sie war langsam, nachdenklich und suchte unermüdlich nach Verbindungen. Sie sah das Lächeln und den Sonnenuntergang und erkannte die tiefe Sehnsucht dahinter. Sie sah den Frost und verstand die zugrundeliegende Physik der Kälte. Hintergründe verkörperte den „Aha“-Moment, den Funken, der zwei getrennte Bilder zu einer einzigen, klaren Idee verband. Sie nahm die kalten Daten von Bildern und hauchte ihnen Wärme ein. Doch beide fühlten sich unvollständig an. Die Bilder waren ästhetisch, aber stumm. Die Hintergründe waren brillant, aber abstrakt.

Geschichten war der Weber, der Künstler. Er nahm die lebhaften Bilder und die tiefen Hintergründe und verwob sie zu einem fesselnden Wandteppich des Lebens. Er nahm das Bild des Lächelns, die Hintergründe der Sehnsucht und webte die Erzählung eines Seemanns, der nach langer Fahrt endlich nach Hause zurückkehrt. Er nahm das Bild des Frosts, die Hintergründe der Wissenschaft und erzählte die Geschichte eines Kindes, das zum ersten Mal staunend den Winter entdeckt. Eines Tages trafen sich alle drei auf einer sonnendurchfluteten Lichtung. Bilder warf das Bild eines zerbrochenen Vogeleis auf den Waldboden. Hintergründe betrachtete es genau und sagte: „Das ist nicht nur Zerstörung. Es ist auch der unumgängliche Beginn von etwas Neuem, ein notwendiges Opfer für das Überleben.“ Beide sahen Geschichten erwartungsvoll an. Geschichten lächelte wissend. Er nahm das Bild des zerbrochenen Eies und die Erkenntnis eines Neuanfangs und begann zu sprechen: „Es war einmal ein Phönix, der wusste, dass seine Zeit gekommen war, und so...“ Bilder lieferten die Farbe und die visuellen Reize, Hintergründe gaben die Bedeutung und den Sinn, aber es war Geschichten, der daraus etwas machte, das man fühlen, teilen und in Erinnerung behalten konnte. Und so erkannten sie, dass sie, obwohl sie so unterschiedlich waren, nur gemeinsam die Welt der Kommunikation wirklich verändern konnten.



BILDER, HINTERGRÜNDE & GESCHICHTEN

Vom Sehen zum Verstehen

„Man sieht nur, was man weiß.“

Johann Wolfgang von Goethe

Dieses Fotobuch, das ich Ihnen hier präsentiere, ist weit mehr als nur eine einfache Sammlung von Bildern. Es ist meine persönliche Einladung an Sie, die Welt um uns herum mit anderen Augen zu sehen, innezuhalten und genauer hinzuschauen.

Ich habe mich bemüht, Sie durch eine sorgfältige Kombination aus eindrucksvollen Fotografien, persönlichen Einblicken einzelner Personen und fesselnden Geschichten dazu anzuregen, die Details zu entdecken, die im Alltag oft übersehen werden. Jedes Bild, das Sie hier finden, erzählt aus der ganz eigenen, individuellen Perspektive einer Person eine umfassende und vielschichtige Geschichte.

Die Erzählungen, die ich den Bildern beigefügt habe, sind eine bewusste Mischung aus Fiktion und realen, verbürgten Fakten. Sie werden in verschiedenen Kontexten dargestellt, um zum Nachdenken anzuregen und die Vielfalt des Lebens zu zeigen.

Mein größter Wunsch ist, dass Sie in diese visuellen Erzählungen eintauchen. Entdecken Sie die Schönheit und die unglaubliche Vielfalt unserer Welt in all ihren Facetten. Lassen Sie sich von den kleinen und großen Details faszinieren, die ich für Sie eingefangen habe.

Ich habe dieses Buch mit Sorgfalt für alle Altersgruppen gestaltet; es spricht Kinder ebenso an wie Erwachsene. Ich wünsche Ihnen von Herzen viele interessante Einblicke, Freude beim Betrachten der Fotografien und viel Spaß beim Lesen der Geschichten.

resuimages

Reiner Sutter

INHALTSVERZEICHNIS

4 Das Architektonische Genie Antoni Gaudí - Barcelona, Spanien
 7 Moschee Hassan II. - Casablanca, Marokko
 8 Schwebende Orange - Jaffa, Israel
 11 Cliffs of Moher - Lisorkan North, Irland
 12 Mönche - Bangkok, Thailand
 15 Maniok - Ban Nongbok Gnai, Laos
 16 Lothar Denkmal - Gengenbach, Deutschland
 19 Der alte Baum gibt nicht auf - Eisingen, Deutschland
 20 Durdle Door Arch - Wareham, England
 23 Brücke - Brügge, Belgien
 24 Königreich Kaushambi - Ou Okniha Heng, Kambodscha
 27 Die Steinköpfe von Sno - Sno, Georgien
 28 Luftschlacht um England - Freshwater, Isle of Wight, England
 31 The Most Beautiful Village in England - Mousehole, England
 32 Buddha auf dem Weg ins Nirvana - Vientiane, Laos
 35 Karlsbrücke - Prag, Tschechien
 36 Das Kolosseum im Herzen Roms - Rom, Italien
 39 Die Superfrucht Granatapfel - Bangkok, Thailand
 40 Winter Wonderland - Feldberg, Deutschland
 43 The Killing Fields - Phnom Penh, Kambodscha
 44 Mahachai Markt - Kanchanaburi, Thailand
 47 Cap Formentor - Pollenza, Spanien
 48 Hampi Bazaar - Hampi, Karnataka, Indien
 51 Abenteuer Park - Kriens, Schweiz
 52 Gadi Sagar Tempel - Jaisalmer, Rajasthan, Indien
 55 Hovercraft SR.N1 - Ryde, Isle of Wight, England
 56 Sodomapfel - Jaisalmer, Rajasthan, Indien
 57 Weeping Window - Kingston-Upon-Hull, England
 59 Hadrian's Wall - Hexham, England
 60 Smeaton's Tower - Plymouth, England
 61 Glockenturm - Tiflis, Georgien
 63 Buddhas Fußabdruck - Champasak, Laos
 64 Palace Hill - Phetchaburi, Thailand
 67 Haus der freien Presse - Bukarest, Rumänien
 68 Moti Chowk Wandbild - Udaipur, Rajasthan, Indien
 71 Graffiti Wand - Bangkok, Thailand
 72 Weißer Tempel - Chiang Rai, Thailand
 75 Home made English Breakfast - Cowes, Isle of Wight, England

76 Wanderer - Furtwangen, Deutschland
 79 Orkan Lothar - Oberkirch, Deutschland
 80 Weinanbau - Durbach, Deutschland
 83 Markgräflerland - Herten, Deutschland
 84 Oliven Plantagen - Bunyola, Mallorca, Spanien
 87 Fernsehturm - Berlin, Deutschland
 88 Elizabethan II. Platin-Jubiläum - Cowes, Isle of Wight, England
 91 Orchideenblüten - Birkenfeld, Deutschland
 92 Mani Bär - Kuang Si, Laos
 95 Kuhriusum - Bietigheim - Bissingen, Deutschland
 96 Kürbis Ausstellung - Ludwigsburg, Deutschland
 99 Mae Nam Khong - Wat Pak Ou, Laos
 100 Corvin - Die Rabenkrähe - Budapest, Ungarn
 103 Kingston-Upon-Hull - Kingston-Upon-Hull, England
 104 Amiens - Amiens, Frankreich
 107 Kakheti Prärie - Kakheti, Georgien
 108 Volubilis - Quaili, Marokko
 111 Heiliger Kasbek - Stepandsminda, Georgien
 112 Meerjungfrau von Sitges - Sitges, Spanien
 115 Gleitschirmfliegen - Lautenbach, Deutschland
 116 Lands End - Penzance, England
 119 Allerheiligenberg - Allerheiligenberg, Schweiz
 120 Menorah - Jerusalem, Israel
 123 Seidenbaum - Tel Aviv-Jaffa, Israel
 124 Bienen - Teil eines Wunders - Birkenfeld, Deutschland
 127 Kupferkäfer - Kandern, Deutschland
 128 Kanonenkugelbaum - Phnom Penh, Kambodscha
 131 Wüste Thar - Kano, Rajasthan, Indien
 132 Drehorgelspieler - Warschau, Polen
 135 The Needles - Tottand, Isle of Wight, England
 136 Sint-Janshuis-Mühle - Brügge, Belgien
 139 Koutoubia-Minarett - Marrakesch, Marokko
 140 Parlamentsgebäude - Budapest, Ungarn
 143 Erschöpfung - Frankfurt, Deutschland
 144 Teaplatagen - Munar, Kerala, Indien
 147 Monsoon Valley - Hua Hin, Thailand
 148 Pulked by the Roots - Karlsruhe, Deutschland
 151 Königliche Botanische Gärten - Richmond-Upon-Thames, England

152 Tübingen - Tübingen, Deutschland
 155 Quaili - Quaili, Deutschland
 156 Brücke am Kwai - Kanchanaburi, Thailand
 159 Helmsley - York, England
 160 Kumbal Garh Fort - Kumbal Garh, Rajasthan, Indien
 163 Cannstatter Wasen - Stuttgart, Deutschland
 164 Manistene - Keylang, Himachal Pradesh, Indien
 167 Kloster Reichenau - Reichenau, Deutschland
 168 Angkor Wat - Siem Reap, Kambodscha
 171 Phra Mahathat Chedi Phakdee Prakat - Betong, Thailand
 172 Bergsteigen im Himalaya - Kinnaur, Himachal Pradesh, Indien
 175 Lopburi - Amphoe Mueang Lopburi, Thailand
 178 Taj Mahal - Agra, Uttar Pradesh, Indien
 179 Stonehenge - Salisbury, England
 180 Sultan-Qaboos-Moschee - Muskat, Oman
 183 Vogelwelt - Phalodi, Rajasthan, Indien
 184 Brücke nach Don Det und Don Khon - Kohon Tai, Laos
 187 Buddha Statue - Betong, Thailand
 188 Ayutthaya - Amphoe Phra Nakhon Si Ayutthaya, Thailand
 191 Lederverarbeitung - Fes, Marokko
 192 Tennyson-Denkmal - Freshwater, Isle of Wight, England
 195 Wilde Krokusse - Bad Tölz-Zwiesel, Deutschland
 198 Energiewende - Grimma, Deutschland
 199 Speicherstadt - Hamburg, Deutschland
 200 Eiskristalle - Lenzkirch, Deutschland
 203 Herzogstand - Kochel am See, Deutschland
 204 Baumwipfelpfad - Bad Wildbad, Deutschland
 207 Kürbispypiramide - Ludwigsburg, Deutschland
 208 The Shrine of the Book - Jerusalem, Israel
 211 Split Valley - Keylang, Himachal Pradesh, Indien
 212 Madra Ben Youssef - Marrakesch, Marokko
 215 Coniston Water - Ulverston, England
 216 Monte Scherbelino - Pforzheim, Deutschland
 219 Wular-See - Jammu, Jammu und Kashmir, Indien
 220 Koran - Manama, Bahrain
 223 Manama - Manama, Bahrain
 224 Reis Bauern - Koppal, Karnataka, Indien
 227 Hohenzollern - Hechingen, Deutschland

228 Beduinischer Kamelreiter - Al Selai, Dubai, Vereinigte Arabische Emirate
 231 Freiheitsbrücke - Budapest, Ungarn
 232 Badehütten - Lyme Regis, England
 235 Elbphilharmonie - Hamburg, Deutschland
 236 Hookah - Jodhpur, Rajasthan, Indien
 239 Sampheng-Markt - Bangkok, Thailand
 240 Grand Théâtre de Rabat - Rabat, Marokko
 243 Kardungla-Pass - Chuchak Yakma, Ladakh, Indien
 244 Schloss Nymphenburg - München, Deutschland
 247 Bewässerung - Bhanpura, Rajasthan, Indien
 248 Pindropainter - Thorpeness, England
 251 Abholzung - Mahaxay District, Laos
 252 Könige der Wüste - Sum, Rajasthan, Indien
 255 Forstwirtschaft - Schöenberg, Deutschland
 256 St Michael's Mount - Marazion, England
 259 Schluchsee Graffiti - Schluchsee, Deutschland
 260 Gymnopilus - Zwieselberg-Schiltach, Deutschland
 263 Limes Turm - Lorch, Deutschland
 264 Baken - List, Sylt, Deutschland
 267 Allium - Mühlacker, Deutschland
 268 Biker Paradies - Amphoe Pua, Thailand
 271 Bo Klua - Al Selai, Vereinigte Arabische Emirate
 272 Tower Bridge - London, England
 275 Brougham Castle - Penrith, England
 276 Door Knockers - Brougham, England
 279 Sühnen-Tempel - Barcelona, Spanien
 280 Bhawa-Pass - Keylang, Himachal Pradesh, Indien
 283 Sherpas - Keylang, Himachal Pradesh, Indien
 284 Plain of Jares - Pek District, Laos
 287 Brandenburger Tor - Berlin, Deutschland
 288 Holocaust-Mahnmal - Berlin, Deutschland
 291 Treppenhaus der Begegnungen - Stuttgart, Deutschland
 295 Hunnenring - Otzenhausen, Deutschland
 296 IMPERIA - Konstanz, Deutschland
 299 Sonnenblume - Birkenfeld, Deutschland



DAS ARCHITEKTONISCHE GENIE ANTONI GAUDÍ

Ich bin Antoni, ein naturverehrender Träumer. Meine Kindheit war ein stilles Studium. Während andere Kinder Fangen spielten, saß ich da, meine Gelenke schmerzten oft vom Rheuma, und beobachtete. Ich sah, wie der Wind die Kiefern formte, wie das Licht durch das Laub tanzte. Die Natur war meine einzige, meine ewige Lehrerin. Ich verstand früh, dass es keine geraden Linien gab, nur die eleganten Kurven, Hyperboloide und Paraboloiden der Schöpfung, perfekt und in Harmonie.

Später, in Barcelona, als Architekt, lachte man über meine Ideen. Meine Kommilitonen an der Architekturschule folgten starren, linearen Plänen. Ich hingegen erinnerte mich an die Bienenwaben, die Schneckenhäuser, die Bögen der Baumstämme – sie alle waren statisch, effizient und wunderschön. Meine Gebäude sollten atmen, leben. Ich nutzte Hängemodelle aus Ketten, um die perfekten, natürlichen Lastpfade zu berechnen – eine Methode, die die Notwendigkeit traditioneller Strebewerke eliminierte. Die Säulen im Inneren der Sagrada Família sind keine Säulen, sie sind Bäume, die sich in einem Wald aus Stein verzweigen, durch deren buntes Glas das Licht wie Sonnenstrahlen durch Blätter fällt.

Mein Leben wurde immer bescheidener, je mehr meine Arbeit wuchs. Ich widmete jede wache Stunde der Basilika, meinem Gebet in Stein. In meinen abgetragenen Kleidern, mit meinem ungeschminkten Äußeren und ohne Ausweispapiere, hielt man mich oft für einen Bettler. Am 7. Juni 1926, auf meinem täglichen Weg zur Beichte in der Kirche Sant Felip Neri, geschah es. In Gedanken versunken, übersah ich eine der neuen Straßenbahnen der Linie 30 auf der Gran Via. Der Aufprall warf mich zu Boden. Passanten sahen meine zerfransten Kleider und ließen mich liegen; die ersten Taxifahrer weigerten sich, einen vermeintlichen Vagabunden ins Krankenhaus zu bringen. Erst ein Polizist zwang einen Fahrer.

Drei Tage später, am 10. Juni, starb ich im Hospital de la Santa Creu. Als die Nachricht sich verbreitete und der Kaplan der Sagrada Família mich identifizierte, war die Stadt in tiefer Trauer vereint. Tausende von Menschen – reiche und arme, Katalanen aller Schichten – säumten die Straßen für meinen Trauerzug. Sie legten mich in der Krypta meiner unvollendeten Kathedrale zur letzten Ruhe.

Mein Glaube war einfach: „Originalität ist eine Rückkehr zum Ursprung“. Und dieser Ursprung ist die Natur, die göttliche Schöpfung. Mein Vermächtnis, das in der Sagrada Família weiterlebt, soll Architekten und Künstler für immer daran erinnern, die wahrhaftigsten und schönsten Formen dort zu suchen, wo sie am reinsten sind: in der Natur selbst.

MOSCHEE HASSAN II.

Ich bin Omar, Handwerker in Casablanca. Damals, am Anfang, da war es nur eine Idee, ein Funkeln in den Augen Seiner Majestät König Hassan II. Aber es war keine gewöhnliche Idee; es war eine Vision, die unsere Herzen berührte: Wir sollten ein Gebäude bekommen, das nicht nur groß ist, sondern die Seele Marokkos in sich trägt, hier, in unserem Casablanca.

Ich erinnere mich noch gut an das Jahr 1980. Der König sprach davon, eine Moschee zu bauen, die „auf dem Wasser“ stehen sollte, inspiriert von den Worten, dass „Gottes Thron über dem Wasser“ sei. Diese Worte lösten etwas in uns aus, etwas Mächtiges. Plötzlich ging ein Ruck durchs ganze Land. Es war, als ob jeder Marokkaner spürte: Das ist unsere Chance, etwas Großes für unseren Glauben, für unser Land zu tun. Von da an war es unsere Moschee. Millionen von uns – mein Onkel, der Bauer, mein Nachbar, der Händler, die einfache Frau von nebenan – wir alle spendeten. Jeder gab, was er konnte. Es war diese unglaubliche, stillschweigende Übereinkunft, dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit, das uns alle verband.

Als 1986 der Bau begann, unter der Leitung des französischen Architekten Michel Pinseau, wurde die Baustelle zu einem Treffpunkt. Direkt am Atlantik, wo sonst die Wellen brachen, entstand ein Wunderwerk. Über 10.000 Handwerker aus jeder Stadt, jedem Dorf Marokkos, kamen hierher. Es war faszinierend zu sehen, wie sie unermüdlich arbeiteten. Sie schnitzten das Zedernholz, als würden sie Gedichte schreiben, formten den Stuck zu den feinsten Mustern und setzten diese unzähligen Mosaikfliesen zusammen. In jedem Detail steckten unsere Geschichte, unsere Kunst, unser Stolz. Es war pure, lebendige Handwerkskunst. Wir waren alle Teil davon.

Wir sahen zu, wie traditionelle Techniken mit modernster Technologie verschmolzen. Sie machten die Moschee erdbebensicher und bauten sogar dieses riesige, einfahrbare Dach ein, damit wir bei gutem Wetter unter dem offenen Himmel beten konnten. Stellen Sie sich das vor!

1993, nach sieben Jahren harter Arbeit, war es dann so weit. Die Einweihung war ein Moment, den ich nie vergessen werde. Die Moschee thronte majestätisch über dem Meer, als ob sie schon immer dort gewesen wäre. Ihr Minarett, 210 Meter hoch, stieß in den Himmel. Nachts, wenn dieser Laserstrahl von der Spitze Richtung Mekka zeigte, fühlte man sich verbunden mit der ganzen Welt.

Für mich und meine Leute hier in Casablanca ist dieses Gebäude weit mehr als nur eine Sehenswürdigkeit. Es ist ein Symbol unseres Glaubens, unserer Einheit, unseres handwerklichen Könnens. Es war nicht nur das Projekt eines Königs, es war unser aller Werk. Es ist unser Denkmal an uns selbst, an unsere Fähigkeit, gemeinsam Großes zu leisten.





SCHWEBENDE ORANGE

Ich bin Ran, der Landwirt, nicht der Künstler Morin. Mein Leben ist der Boden, das Wasser, das Wachsen. Und als ich 1993 durch die alten Gassen von Jaffa ging, sah ich nicht nur die Mauern. Ich sah den Verlust. Den Verlust der Verbindung zur Erde, den die moderne Welt mit sich gebracht hat, als die Haine der berühmten Jaffa-Orangen verschwanden und die Hightech-Landwirtschaft einzog.

Morin, der Künstler, hatte eine Vision. Er wollte etwas schaffen, das die Gesetze der Schwerkraft herausfordert. Er fand einen Ableger der Jaffa-Orange, dieser Frucht, die einst den Reichtum der Region symbolisierte. Und was macht er? Er hängt ihn auf. Einen Meter über dem Boden, in einem massiven, eiförmigen Terrakottatopf. Als Landwirt musste ich schmunzeln, aber auch nachdenken. Er hat den Baum mit Seilen und dem Fachwissen des Volcani-Instituts für Landwirtschaft, eines unserer wichtigsten Forschungszentren für Innovation, aufgehängt. Die Bewässerung? Ein verstecktes Tropfbewässerungssystem – eine ironische Hommage an die israelische Erfindung, die unser trockenes Land fruchtbar gemacht hat, die aber auch zeigt, wie sehr wir uns von natürlichen Methoden entfernt haben.

Der Baum spross aus einem Riss im Terrakottatopf, als wolle er sich befreien. Die Skulptur wurde sofort zum Gesprächsstoff. Für mich als Landwirt ist sie ein Symbol mit vielen Interpretationen. Sie ist zu einem festen Bestandteil der reichen Geschichte Jaffas geworden.

Die schwebende Orange ist nicht nur ein Kunstwerk, das Touristen anzieht. Sie ist ein Ort der Reflexion über die Vergangenheit, die Haine, die verschwunden sind, und die Gegenwart der modernen Agrarindustrie. Ihre einfache, aber kraftvolle Aussage erinnert uns daran, dass wir die Natur überlisten können, dass wir neues Leben in der Schwebelassen lassen können. Aber sie zeigt auch die Zerbrechlichkeit dieses künstlichen Lebens. Wir Landwirte wissen: Ohne die ständige, sorgfältige Versorgung durch dieses technische System wäre der Baum verloren. Er erinnert uns daran, dass wir trotz all unserer Technologie immer noch von der Natur abhängen, auch wenn wir sie vom Boden abheben.

CLIFFS OF MOHER

Ich, Cú Chulainn, der Speer der Ulstermen, spreche. Hört die Geschichte dieses windgepeitschten Ortes, den die Sterblichen heute die „Cliffs of Moher“ nennen, nahe Knockevin in der Grafschaft Clare. Es ist ein Ort von wilder, ungezähmter Schönheit, wo das Land abrupt endet und in die gähnende Leere des Ozeans stürzt. Wenn der Tag klar ist, blicke ich hinaus und sehe die Aran-Inseln, die in den Wassern der Galway Bay liegen, als wären sie vom Himmel gefallen. Unter mir grollt das Meer, seine Wellen nagen unaufhörlich an dem weichen Schiefer und Sandstein. Es ist ein Klang, der von der ewigen Kraft der Natur spricht, einer Kraft, die selbst einen Krieger wie mich an ihre Grenzen bringt.

Diese Klippen, so alt wie die Zeit selbst, sind durchdrungen von Mythen und der Magie der Anderswelt. Es ist ein Ort für Wesen, die älter sind als die Menschen. Hierher verschlug es mich auf meiner wildesten Jagd, nicht nach einem Eber oder einem feindlichen Krieger, sondern auf der Flucht vor einer ungeliebten Zuneigung. Eine Hexe, bekannt als Mal, hatte ihr Herz auf mich geworfen, den tapferen Krieger der Roten Zweige. Doch meine Seele gehörte dem Kampf und meiner Pflicht, nicht ihr. Sie war besessen, verfolgte mich unerbittlich, durchquerte mit mir ganz Éire, das ganze Land. Schließlich führte uns die Jagd in diese südliche Region, nahe der Mündung des Shannon.

Ich sah keinen Ausweg über das Land. In einem Sprung voller Verzweiflung und Stärke setzte ich auf die Insel, die heute noch als Diarmuid and Grainne's Rock bekannt ist. Mal, in ihrem rasenden Verlangen, folgte mir, doch der Sprung war zu weit für sie, und sie fiel in die tosenden Wellen unter uns. So sind die Klippen auch heute noch ein Zeugnis dieser unglückseligen Verfolgung.

Die Sterblichen erzählen auch Geschichten von Meerjungfrauen und ihren magischen Umhängen, von Fischern, die von Gier überwältigt wurden – Geschichten, die von den Gefahren der Macht und des Begehrens handeln, die an diesen felsigen Ufern lauern. Die Klippen sind voller solcher Überlieferungen, Geschichten von alten Kriegern, Hexen und Riesen. Sie erinnern die Menschen daran, dass die Welt mehr ist als das, was das Auge sieht, und dass selbst die mächtigsten Helden vor den Kräften der Natur und den Launen der Mythologie fliehen müssen. Ich stehe hier, ein Schatten meiner selbst, und bezeuge die zeitlose Kraft dieser windgepeitschten Küste.





MÖNCH

Der Duft von Jasmin und gebratenem Hähnchen lag schwer in der feuchten Morgenluft von Bangkok. Trotz der frühen Stunde pulsierte die Stadt bereits. Motorroller summten wie Bienen, und Straßenverkäufer priesen lautstark ihre Waren an.

Luang Por Sombat, ein alter Mönch mit einem sanften Lächeln, das tiefe Falten in sein Gesicht gegraben hatte, passte sein Tempo dem seines Novizen, des jungen Niran, an. Ihre safranfarbenen Roben leuchteten im frühen Licht und bildeten einen warmen Kontrast zum grauen Asphalt. Sie hatten ihre Almosenrunde beendet und ihre Schalen waren mit Reis, Bananen und Curry gefüllt. Ihr Ziel an diesem Tag war Wat Phra Kaew, der Tempel des Smaragd-Buddhas, das spirituelle Herz Thailands.

„Niran“, sagte Luang Por Sombat mit einer Stimme, die so sanft war wie das Flattern einer Fahne, „denk daran, warum wir diesen Weg gehen. Wir gehen nicht, um das Gold, die Juwelen oder die Touristen zu sehen. Wir gehen, um unsere Ehrfurcht vor dem Phra Kaew Morakot zu erneuern.“

Niran nickte und konzentrierte sich. Er war aufgeregt. Er hatte den großen Tempel bisher nur auf Postkarten gesehen.

Als sie sich dem Grand Palace näherten, veränderte sich die Atmosphäre. Die Straßen wurden breiter, die Geräusche leiser. Über den hohen weißen Mauern ragten die Türme der Tempel in den tiefblauen Himmel – goldene, mit Mosaiken bedeckte Türme, die im Sonnenlicht wie Feuerwerke explodierten. Am Tor verneigten sich die Wachen und ließen sie passieren. Im Inneren des Geländes war es atemberaubend still. Nur das leise Murmeln der Besucher aus aller Welt war zu hören.

Schließlich standen sie vor dem Ubosot, der Kapelle. Sie zogen ihre Schuhe aus und betraten den kühlen Raum. Dort, hoch auf einem Thron, saß er: der Smaragd-Buddha. Er war viel kleiner, als Niran erwartet hatte, aber seine Präsenz war immens. Aus einem einzigen Block Jaspis (fälschlicherweise als Smaragd bezeichnet) geschnitzt, strahlte die kleine, meditative Figur eine tiefe Ruhe aus.

Luang Por Sombat und Niran sanken in die kniende Haltung der Verehrung. Sie schlossen die Augen und sangen ihre Sutras, wobei sich der Klang ihrer Stimmen mit dem der betenden Pilger vermischte. In diesem Moment, umgeben von architektonischer Pracht und historischer Bedeutung, war Niran nicht mehr nur ein junger Novize auf einer Exkursion. Er war Teil einer alten Kette, die diesen heiligen Ort mit der tiefsten buddhistischen Tradition verband.

Als sie den Tempel verließen und der Lärm der Stadt wieder an ihre Ohren drang, trug Niran nicht nur die gefüllte Almosenschale, sondern auch das Bild der kleinen, kraftvollen Statue in seinem Herzen – eine Erinnerung an die Stille im Zentrum der Welt.

MANIOK

In dem kleinen Dorf Ban Klang, eingebettet zwischen grünen Reisfeldern und den sanften Hügeln im Süden von Laos, lebte Großmutter Mae Boun. Ihr Gesicht war von der Sonne gebräunt und trug die Spuren von achtzig Monsunzeiten.

Mae Bouns Großfamilie ernährte sich hauptsächlich von Reis, dem Herzstück der laotischen Küche. Aber in manchen Jahren, wenn die Wolken ausblieben oder die Überschwemmungen zu stark waren, gab es nur Maniok. Die Maniokpflanze war für sie nicht nur Nahrung, sondern auch ein Versprechen. Sie wuchs dort, wo der empfindliche Reis verdorrte. Ihre knorrigen, braunen Wurzeln gruben sich tief in den kargen Boden und ließen sich weder von Dürre noch Armut aufhalten.

Als Mae Bouns Enkel, der junge Kham, eines Tages nach einer besonders harten Erntezeit ungeduldig wurde, beschwerte er sich: „Großmutter, Reis schmeckt besser. Maniok ist so zäh und schmeckt bitter, wenn man ihn nicht richtig zubereitet.“

Mae Boun lächelte, ohne dass ihr Lächeln Müdigkeit verriet. Sie rieb eine der großen, stärkehaltigen Wurzeln. „Kham“, sagte sie mit einer Stimme, die so sanft war wie das Rauschen eines nahegelegenen Flusses, „Reis ist unser Festmahl. Aber Maniok ist unser Überleben.“

Sie erklärte ihm die wahre Bedeutung der Pflanze in Laos: Maniok ist zuverlässig. Wenn alles andere versagt – Krieg, Dürre, Armut –, können sich die Bauern in Laos auf diese Wurzel verlassen. Sie wächst schnell und ist widerstandsfähig.

Um das Cyanid aus rohem Maniok zu entfernen, muss man ihn mühsam schälen, reiben, einweichen und kochen. „Diese Arbeit“, sagte sie, „lehrt uns Geduld und Respekt vor Lebensmitteln. Sie lehrt uns, dass das Leben Anstrengung erfordert.“ Sie zeigten ihm, wie man ihn zu Stärke (Tapioka) verarbeitet, wie man daraus süße Kuchen backt (Khao Niao Ma Muang mit Maniokmehl) und wie man die Blätter als Gemüse kocht. Maniok ist die Allzweckwaffe der laotischen Küche und Landwirtschaft, auch wenn es manchmal „nur“ Tierfutter ist.

Später am Abend saßen sie um das Feuer herum. Mae Boun backte Maniok-Krapfen in Kokosmilch, ihr Lieblingsgericht. „Vergiss nie, Kham“, flüsterte sie, als sie ihm die warmen Krapfen reichte. „Maniok ist wie die Familie und das Land selbst. Er ist nicht immer raffiniert oder süß, aber er ist stark, er hält uns am Leben und er ist immer für uns da.“





LOTHAR-DENKMAL

Monate nach dem Orkan, und doch ist für Ludwig das Erlebte so, als ob es gestern gewesen wäre, die Erinnerungen brennen sich immer wieder in sein Gedächtnis. „Weißt du“, sagte er mit belegter Stimme, „wenn ich heute das Lothar-Denkmal auf dem Siedigkopf sehe, durchzuckt es mich jedes Mal. Ich denke unweigerlich an jenen zweiten Weihnachtsfeiertag 1999 zurück. Bis dahin waren die Feiertage so beschaulich, so weihnachtlich ruhig hier in unserem geliebten Schwarzwald. Aber am 26. Dezember? Da änderte sich alles, für immer.“

„Ich erinnere mich an den Morgen“, fuhr er fort. Seine Augen wurden glasig. „Der Wind wurde stärker, aber wir dachten uns erst nichts dabei. Doch dann fegte „Lothar“, wie wir ihn bald nur noch voller Ehrfurcht nannten, mit einer Wucht über uns hinweg, die wir so noch nie erlebt hatten. Die Geräusche... ach Gott, die Geräusche waren furchtbar – ein Heulen, ein Krachen, als würde der Himmel selbst auseinandergerissen. Im Tal, hier in Gengenbach, maßen sie später Windgeschwindigkeiten von über 150 km/h, in den höheren Lagen Richtung Moosturm waren es wohl an die 200 km/h. Das waren keine Böen mehr, das war die pure, entfesselte Gewalt der Natur.“

„Innerhalb von nur zwei Stunden war unsere vertraute Welt eine andere“, murmelte er, den Blick in die Ferne gerichtet. „Als ich am nächsten Morgen vor die Tür trat, stockte mir der Atem, das Herz sank mir in die Hose. Überall lagen entwurzelte und abgeknickte Bäume. Ganze Waldstücke, die wir von Kindesbeinen an kannten, in denen wir Pilze gesammelt hatten, waren einfach weg, als hätte sie jemand ausradiert. Es sah aus, als hätte ein Riese Streichhölzer fallen lassen. Die Forstwirtschaft hier in der Gegend traf es besonders hart; allein in Baden-Württemberg waren es über 30 Millionen Bäume. Unvorstellbar. Das Schlimmste war aber, dass in unserem Bundesland auch 13 Menschen in diesen furchtbaren Stunden ums Leben kamen. Das hat uns alle tief getroffen, es war, als hätte man uns einen Teil unserer Gemeinschaft genommen.“

„Sechs Jahre später, wieder an einem zweiten Weihnachtsfeiertag im Jahr 2005, versammelten wir uns am Siedigkopf. Der Künstler Norbert Feger hatte ein Denkmal geschaffen. Es steht genau dort, wo der Sturm besonders gewütet hatte, nahe der Grenze zu Nordrach, in der Nähe des Moosturms. Es ist ein stiller Ort der Mahnung geworden.“

DER ALTE BAUM GIBT NICHT AUF

Ach, mein Kind, komm doch her und hör mir gut zu. Setz dich zu mir auf die Bank, wir haben einen Moment Zeit. Ich muss dir von unserem alten Baum erzählen, dort hinten, an der Grenze zu Eisingen, am Rande von Gengenbach. Weißt du, wenn ich ihn heute so sehe, mit all den wilden Dornen und diesen frechen Hagebutten, die sich um seinen zerquetschten, toten Stamm winden, dann blutet mir das Herz. Es sieht so aus, als ob das Leben ihn ersticken will. Aber dann, dann sehe ich diesen einen Ast, der sich wie ein trotziger Arm nach oben reckt, als wollte er der Welt zurufen: „Ihr habt mich noch lange nicht besiegt! Ich bin noch da!“ Das ist unser Baum, ein wahrer Kämpfer. Trotz all dieser Last, trotz seines offensichtlichen Niedergangs, zeigt er uns allen, was wahre Stärke bedeutet. Da, schau genau hin, siehst du die kleinen, grünen Triebe, die aus seiner alten, rissigen Rinde sprießen? Sie sind so klein, so zart, aber sie schreien förmlich von Ausdauer und einer Kraft, die tief in der Erde verwurzelt ist.

Wir Dorfbewohner, wir kennen diesen Baum, manche von uns schon seit Generationen. Wir betrachten ihn mit einer Ehrfurcht, ja, fast schon mit einer Spur von Mystik. Meine Großmutter hat mir schon als kleines Mädchen Geschichten von ihm erzählt. Wie er uns einst Schutz bot, als die schlimmsten Stürme tobten, wie sein Schatten uns kühlte. Und weißt du, wie viele verliebte Paare sich unter seinen Ästen getroffen haben? Unzählbar. Er hat so viel Liebe und so viele Geheimnisse gesehen. Er war immer ein Treffpunkt für uns alle.

Dann, vor einer Weile, kam ein junger Künstler aus der Stadt. Eines Tages sah ich ihn, wie er seine Staffelei neben dem Baum aufbaute. Er war so still, so nachdenklich. Er begann, die Formen, die Farben, das ganze Leid und die Hoffnung auf seine Leinwand zu übertragen. Ich habe zugesehen, wie er malte. Man konnte spüren, wie er eine tiefe Verbindung zu dem Baum aufbaute. Er wirkte fast so, als würde ihm der Baum seine ganze, lange Lebensgeschichte ins Ohr flüstern.

Als das Gemälde fertig war... ach, mein Kind, es war wunderschön. Es zeigte nicht nur die raue Schönheit, die Narben des Baumes, sondern vor allem seine unerschütterliche Willenskraft. Und so geschah etwas Wunderbares: Die Menschen, sie kamen von nah und fern, um dieses Kunstwerk zu sehen und die Legende unseres alten Baumes zu hören. Sie begannen, ihn mit anderen Augen zu sehen. Und so lebt der Baum weiter, nicht nur dort draußen an der Straße nach Eisingen, sondern in unseren Herzen, in unseren Geschichten und in den Erinnerungen all jener, die sein Andenken ehren. Er ist ein Teil von uns geworden.





DURDL E DOOR ARCH

Die alte Dame, die sich einfach „Limestone“ nannte, hatte alles gesehen. Sie war nicht aus Stein, sie war der Stein. Sie war die Küste von Dorset. Seit Tausenden von Jahren hatte sie beobachtet, wie die Wellen des Ärmelkanals gegen sie arbeiteten. Und in ihrer Flanke, wo die Kreideschicht weicher und die Portlandsteinschicht spröder war, lag ihr größtes Juwel: Durdle Door.

Die Einheimischen, die Fischer und Hirten, nannten es nie bei seinem modernen Namen. Für sie war es einfach „The Door“ (die Tür). Ein gigantischer, perfekt geformter Bogen, den das Meer selbst in den Felsen gemeißelt hatte, eine steinerne Öffnung zwischen Himmel und Wasser.

Vor über zehntausend Jahren, als die letzte Eiszeit endete und der Meeresspiegel stieg, hatte die Küste zu kämpfen. Das Meer fraß sich in die weichen Schichten hinter einem harten Kalksteingrat und schuf so die Bucht und die kleine, geschützte Höhle. Als der Kalksteingrat schließlich nachgab, stürzte das Dach einer kleinen Höhle ein, und Durdle Door war geboren.

An einem sonnigen Nachmittag im Hochsommer saß ein junger Maler namens Finn auf der Klippe über dem Bogen. Er hatte den ganzen Tag lang versucht, die Farbe des Wassers einzufangen – von tiefblau bis türkis, je nachdem, wie das Licht durch den Bogen fiel. Er seufzte. „Du bist wunderschön, aber du bewegst dich nicht“, dachte er.

Plötzlich hörte er eine leise, knisternde Stimme, die im Wind zu ihm sprach. „Bewegen? Oh, mein Junge, ich bewege mich ständig. Aber in einem Zeitrahmen, den deine kurzen Jahre nicht begreifen können.“ Finn sah sich um. Nur die Möwen und der Felsen.

„Jedes Jahr“, flüsterte die Stimme, der Kalkstein, „nimmt mir das Meer ein kleines Sandkorn. Jeder Sturm nagt an meiner Basis. Ich werde breiter und höher. Ich bin der Wächter des Landes, aber auch der Gefangene der Zeit.“

„Du meinst, du wirst eines Tages einstürzen?“, fragte Finn leise, fast ehrfürchtig.

„Alle Türen schließen sich irgendwann“, antwortete der Kalkstein mit einem melancholischen Grollen. „Aber das ist nicht das Ende. Wenn ich falle, wird das Ende dieses Bogens zu einer neuen Felsnadel – einer isolierten, wachsamen Säule, die über das hinausragt, was einst mein Tor war.“ Finn verstand. Durdle Door war nicht nur ein Bogen, der einmal war. Es war ein Bogen, der einmal sein wird. Es war ein flüchtiger Moment in der geologischen Ewigkeit. Der Maler legte seine Pinsel beiseite und begann, nicht die Szene zu malen, sondern ihre Geschichte. Er malte das durch den Bogen scheinende Licht nicht als Ende, sondern als Übergang – als ein ständig offenes Tor, das von der Vergangenheit in die Zukunft führt. Er wusste, dass der Bogen, solange er stand, die reinste Form eines maritimen Wunders war – ein Monument, geschaffen von den stillen, unaufhaltsamen Händen des Ozeans.

BRÜGGE

Ich bin Willem, der Weber. Mein Leben spielte sich im goldenen Licht der untergehenden Sonne ab, das die Kanäle von Brügge zum Glitzern brachte. Unser großer Marktplatz, im Schatten des majestätischen Glockenturms, war voller Leben. Händler aus ganz Europa kamen und gingen, kauften meine kostbaren flämischen Stoffe und Gewürze, die über den Zwin-Kanal zur Nordsee transportiert wurden. Ich war ein Meister meines Handwerks, aber die Zunft legte strenge Beschränkungen für den Preis meiner Stoffe fest – wir hatten Ordnung in der Stadt, das war uns wichtig.

Eines Abends saß ich mit meiner Elodie am Ufer eines Kanals. Wir spürten es: Die Stadt begann zu sinken. Der Zwin-Kanal, der uns so reich gemacht hatte, versandete rapide. Es wurde für die großen Handelsschiffe immer schwieriger, unseren Hafen zu erreichen. Es war der Anfang vom Ende unserer Vormachtstellung. Im Laufe der Jahre verwandelte sich Brügge von einer glamourösen Metropole in eine verschlafene Stadt. Ich, Willem, mittlerweile ein alter Mann, sah, wie die alten Kanäle still und leer wurden. Die Kaufleute zogen weg, die Händler schlossen ihre Läden. Brügge wurde zu einer „toten Stadt“, wie es später in einem berühmten Roman beschrieben wurde. Es war traurig, ja, aber die Stille bewahrte etwas, was die Hektik fast zerstört hatte: die Schönheit der mittelalterlichen Fassaden und die Romantik der Kanäle.

Lange nach meiner Zeit, Ende des 19. Jahrhunderts, kamen die ersten Touristen. Sie erkannten diese bewahrte Schönheit, die wir in unserer Geschäftigkeit fast übersehen hätten. Brügge erwachte aus seinem langen Schlummer und erstrahlte in neuem Glanz – nicht mehr als mächtige Handelsstadt, sondern als bezauberndes Freilichtmuseum.

Meine Geschichte und die Geschichte Brügges hallen noch immer in den Kanälen und auf den Kopfsteinpflasterstraßen wider. Ich hätte mich sicherlich darüber gefreut, dass meine Stadt überlebt hat.





KÖNIGREICH KAUSHAMBI

Ach, mein Herz, wie wunderbar sind doch die Geschichten, die uns über die Anwesenheit unseres geliebten Lehrers berichten, selbst als er noch unter uns weilte! Schon zu Lebzeiten des Erwachten, des Buddha, wussten die Menschen, wie wertvoll jede Erinnerung an seine Form, an sein strahlendes Antlitz war. Erinnerst du dich an die Geschichte von der Prinzessin auf Sri Lanka, die ihn so sehr verehrte? Ihr Herz sehnte sich nach einem Zeichen seiner Gegenwart. Und unser Mitfühlender sandte ihr tatsächlich ein gemaltes Bildnis von sich auf Stoff. Stell dir das vor! Ein direktes, persönliches Geschenk des Meisters an eine seiner Anhängerinnen, über all die Distanzen hinweg. Das allein ist ein Beweis seiner unendlichen Güte.

Aber die Geschichte, die mein Herz am meisten berührt, ist die von König Udayana vom Königreich Kaushambi. Als der Buddha in den fernen, reinen Himmel der 33 Götter reiste, um dort seine eigene Mutter zu lehren – ein Akt von tiefer, kindlicher Ehrfurcht, nicht wahr? – da war die Sehnsucht hier auf Erden unerträglich groß. König Udayana konnte die Trennung kaum ertragen. Aus tiefer Liebe und Respekt ließ er eine Statue Buddhas aus kostbarem Sandelholz anfertigen. Und dann, die Heimkehr des Meisters! Die Überlieferung sagt uns, dass diese Statue, beseelt von der reinen Absicht des Königs, dem Buddha entgegenkam, um ihn zu begrüßen. Welch ein heiliger Moment! Der Buddha, mit seinem allwissenden, sanften Blick, sprach zu ihr: „Kehr zu deinem Platz zurück. Nachdem ich ins Parinirvana eingegangen bin, wirst du als Vorbild für die vier Klassen meiner Schüler dienen“.

Spürst du die Bedeutung dieser Worte? Der Buddha selbst hat diese Darstellung gesegnet! Er wusste, dass wir nach seinem physischen Dahinscheiden etwas brauchen würden, woran wir uns festhalten können, etwas, das uns an seine Lehren, an seine Erleuchtung erinnert. Diese Sandelholzstatue war nicht nur Holz, sie war eine heilige Anweisung für die Zukunft. Sie wurde zur ersten aller Buddha-Abbildungen, zur Blaupause für all die Millionen Statuen, vor denen wir heute unser Haupt neigen.

Es gab auch diese andere Gelegenheit, als er König Bimbisara erlaubte, ein Bildnis von ihm für das „Rad des Lebens“ zu verwenden. Auch hier bestätigte der Buddha ausdrücklich die zutiefst wohlthuende, ja, heilende Wirkung dieses Bildnisses.

Diese Geschichten zeigen uns, dass die Verehrung einer Statue oder eines Bildes keine bloße Götzenanbetung ist. Es ist ein Akt der Erinnerung, ein Werkzeug für unsere eigene Praxis. Der Buddha selbst hat uns diese Hilfsmittel gegeben, damit sein mitfühlendes Antlitz, seine Lehren, nie aus unseren Herzen weichen. In jeder dieser Darstellungen, die seither geschaffen wurden, lebt seine Gnade fort.

DIE STEINKÖPFE VON SNO

Ich bin Sergei, ein Kunstliebhaber aus Tiflis. Wenn ich das Chaos der Stadt hinter mir lasse und in das stille Chevi-Tal fahre, finde ich etwas, das meine Seele berührt. In der Nähe des Dorfes Sno, umgeben von den majestätischen, schroffen Gipfeln des Kaukasus und durchzogen vom klaren Wasser des Sno-Tals, gibt es eine unerwartete und faszinierende Freiluftgalerie: die Steinköpfe von Sno. Es sind keine Relikte einer fernen Vergangenheit.

Sie sind das Werk eines einzigen Mannes, des autodidaktischen georgischen Bildhauers Merab Piranishvili. Seine Geschichte ist geprägt von Hingabe und einer tiefen Liebe zur Kultur unseres Heimatlandes. Ich fühle diese Liebe in jedem Meißelschlag. Vor vielen Jahren, angetrieben von der Vision, Georgiens reiches kulturelles Erbe für alle sichtbar zu machen, begann Piranishvili sein monumentales Projekt. Das Material lag einfach herum: riesige Basaltblöcke, die wie von Riesenhand über die Landschaft verstreut lagen. Mit Meißel und Hammer, Schweiß und unendlicher Geduld begann er, diesen rohen Steinen Leben einzuhauchen. Jeder Kopf, meterhoch in den Himmel ragend, wurde zu einem Kapitel der georgischen Seele.

Da ist Shota Rustaveli, unser großer mittelalterlicher Dichter, dessen steinerne Augen mit der Weisheit von Jahrhunderten zu blicken scheinen. Neben ihm steht Vakhtang Gorgasali, der legendäre König und Gründer von Tiflis, dessen Blick entschlossen in die Ferne gerichtet ist, als würde er noch immer sein Königreich beschützen. Es folgten weitere Gesichter, Köpfe von Denkern, Schriftstellern und Helden, deren Geschichten jeder Georgier kennt.

Heute stehen die monumentalen Skulpturen wie stille Wächter in der weiten, grünen Ebene, umgeben von Schafherden und traditionellen Steinhäusern. Sie bilden einen faszinierenden Kontrast zur ungezähmten, natürlichen Umgebung des Kaukasus. Bei Sonnenaufgang fangen die ersten Sonnenstrahlen ihre Konturen ein, während die Gesichter im sanften Abendlicht des Sonnenuntergangs fast lebendig wirken.

Die Steinköpfe sind zu einem Wallfahrtsort geworden – nicht nur für Kunstliebhaber wie mich, sondern auch für Reisende, die die authentische Seele Georgiens suchen. Sie laden uns ein, innezuhalten, die Stille der Berge zu genießen und gleichzeitig in die reiche Geschichte eines Landes einzutauchen, das stolz auf seine Vergangenheit ist.

Dank Merab Piranishvilis Leidenschaft ist ein einfaches Dorf im Chevi-Tal zu einem einzigartigen Ort der Kunst und Erinnerung geworden, an dem die Steingesichter Georgiens zeitlose Legenden für immer in den Wind flüstern. Sie sind ein Beweis dafür, dass wahre Kunst aus tiefen Wurzeln in der eigenen Kultur entsteht und dass ein einzelner Mensch die Kraft hat, sowohl physisch als auch kulturell bleibende Spuren in der Landschaft zu hinterlassen.





LUFTSCHLACHT UM ENGLAND

Ich bin Peter, ein Schüler der Freshwater Windmill Lane School. Für mich war Freshwater Bay immer der schönste Ort der Welt, mit seinen weißen Klippen und dem glitzernden Meer. Doch im Krieg, bei meinen Großeltern lebend, sah ich, wie unser Zuhause zu einem Frontgebiet wurde. Wir waren den Deutschen so nah, dass der Ärmelkanal sich oft eher wie ein Graben anfühlte als wie ein schützendes Meer.

Mein Freund und ich verbrachten unsere Tage damit, den Himmel abzusuchen. Wir kannten jedes Geräusch, jede Silhouette. Es war der Tag der Luftschlacht um England im Jahr 1941, als wir die Veränderung spürten. Zuerst war da nur das ferne Summen, das schnell zu einem tiefen, bedrohlichen Dröhnen anwuchs. Am Horizont, über dem blauen Wasser, tauchten sie auf: eine riesige Formation deutscher Bomber. Ich erinnere mich an die Angst, die sich in meinem Magen festsetzte, und an den panischen Sprint in Deckung. Wir wussten, dass wir in Gefahr waren.

Dann, mitten im Chaos, kam das vertraute, beruhigende Grollen. Unsere Jungs. Die Spitfires und Hurricanes schossen über uns hinweg. Sie umzingelten die feindlichen Maschinen wie wütende Wespen. Der Himmel verwandelte sich in ein wirres Netz aus Rauchspuren und Kondensstreifen. Es war laut, furchterregend und gleichzeitig – als die Deutschen schließlich über den Kanal zurückgedrängt wurden – ein außergewöhnlicher und unvergesslicher Anblick. Unsere Piloten hatten uns gerettet.

Luftkämpfe waren an der Tagesordnung. Über den Farringford Farm-Feldern und den Tennyson Downs stürzten immer wieder Flugzeuge ab. Wir sahen, wie die Soldaten lange Gräben in die Downs hackten, um zu verhindern, dass die feindlichen Piloten hier landen konnten. Manchmal sah ich Piloten, die es schafften, sich mit dem Fallschirm zu retten. Es war brutal; wir hörten Geschichten – und manchmal sahen wir es selbst –, wie die deutschen Piloten auf unsere britischen Flieger schossen, während diese hilflos zu Boden schwebten. Der Krieg war grausam.

Aber die Tragödie traf uns nicht nur aus der Luft. Ich erinnere mich an den April 1943, als ein schwerer Sturm tobte. Das Meer, das wir liebten, wurde zu einem Monster. Zwei unserer Royal-Navy-Landungsboote sanken direkt hier in der Bucht. Die Schreie der Seeleute und Royal Marines, die in den rauen Wellen ertranken, verfolgten mich. Es ging nicht nur um große militärische Strategien; es ging um das, was hier, direkt vor unserer Haustür, passierte, und um die Gesichter der gewöhnlichen Menschen, die den Horror durchlebten. Freshwater Bay hat seine Narben aus dieser Zeit, und ich trage meine auch.

THE MOST BEAUTIFUL VILLAGE IN ENGLAND

Ich bin Morwenna. Mein Zuhause ist Mousehole – oder wie wir sagen, Mau-zi – ein Fischerdorf, das sich an die Granitküste Cornwalls schmiegt. Die Häuser sehen aus, als wären sie direkt aus dem Fels gehauen. Die Geschichte, die ich Ihnen erzähle, ist keine Legende, es ist unser Leben, unsere Rettung.

Es war Ende Dezember, ein eisiger Wind peitschte die Gischt über die hohe Hafenmauer. In meinem kleinen Wohnzimmer flackerte das Feuer müde. Draußen tobte das Meer, der Hafen war leer. Die Fischer waren seit über einer Woche nicht auf See gewesen, und die Vorräte gingen zur Neige. Ich sah meine beiden Enkelkinder an, die hungrig auf den Holzboden starrten. Da war wenig Licht in diesem Jahr in unser Dorf gekommen.

Der furchtloseste Fischer war Tom Bawcock. Ein Mann mit einem Bart, salzig wie das Meer, und Augen, die die Gezeiten voraussahen. Er wusste, wir konnten nicht mehr warten. Am 23. Dezember, als der Sturm etwas nachließ, traf Tom eine einsame Entscheidung. Er umarmte seine Frau und sagte: „Ich muss hinausfahren. Das Meer wird uns nicht töten, aber der Hunger schon.“ Er steuerte sein kleines Boot hinaus in die tosenden Wellen. Das ganze Dorf stand auf der Hafenmauer und sah zu, wie sein gelbes Segel im grauen Meer verschwand. Ein verzweifelter, rücksichtsloser Unterfangen.

Sieben bange Stunden vergingen. Die Sonne ging unter, die Hoffnung schwand. Ich zündete meine letzte Öllaterne an und stellte sie in mein Fenster, ein winziger Fleck Wärme in der hereinbrechenden Dunkelheit. Plötzlich, in der Dämmerung, ertönte ein lauter Schrei vom Meer. Tom Bawcock war zurück! Und sein Boot war nicht leer. Es war bis zum Rand mit Fisch gefüllt, hauptsächlich Seezunge und Hering. Er hatte einen Schwarm in den tiefen Gewässern gefunden, wo der Sturm ihn nicht weggefedt hatte.

Die Freude war unermesslich. In dieser Nacht feierten wir mit einem spontanen Festmahl. Wir backten alle Fische zusammen mit Kartoffeln und Eiern unter einer Teigkruste in einer einzigen riesigen Pastete – dem Stargazy Pie. Die Fischköpfe ragten aus dem Teig heraus, als würden sie zum Himmel aufblicken. Es war ein Gericht, das unsere Rettung aus der tiefsten Not symbolisierte.

Seitdem feiert Mousehole jedes Jahr am 23. Dezember Tom Bawcock's Eve. Wir backen die Stargazy Pie, um seine Tapferkeit zu ehren. Und jedes Jahr während der Adventszeit, wenn das Dorf seine berühmten Weihnachtslichter mit Motiven von Fischen, Walen und Booten aufhängt, erinnere ich mich daran. Ich lächle, weil ich weiß, dass die wahre Schönheit von Mousehole nicht in seinen Straßen liegt, sondern im Geist seiner Bewohner – und in Tom Bawcocks kleiner, aber lebensrettender Laterne, die Mut und Nahrung aus dem dunkelsten Sturm hervorbrachte. Diese Geschichte ist der wahre Kern unseres Dorfes.





BUDDHA AUF DEM WEG INS NIRVANA

Prinz Siddhartha Gautama hatte seinen goldenen Käfig verlassen. Er hatte den Palast, die Juwelen und seine Familie zurückgelassen, um die große Frage zu beantworten, die ihn quälte: Warum gibt es Leiden? Siddhartha Gautama verbrachte Jahre als Asket. Der Prinz fastete, bis seine Rippen wie ein Käfig hervorstanden, und meditierte mit unerträglicher Strenge. Aber die Erleuchtung kam nicht. Er erkannte, dass weder absoluter Luxus noch absolute Entbehrung zur Wahrheit führten. Der Weg lag in der Mitte.

Erschöpft und desillusioniert nahm Siddhartha eine Schüssel Reisbrei von einem Bauernmädchen namens Sujata an. Die Stärkung half ihm, den Mut zu sammeln, um seine letzte Meditation zu beginnen. Er suchte sich einen ruhigen Ort am Ufer des Niranjana-Flusses. Dort setzte er sich unter einen großen, ausladenden Bodhi-Baum (Baum der Erleuchtung). Er schwor, nicht aufzustehen, bevor er die tiefste Wahrheit des Lebens erkannt hatte.

Als die Dämmerung hereinbrach, spürte er Widerstand. Die mythische Gestalt Mara, der Herr der Illusion und Begierde, erschien, um ihn in die Irre zu führen. Mara begann mit Versuchungen. Er schickte seine schönen Töchter, um Siddhartha zu verführen. Siddhartha blieb unbeeindruckt. Mara versuchte es mit Angst. Er rief Armeen von Dämonen herbei, die Speere und Feuer auf ihn warfen. Aber die Speere verwandelten sich in Blütenblätter, bevor sie ihn erreichten. Maras letzter Versuch war Zweifel. „Wer bist du, dass du es verdienst, unter diesem Baum zu sitzen? Wer ist dein Zeuge?“

Siddhartha öffnete die Augen. Er hob seine rechte Hand und berührte die Erde. Dies war das Bhumisparsha-Mudra – die Geste, die die Erde als Zeugin anrief. Mit fester, innerer Ruhe sagte er: „Diese Erde ist mein Zeuge. Meine Taten sind mein Zeuge. Ich strebe nach der tiefsten Wahrheit zum Wohle aller Lebewesen.“

Mit dieser endgültigen Ablehnung der Illusion war Maras Macht gebrochen. Siddhartha versank tiefer in Meditation. Er erkannte die Ursachen des Leidens und erlangte die Erkenntnis der Vier Edlen Wahrheiten: Leiden, die Ursache des Leidens (Begierde), das Ende des Leidens und den Weg zum Ende (der Achtfache Pfad).

Als der Morgenstern am Himmel aufging, durchbrach Siddhartha die Schleier der Unwissenheit. Er erlangte das Nirvana – einen Zustand jenseits von Tod und Wiedergeburt, frei von Gier, Hass und Verblendung. Siddhartha war nicht mehr nur ein Mensch. Er war der Buddha – der Erwachte. Er erhob sich, nicht um zu verschwinden, sondern um 45 Jahre lang die Wahrheit zu lehren, die er in dieser einen Nacht unter dem Bodhi-Baum gefunden hatte.

KARLSBRÜCKE

Im Jahr 1357, als Prag das Zentrum des Heiligen Römischen Reiches war, legte Kaiser Karl IV. den Grundstein für etwas, das seine Stadt unsterblich machen sollte: die Karlsbrücke (Karlův most). Der Kaiser war jedoch nicht nur ein Visionär, sondern auch ein wenig abergläubisch. Der Legende nach wählte er den Zeitpunkt für die Grundsteinlegung sorgfältig nach numerischer Symmetrie aus: 5:31 Uhr am 9. Juli 1357. Diese Zahlenfolge – 1–3–5–7–9–7–5–3–1 – sollte der Brücke ewige Festigkeit verleihen. Um sie noch stabiler zu machen, sollen die Bauleute Eier und Milch in den Mörtel gemischt haben, um ihn zu verfestigen. Der Legende nach brachten Menschen aus dem ganzen Königreich Eier mit, aber die Bewohner eines Dorfes schickten versehentlich gekochte Eier – ein Fehler, der der Stärke der Brücke jedoch keinen Abbruch tat.

Jahrhunderte vergingen. Die 516 Meter lange Brücke, die von 16 massiven Bögen getragen wird, wurde nicht nur von Pferdekutschen befahren, sondern auch von Geschichten bevölkert. Im 17. Jahrhundert wurde sie zu einer Freiluftgalerie. Dreißig majestätische Barockstatuen säumten ihren Weg und verwandelten die Überquerung der Moldau in eine feierliche Prozession von Heiligen. Die berühmteste dieser Statuen ist die des Heiligen Johannes von Nepomuk. Er war der Priester der Königin und wurde der Legende nach von König Wenzel IV. von der Brücke in die Moldau geworfen, weil er sich weigerte, das Beichtgeheimnis zu brechen.

Unter seiner Statue ist ein kleines, glänzendes Messingkreuz in das Geländer eingelassen. Der Legende nach kehrt jeder, der dieses Kreuz und die fünf Sterne darauf berührt, nach Prag zurück und seine Wünsche werden wahr. Tausende von Touristen taten dies jeden Tag, sodass ihre Hände das Metall im Laufe der Jahre zu einem spiegelglatten Finish polierten.

An einem nebligen Wintermorgen stand die Geigerin Eliška auf der Brücke. Sie war keine Touristin, sondern eine Pragerin, die hier jeden Tag ihren Lebensunterhalt verdiente. Um sie herum war noch niemand, nur das Knistern des Nebels und das leise Rauschen der Moldau waren zu hören. Sie begann zu spielen. Ihre Musik, rein und melancholisch, schien aus den Steinen und der Geschichte selbst zu entspringen. Sie wusste, dass die Brücke mehr als nur ein Bauwerk war. Sie war eine Brücke zwischen den Zeiten – eine Linie, die die Vergangenheit (die Könige und Heiligen) mit der Gegenwart (den Künstlern und Liebenden) verband.

Als die ersten Sonnenstrahlen den Nebel durchdrangen und das Messingkreuz von Nepomuk beleuchteten, holte Eliška tief Luft. Die Karlsbrücke war nicht nur eine Verbindung zwischen der Altstadt und der Kleinseite. Sie war die Seele Prags, erbaut auf Aberglauben, gestärkt durch Eier und für die Ewigkeit zementiert durch Musik und Legenden.





DAS KOLOSSEUM IM HERZEN ROMS

Flavius spürte die Brise, die durch die zerbrochenen Bögen wehte. Er war nicht Kaiser Vespasian, der das Kolosseum 72 n. Chr. errichten ließ, und er war auch nicht Titus, der es acht Jahre später einweihte. Flavius war nur ein einfacher Maurer im modernen Rom, aber er kannte die Steine besser als jeder Historiker. Für ihn war das Kolosseum – das Amphitheatrum Flavium – mehr als eine Ruine. Es war der Herzschlag Roms, ein steinerner Zeuge menschlicher Extreme.

Er schloss die Augen. Er hörte nicht den Lärm moderner Vespas und Touristen, sondern das Echo von 50 000 Kehlen, die vor Aufregung brüllten. Flavius roch nicht den Ruß, sondern den Geruch von Schweiß, Sand und Blut. Er sah das Velarium, das riesige Segeldach, das über den oberen Rängen gespannt war, um die Zuschauer vor der sengenden römischen Sonne zu schützen. Flavius sah die kaiserliche Loge, von der aus die Kaiser mit einer einzigen Geste über Leben und Tod entschieden.

Aber das wahre Herz der Arena lag unter seinen Füßen: das Hypogeum. Dieses labyrinthische System aus unterirdischen Gängen, Käfigen und Aufzügen war die Bühne für Magie. Von hier aus wurden wilde Tiere – Löwen aus Afrika, Bären aus Germanien – scheinbar aus dem Nichts auf die sandige Arena katapultiert. Hier warteten Gladiatoren. Ihre Helme reflektierten das Licht, ihre Muskeln waren angespannt.

Flavius stellte sich einen jungen Mann namens Marcus vor, der sich am Griff seines Schwertes abstützte. Marcus war kein Held, sondern ein Sklave, der im Kampf um sein Leben Ruhm erlangen oder in den Sand fallen konnte. Das Kolosseum war der Ort, an dem die Grenze zwischen Mensch und Tier verschwamm, an dem das Leben Spektakel und der Tod Unterhaltung war.

Die Spiele dauerten Hunderte von Jahren. Dann, mit dem Untergang des Römischen Reiches und dem Aufstieg des Christentums, verstummte das Gebrüll. Die Steine wurden geplündert, das Kolosseum wurde zu einem Steinbruch, einer Behausung, einer Werkstatt, sogar zu einer Festung.

Als Flavius die Augen öffnete, holte er tief Luft. Heute war das Gebäude nur noch ein Skelett, eine halbzerstörte Krone. Aber die Geschichte war in jede Fuge eingestanzt. Er fuhr mit der Hand über einen Sandsteinblock, der von einem mittelalterlichen Kreuz gekrönt war. Das Kolosseum war nicht nur die größte Arena, die je gebaut wurde. Es war das ultimative Denkmal: eine Erinnerung an die ungezügelte Macht des Römischen Reiches, seine Grausamkeit und die ultimative Vergänglichkeit selbst der härtesten und ehrgeizigsten Bauwerke im Herzen Roms.

DIE SUPERFRUCHT GRANATAPFEL

Am östlichen Rand eines sonnenverwöhnten Gartens, wo die Luft vom Duft der Feigen erfüllt war, wuchs ein Granatapfelbaum. Er sah unscheinbar aus, bis seine Früchte aufplatzten und ihr Inneres enthüllten: Hunderte winziger, rubinroter Juwelen – die Arillen.

Die alte Gärtnerin Amira wusste, dass dieser Baum kein gewöhnlicher Baum war. Sie nannte ihn ihren „König“, weil jede Frucht an ihrer Spitze eine kleine, perfekte Krone hatte. Eines Tages kam ihr Enkel Tariq aus der Stadt mit einer Schüssel voller künstlicher Süßigkeiten zurück. „Großmutter“, fragte er, „warum isst du immer diese sauren Früchte? In der Stadt gibt es viel Besseres.“

Amira lachte und pflückte einen Granatapfel vom Ast. Sie schnitt ihn vorsichtig auf, und der leuchtend rote Saft lief fast heraus. „Mein kleiner Tariq“, sagte sie, „diese Frucht wird von modernen Ärzten als ‚Superfrucht‘ bezeichnet, aber das haben wir schon immer gewusst. Sie ist nicht nur süß, sie ist Medizin und Geschichte.“

Sie erklärte ihm die Geheimnisse, die in den Kernen stecken:

Antioxidantien: „Jede kleine Perle ist ein Soldat“, mein Kind. „Diese Soldaten kämpfen gegen die „bösen Dinge“ im Körper – freie Radikale. Ihre Kraft ist dreimal stärker als die von grünem Tee.“ Sie nannte es den „inneren Schutzschild“.

Herz und Blut: „Die Perser nannten den Saft ‚Blut des Herzens‘. Er hilft, das Blut flüssig und die Arterien sauber zu halten. Es ist die Frucht, die dein Herz stark hält.“

Geschichte und Mythos: Sie erzählte ihm, dass der Granatapfel in vielen Kulturen ein Symbol sei: für Fruchtbarkeit (wegen seiner vielen Samen), für Leben und Wiedergeburt (wegen seiner langen Haltbarkeit) und für königliche Macht (wegen seiner Krone).

Sie reichte ihm eine Handvoll Kerne. „Iss sie. Sie sind sauer, süß und ein wenig herb – wie das Leben selbst. Aber sie geben dir die Kraft, alles zu ertragen.“

Tariq knabberte an den knackigen Kernen. Er spürte, wie der Geschmack seine Zunge belebte. Er verstand, dass die wahre Kraft des Granatapfels nicht in seiner Süße lag, sondern in seiner unglaublichen Konzentration an Nährstoffen. Der Granatapfel war nicht nur eine Frucht, sondern ein komplettes Nährstoffpaket der Natur.

Von diesem Tag an sah Tariq den Baum mit anderen Augen. Er sah nicht nur eine saure Frucht, sondern eine kleine, gekrönte Apotheke aus dem Garten seiner Großmutter – die wahre „Superfrucht“, die die Weisheit der Antike mit den Erkenntnissen der modernen Wissenschaft verband.





WINTER WUNDERLAND

Der Feldberg, im Sommer ein harmloser grüner Riese, verwandelte sich in der kalten Jahreszeit in einen eisigen Herrscher. Stürme peitschten über seinen Gipfel, trieben den feinen Schnee vor sich her und ließen die Bäume wie gefrorene Wächter am Hang stehen. Das Tal war oft in dichten Nebel gehüllt, der die Welt in ein geheimnisvolles Grau tauchte.

Ein kleines Eichhörnchen namens Fips, das sich den ganzen Winter über vorbereitet hatte, wagte sich aus seinem Bau heraus. Er hatte eine Nuss versteckt, die er vergessen hatte, und suchte nun verzweifelt danach. Als er aufgeregt durch den knirschenden Schnee sprang, funkelte die Welt um ihn herum im Sonnenlicht, das durch die Nebeldecke über dem Gipfel brach. Von hier oben, hoch über den Wolken, schien die Sonne hell und warm.

Plötzlich sah Fips eine Gruppe von Menschen, die mit breiten Schneeschuhen durch den Wald stapften. Sie lachten und zeigten auf die Spuren, die sie im Schnee hinterließen. Fips war fasziniert und folgte ihnen aus der Ferne. Sie kamen an einem zugefrorenen See vorbei und marschierten an einer kleinen, schneebedeckten Hütte vorbei, in der ein gemütliches Licht brannte.

Als die Wanderer eine Pause einlegten, entdeckte Fips einen Apfel, den einer von ihnen verloren hatte. Er eilte hinüber, schnappte ihn sich und hastete zurück zu seiner Wintervorratskammer. Die Nuss war verloren, aber der Apfel war ein viel besserer Fund. Glückliche und satt kroch Fips in seinen warmen Bau und träumte von dem verschneiten Winterwunderland, zu dem der Feldberg geworden war.

THE KILLING FIELDS

Vanna erinnerte sich noch gut an das Gelächter in Phnom Penh. Es war April 1975, das kambodschanische Neujahrsfest, aber die Feierlichkeiten wurden von Angst überschattet. Dann kamen sie. Männer und Frauen, fast noch Kinder, gekleidet in identischen schwarzen Pyjamas und roten Krama-Schals. Die Roten Khmer. Sie sahen nicht wie Befreier aus. Sie sahen aus wie das Ende.

„Die Amerikaner werden bombardieren!“, riefen sie. „Alle müssen die Stadt verlassen! Sofort! Nur für drei Tage.“ Vannas Familie schloss sich dem endlosen Strom von Menschen an, die aus der Hauptstadt strömten. Es war der Beginn des „Jahres Null“. Der Anführer, den sie nie gesehen hatten, dessen Name aber wie ein Fluch geflüstert wurde – Pol Pot –, hatte beschlossen, dass die Gesellschaft zu ihren Wurzeln zurückkehren müsse. Keine Städte, keine Bücher, keine Brillen, keine Familie. Nur „Angkar“, die gesichtslose Organisation, und die Reisfelder.

Vannas Vater war Lehrer gewesen. Das machte ihn zu einem Feind. Als sie sahen, wie er für seine Tochter das Alphabet in den Staub zeichnete, schleppten sie ihn fort. Vanna sah ihn nie wieder. Sie wurden in eine Kollektivwirtschaft gezwungen. Sie arbeiteten siebzehn Stunden am Tag barfuß im Schlamm, ständig von Hunger geplagt. Es gab nur wässrige Reissuppe.

Die „alten Leute“, die Bauern, durften die „neuen Leute“, die Stadtbewohner, überwachen und bestrafen. Paranoia war wie die Luft, die sie atmeten. Ein Kind konnte seine Eltern wegen des Diebstahls einer Mango denunzieren. Ein falsches Wort, eine Erinnerung an das „alte Leben“ bedeutete den Tod.

Nachts wurden Menschen weggebracht. Man sagte ihnen, sie würden „umerzogen“ oder zu einer neuen Arbeit gebracht. Sie kamen nie zurück.

Eines Abends, als die Sonne blutrot unterging, musste Vanna mit anderen Gruben ausheben. Sie wusste nicht, wozu. Bis der Lastwagen kam. Die Soldaten der Roten Khmer trieben Dutzende ausgemergelte Gestalten zu den Gruben. Es waren die Intellektuellen, die Mönche, die Brillenträger. Um die Schreie zu übertönen, spielten die Wachen laute revolutionäre Musik aus Lautsprechern. Vanna versteckte sich zitternd im hohen Gras, während um sie herum das dumpfe Geräusch von Schaufeln, die auf Schädel schlugen, widerhallte. Sie sparten Munition. Dies war kein Feld für Reis. Es war ein Feld des Todes. Als die Soldaten verschwunden waren, kroch Vanna im Schutz der Dunkelheit davon. Sie wusste nicht, wohin sie gehen sollte, nur weg vom Geruch von Blut und Erde.

Jahre später, lange nach dem Sturz von Pol Pot, stand Vanna wieder auf diesem Feld. Die Gruben waren geöffnet worden, die Schädel zu makabren Denkmälern aufgeschichtet. Die Welt nannte sie „The Killing Fields“. Für Vanna war es der Ort, an dem die Musik aufhörte und die Stille begann.





MAHACHAI MARKT

Mae Noi hatte ihr Leben am Rande der Gleise verbracht. Genauer gesagt: auf den Gleisen. Ihr Stand auf dem Maeklong-Bahnmarkt in Thailand war ihr Königreich, ihr Reich der Fische, Garnelen und duftenden Kräuter. Touristen nannten ihn „Talat Rom Hup“ – den Markt der Regenschirme –, wegen des Rituals, das hier mehrmals täglich stattfand.

An diesem besonders heißen Morgen, während die Kunden feilschten und der Geruch von Chili und Salz in der Luft lag, saß Mae Noi entspannt auf ihrem Hocker. Ihre Waren – Körbe mit Meeresfrüchten, frischen Mangos und Currypasten – standen so nah an den Stahlschienen, dass man hätte denken können, sie würden jeden Moment davonschlüpfen. Niemand schenkte den Warnungen Beachtung, die über die Lautsprecheranlage des Marktes knisterten. Jeder kannte die Routine. Es war der Herzschlag des Marktes.

Plötzlich rief ein Verkäufer: „Ma Kom!“ – Sie kommt! Mae Noi schaute auf ihre Uhr. Pünktlich auf die Minute. Wie auf ein Stichwort erweckte der Markt zum Leben. Es gab kein Chaos, keine Panik, nur blitzschnelle, perfekt choreografierte Bewegungen. Die Verkäufer, darunter auch Mae Noi, griffen mit geübten Händen nach den Markisen, die ihre Waren vor der Sonne schützten, und zogen sie mit einem lauten Knall zurück. Die auf dem Boden liegenden Körbe und Eimer wurden nicht aufgehoben, sondern einfach in die Mitte des Standes oder unter die Tische geschoben. Alles, was höher als die Gleise war, musste verschwinden.

Ein langes, tiefes Horn ertönte, das keine Angst, sondern Vorfreude auslöste. Dann kam sie, die eiserne Schlange. Die Lokomotive des Maeklong-Zugs schob sich langsam, fast ehrfürchtig, durch die enge Gasse. Der Zug fuhr nicht neben den Ständen entlang, sondern mitten durch den Markt. Die Stahlräder rollten nur wenige Zentimeter von Mae Nois Zehen entfernt und nur Millimeter über die Körbe, die sie nicht einmal weggeschoben hatte. Der Stoff ihrer Markise streifte fast die Waggons. Die Gesichter der Touristen in den Zugfenstern zeigten eine Mischung aus Staunen und Angst, während die einheimischen Kunden lachend beiseitetraten, um den Zug in Ruhe passieren zu lassen.

Mae Noi winkte dem Zugführer kurz zu, lächelte und sah zu, wie die letzten Waggons langsam vorbeiratterten. Kaum war der Zug vorbei, ertönte ein lautes Klappern – und die Stände erwachten wieder zum Leben. Die Markisen wurden ausgefahren, die Körbe wieder auf die Gleise gestellt. Das ganze Spektakel dauerte weniger als zwei Minuten.

Der Maeklong-Markt war nicht nur ein Ort des Handels, dachte Mae Noi, als sie einem Kunden eine Handvoll getrockneter Tintenfische reichte. Er war eine tägliche Lektion in Organisation, Gelassenheit und der tiefen Fähigkeit der Laoten, Leben zu finden, wo andere nur ein unüberwindbares Hindernis sehen würden. Der Markt war eine lebendige, atmende Partnerschaft zwischen der Eisenbahn und den Menschen.

CAP FORMENTOR

Eine leichte Brise wehte über die schmalen, kurvenreichen Straßen der Halbinsel Formentor, aber sie konnte die dicke, stickige Luft zwischen den Stoßstangen der unzähligen Mietwagen nicht vertreiben. Leo starrte konzentriert auf den roten Punkt am Horizont – den Leuchtturm von Cap Formentor. In seiner romantisierten Vorstellung von Mallorca würde er jetzt mit seiner Freundin, einer Malerin namens Clara, auf den Klippen stehen und beobachten, wie die Sonne hinter dem Horizont versinkt. Stattdessen steckten sie seit über einer Stunde im Stau fest, ohne dass sich jemand vorwärts oder rückwärts bewegen konnte.

Clara, deren Skizzenblock nun mit Kritzeleien bedeckt war, seufzte. „Es ist wie eine Allegorie auf unsere Beziehung, Leo“, sagte sie mit einem sarkastischen Lächeln. „Wenn wir einmal in Bewegung sind, wissen wir nicht, wie wir anhalten sollen. Sobald wir zum Stillstand gezwungen werden, können wir uns nicht mehr bewegen.“

Leo verdrehte die Augen, stieg aber aus dem Auto, um sich die Beine zu vertreten. Er entdeckte eine Gruppe von Radfahrern, die ihre Fahrräder frustriert an einen Felsvorsprung gelehnt hatten und Brot und Käse miteinander teilten. Plötzlich hatte er eine Eingebung. Sie saßen hier in der wunderschönen Landschaft fest, aber sie hatten die Wahl: Entweder konnten sie sich über die verpasste Aussicht ärgern oder sie konnten den Moment genießen, der ihnen zur Verfügung stand.

Er kehrte zum Auto zurück. „Komm, lass uns eine Party feiern“, sagte er. Clara sah ihn verwirrt an. Er drehte die Musik leise, holte die Decke aus dem Kofferraum und breitete sie auf dem warmen Asphalt aus. Sie aßen Schokolade und Chips und sahen zu, wie die Sonne langsam die Felsen und das Meer in Gold- und Rosatöne tauchte. Der Leuchtturm, ihr eigentliches Ziel, war in der Ferne noch zu sehen.

Als es dunkel wurde, sahen sie das Leuchten des Leuchtturms und die funkelnden Lichter der anderen Autos, die sich allmählich in Bewegung setzten. Sie hätten fast vergessen, dass sie an der Reihe waren, zu fahren. Leo legte den Gang ein, warf einen letzten Blick auf die leeren Chipstüten auf dem Rücksitz und lächelte Clara an. Der Leuchtturm konnte warten.





HAMPI BAZAAR

Auf dem Basar in Hampi, Karnataka, einst das pulsierende Herz des Vijayanagara-Reiches, schien die Zeit stillzustehen. Die alten Pavillons, von denen nur noch Teile erhalten sind, warfen lange Schatten auf die Steinstraße, die zum majestätischen Virupaksha-Tempel führt. Ein alter Kaufmann namens Raju saß an seinem Platz am Rande des Basars und war tief in Gedanken versunken. Er war der Enkel eines wohlhabenden Gewürzhändlers und kannte die Legenden des Basars. Einst, so hieß es, waren die Straßen voller Edelsteine, feinsten Seidenstoffe und seltener Gewürze. Ausländische Händler aus fernen Ländern wie Persien und Portugal kamen hierher, um ihre Waren anzubieten. Aber heute, dachte Raju, war es ruhiger geworden, fast friedlich. Die wenigen verbliebenen Händler verkauften einfache Souvenirs und lokales Kunsthandwerk.

Plötzlich tauchte ein kleiner, abgemagerter Affe auf. Er war nicht wie die anderen Affen, die es gewohnt waren, von Touristen gefüttert zu werden. Dieser hatte eine traurige, schmerzgefüllte Ausstrahlung. Raju kannte die Geschichten aus dem Ramayana, die besagten, dass Hampi einst das Königreich der Affen, Kishkinda, gewesen war. Er wusste, dass dieser Affe etwas Besonderes war. Der Affe schien nach etwas Bestimmtem zu suchen. Er sprang von einer Ruine zur nächsten, durchsuchte die Steine und schnüffelte am Boden.

Schließlich hielt er inne, sah Raju direkt in die Augen und zeigte mit seiner Hand auf eine Lücke im Pflaster. Raju war erstaunt. Er kroch auf den Boden und steckte seine Hand in die Lücke. Er ertastete einen Stoffbeutel. Als Raju den Beutel öffnete, kam eine Handvoll alter, funkelnder Saphire zum Vorschein. Sie waren so schön, dass Raju fast sprachlos war. Der Affe schien seine Mission erfüllt zu haben. Er nickte ihm zu und verschwand zwischen den umliegenden Felsen.

Raju wurde klar, dass der Affe der Geist eines früheren Affenkönigs gewesen sein musste, der ihm einen Teil seines legendären Schatzes geschenkt hatte. Von da an verkaufte Raju nicht nur Souvenirs, sondern auch die Geschichte seines wundersamen Fundes. Und auch wenn der Basar von Hampi nie wieder zu seinem früheren Glanz zurückkehren würde, lebte seine Pracht in der Geschichte weiter, die Raju jedem erzählte, der ihm zuhören wollte.

ABENTEUER PARK

Der Seilpark befindet sich auf dem Pilatus, einem Berg, der seit Jahrhunderten von Legenden und Mythen umrankt ist. Unsere Geschichte beginnt hoch oben in der Nähe der Bergstation Fräkmüntegg. Pilu, ein kleiner Drache und Nachkomme der alten Bergedrachsen, wollte fliegen lernen. Allerdings war er noch etwas ängstlich und schüchtern. Seine Freunde – Felix, der flinke Steinbock, Flora, die kluge Krähe, und Finn, der mutige Falke – hatten ihm schon viel beigebracht. Aber der große Sprung von den Felsen auf eine der Baumkronen, wie ihn die Drachen früher zum Aufsteigen machten, war ihm noch zu groß.

Eines Tages kamen neue Besucher auf den Pilatus. Sie hatten Seile um ihre Hüften gebunden und kletterten von Baum zu Baum. Es waren Menschen, und sie schienen viel Spaß zu haben. Pilu beobachtete sie neugierig aus seinem Versteck. Sie balancierten über schmale Holzbrücken, überwand wackelige Hindernisse und seilten sich schließlich unter lautem Jubel von einer Baumplattform zur nächsten ab. Es sah so einfach und doch so aufregend aus.

Pilu fasste Mut. Er schwang sich auf einen Ast, der in Richtung einer Seilrutsche zeigte. „Pilu, was machst du da?“, rief Flora. „Das ist gefährlich!“ Aber Pilu hörte sie nicht. Er hatte sich entschlossen, es den Menschen gleichzutun und an den Seilen entlangzufliegen. Er rutschte los, zuerst langsam, dann immer schneller. Der Wind zerrte an ihm und er spürte, wie das Adrenalin durch seinen kleinen Körper schoss. Er lachte und brüllte vor Freude.

Die Menschen unten sahen ihn und schrien vor Überraschung und Aufregung. Pilu, der flugscheue Drache, wurde vom Seilparkdrachen zu einem mutigen Abenteurer. Stolz und glücklich landete er sanft auf der letzten Plattform. Von diesem Tag an war der Seilpark nicht mehr nur ein Ort für Menschen, sondern auch ein geheimer Übungsplatz für Drachen, die das Fliegen lernen wollten. Und wenn man beim Besuch des Pilatus-Seilparks genau hinschaut, kann man manchmal das ferne Brüllen eines Drachen hören, der vor Freude von Baum zu Baum schwingt.





GADI SAGAR TEMPEL

In Gadi Sagar, Rajasthan, dem künstlichen See am Rande der goldenen Stadt Jaisalmer, saß der alte Bootsmann Kishor. Er hatte unzählige Sonnenaufgänge erlebt, die das Wasser in schimmerndes Gold tauchten, und kannte jede kleine Insel mit ihren kunstvollen Tempeln. Am Eingang zum See stand das majestätische Tiloki Pol, der prächtige Torbogen, der eine Geschichte von Liebe, Trotz und Eifersucht erzählte.

Der Legende nach ließ König Maharawal Garsi Singh im 14. Jahrhundert den See anlegen, um die Stadt mit Wasser zu versorgen. Aber er verliebte sich unsterblich in eine Tänzerin namens Tiloka und errichtete ihr zu Ehren das prächtige Tor. Die Königin, eifersüchtig und wütend über die Liebe ihres Mannes zu Tiloka, wollte das Tor abreißen lassen. Aber Tiloka war klug. Sie ließ heimlich einen Krishna-Tempel auf der obersten Etage des Tores errichten, um es zu schützen. Nun konnte die Königin es nicht mehr zerstören, da dies als Sakrileg gegolten hätte. Das Tor blieb stehen, ein stiller Zeuge einer verbotenen Liebe.

Generationen später saß Kishor dort und erzählte diese Geschichte den Touristen, die seine bunten Boote mieteten. Als ein junges Mädchen ihn fragte, ob er an diese Geschichte glaube, lächelte er nur. „Glauben ist wie der See“, sagte er. „Er fängt den Regen auf, den die Wolken bringen. Was man sieht, sind nur die Wellen. Aber was darunter liegt, ist das wahre Leben. Manchmal muss man nur ein wenig tiefer schauen.“

Das Mädchen dachte darüber nach. In diesem Moment spiegelten sich die goldenen Mauern des Jaisalmer Fort im stillen Wasser des Sees. Die Sonne ging unter und tauchte alles in ein sanftes orangefarbenes Licht. Kishor sah das Spiegelbild der Tempel und Tore im See, ein goldenes Bild der Stadt, das die Liebe und Geschichten ihrer Bewohner in sich trug. Und er wusste, dass die Wahrheit der Geschichte in diesem Spiegelbild lebte.

HOVERCRAFT SR.N1

Die Scheunentür quietschte, als Sir Christopher Cockerell sie 1955 in Norfolk aufstieß. Er arbeitete nicht mit Edelmetallen, sondern mit einem Staubsauger, einer Kaffeetasse und einer Katzenfutterdose. Seine Nachbarn hielten ihn für exzentrisch, aber er wusste, dass das seltsame Gerät, das vor ihm schwebte, ein revolutionäres Prinzip enthielt.

Es dauerte vier Jahre, bis die Idee Wirklichkeit wurde. Am 25. Juli 1959, dem 50. Jahrestag der ersten Überquerung des Ärmelkanals auf dem Luftweg, schwebte die SR.N1, das erste praxistaugliche Luftkissenfahrzeug, über die Wasserstraße von Calais nach Dover. Es war ein technisches Wunderwerk, das wie eine fliegende Untertasse aussah. Cockerell, der Erfinder, war als „mobiler Ballast“ an Bord, um die Stabilität zu gewährleisten. Die glorreiche Ära der Luftkissenfahrzeuge hatte begonnen.

In den 1960er Jahren beförderten diese futuristischen Fahrzeuge regelmäßig Passagiere und Autos über den Ärmelkanal und den Solent. Es war die schnellste Art, die Meerenge zu überqueren. Aber in den 2000er Jahren, nach der Eröffnung des Eurotunnels, verloren sie den Kampf gegen die Konkurrenz. Heute erinnert nur noch eine kleine Fährverbindung zwischen Southsea und der Isle of Wight an diese glorreiche Zeit.

Aber für diejenigen, die das goldene Zeitalter des Luftkissenfahrzeugs miterlebt haben, bleibt die Erinnerung an die Ära des scheinbar mühelosen Gleitens über das Wasser und an einen exzentrischen Erfinder mit einer Katzenfutterdose.





SODOMAPFEL

An den goldenen Mauern von Jaisalmer, wo die Sonne den Wüstensand zum Leuchten bringt, wuchs einst eine einzigartige Pflanze: der Sodomapfel. Obwohl er mit seinen leuchtend violetten Blüten und strahlenden, apfelähnlichen Früchten eine verführerische Schönheit besaß, war er von einem bitteren Fluch umgeben.

Die Legende von Brys Fort erzählt von einem eifersüchtigen Maharadscha, dessen Schicksal eng mit der Verwandlung der Stadt verbunden war. Dieser hatte eine junge Braut. Sie war außergewöhnlich schön, aber ihr Herz gehörte einem anderen. Der Maharadscha, voller Wut und Eifersucht, konnte ihre Liebe nicht gewinnen. Eines Tages, in dem Versuch, sie für immer an sich zu binden, zauberte er eine geheimnisvolle Pflanze herbei: den Sodomapfel. Er sprach einen Zauber aus, dass jeder, der seine Frucht aß, so lange an die Stadt Jaisalmer gebunden sein würde, wie seine Liebe währte. Da er jedoch wusste, dass Liebe nicht erzwungen werden kann, fügte er dem Zauber hinzu, dass die Frucht beim Verzehr zu Staub und Asche zerfallen würde, als Zeichen seiner zerbrochenen Liebe.

Die Braut erkannte die bittere Täuschung und war mutig. Sie aß einen der Äpfel, um dem Maharadscha einen klaren Beweis ihrer wahren Liebe zu zeigen. Der Apfel zerfiel in ihrer Hand zu Asche, ein untrügliches Zeichen dafür, dass sie nicht die Richtige für ihn war. Selbst der verzauberte Apfel konnte ihre Liebe zu ihrem Geliebten nicht ändern. Enttäuscht und besiegt erlitt der Maharadscha einen schweren Verlust, und die Stadt verfiel.

Der Maharadscha, der durch die tragischen Ereignisse fast zerstört wurde, befahl, alle Sodomäpfelbäume aus Brys Fort und Jaisalmer zu verbannen, um zu verhindern, dass sich die tragische Geschichte wiederholte. Nur wenige der Pflanzen sind noch in den entlegensten Winkeln der Wüste zu finden, aber ihre Magie ist verblasst. Heute sind sie nur noch ein seltenes Zeugnis der Legenden von Brys Fort.

Die Geschichte des Sodomapfels erinnert die Menschen daran, dass wahre Liebe nicht erzwungen werden kann und dass man sich niemals von äußerer Schönheit verführen lassen sollte, die ein bitteres Inneres verbirgt.



WEEPING WINDOW

Als das Weeping Window aus Keramikmohnblumen 2017 im Maritime Museum in Hull installiert wurde, brachte es nicht nur ein Kunstwerk in die Stadt, sondern auch eine Flut von Erinnerungen und Geschichten.

Eine davon gehörte Doris, einer älteren Dame, die jeden Tag auf einer Bank gegenüber dem Museum saß. Für Doris waren die Mohnblumen nicht nur ein Kunstwerk. Sie waren eine tiefe, schmerzvolle Erinnerung an ihren Großvater, einen Fischer aus Hull. Seine Trawlerflotte wurde während des Ersten Weltkriegs für den Kriegsdienst eingezogen. Er kehrte nie zurück. Seine Geschichte war nur eine von vielen in einer Seefahrerstadt, deren Opfer im Meer verschwanden, ohne dass man ihnen ein Grab errichten konnte.

Am ersten Tag der Ausstellung, als die roten Blumen wie Blutstropfen aus dem Fenster des ehemaligen Hafenbüros zu fließen schienen, bemerkte Doris ein junges Mädchen, das ehrfürchtig die Mohnblumen betrachtete. Sie sah den Blick des Mädchens und erkannte, dass sie nicht nur die Schönheit der Installation bewunderte. Das Mädchen namens Chloe hielt ein altes, verblasstes Foto in der Hand. Es zeigte ihren Urgroßvater, einen Seemann der Handelsmarine, der im Krieg gefallen war.

Die beiden kamen ins Gespräch, und Doris erzählte ihr von ihrem Großvater, der mit seinen Kameraden aus der Fischereiflotte in den Krieg gezogen war. Chloe erklärte, dass die Geschichte ihres Urgroßvaters in ihrer Familie kaum jemals erwähnt wurde. Sie empfand diese Mohnblumen als eine Brücke zur Vergangenheit.

Von diesem Tag an trafen sich Doris und Chloe immer wieder am Weeping Window. Die Installation wurde zu einem Treffpunkt für Generationen, die sich über die Geschichten der gefallenen Seeleute, Fischer und Trawlerbesatzungen von Hull austauschten. Der Vorhang aus Mohnblumen war nicht nur eine Ausstellung, sondern ein emotionaler Ort der Erinnerung. Als das Weeping Window Hull verließ, um weiterzureisen, hinterließ es eine tiefe Spur von Erinnerungen und eine neue Freundschaft. Doris und Chloe blieben in Kontakt und erzählten weiterhin die Geschichten ihrer Großväter, damit die Erinnerung an die Opfer der Seefahrt von Hull niemals verblassten würde.

HADRIANSWALL

Geschützt vor dem Wind, der unerbittlich über die kargen Hügel Nordenglands fegte, kauerte der junge Soldat Marcus an der Brüstung des Hadrianswalls, des Limes Britannicus. Die Abenddämmerung tauchte die endlose Steinmauer in ein sanftes, graues Licht. Seit Wochen sah er nichts anderes als diese Mauer, den weiten Horizont und die rauen, unnachgiebigen Stämme, die die Römer als „Barbaren“ bezeichneten.

Marcus stammte eigentlich aus einem sonnigen Dorf in Gallien. Hier, an der nördlichsten Grenze des Römischen Reiches, war alles anders. Die Kälte drang ihm in die Knochen, und die Stille der Landschaft wurde nur vom Wind und dem gelegentlichen Heulen der Wölfe unterbrochen. Er vermisste die Wärme seiner Heimat, den Wein und das Lachen der Menschen.

Eines Tages entdeckte er einen kleinen Jungen aus den nördlichen Stämmen, dessen Gesicht blau bemalt war und der am Fuße der Mauer kauerte und vorsichtig ein kleines Schaf an der Hand hielt. Er musste es verloren haben. Der Junge sah Marcus an und blickte ihn mit Angst und Misstrauen an. Marcus, überrascht von der Begegnung, hob die Hände, um zu zeigen, dass er keine Bedrohung darstellte. Der Junge rannte davon, aber das kleine Schaf blieb zurück. Marcus beschloss, sich um die Angelegenheit zu kümmern.

Als er am nächsten Tag seine Patrouille fortsetzte, fand er das Schaf in der Nähe einer Lücke in der Mauer, die durch einen Sturm entstanden war. Der Junge saß dort mit seiner Mutter, und sie sahen hungrig aus. Marcus dachte an seine eigene Familie. Er nahm ein Stück Brot, etwas Käse und eine kleine Flasche Wein aus seinen Vorräten. Er gab es dem Jungen und deutete mit der Hand an, dass sie das Schaf mitnehmen könnten. Der Junge sah ihn mit großen Augen an, nahm das Essen und gab ihm als Dankeschön eine kleine, fein geschnitzte Holzfigur, eine Nachbildung eines Schafs. Es war keine Geste des Handels, sondern eine Geste der Menschlichkeit.

Marcus, der Soldat an der feindlichen Grenze, hatte eine Verbindung zu jemandem auf der anderen Seite gefunden. Als er zu seinem Posten zurückkehrte, empfand er den kalten Wind nicht mehr als so unerträglich. Er wusste nun, dass die Mauer zwar Menschen trennte, die Menschlichkeit sie aber wieder zusammenbringen konnte.





SMEATON'S TOWER

Auf den tückischen Eddystone Rocks, 14 Meilen (ca. 23 km) vor der Küste von Plymouth, stand der Leuchtturm, der von dem genialen Ingenieur John Smeaton entworfen worden war. Seine Konstruktion, die an einen Eichenstamm erinnerte, war ein Wunderwerk der Technik, das ab 1759 jahrzehntelang Schiffen als Orientierung diente. Aber selbst die stabilste Konstruktion kann dem ständigen Aufprall der Wellen nicht ewig standhalten.

Im Jahr 1877 bemerkte der Leuchtturmwärter Alistair, dass der gesamte Turm bei besonders starken Wellen merklich vibrierte. Nach 118 Jahren Dienst hatte die unerbittliche Brandung den Felsen unter dem Fundament erodiert und ausgehöhlt. Es war klar, dass der Turm, der so vielen Seeleuten das Leben gerettet hatte, nun selbst in Gefahr war.

Alistair dachte an die vielen Nächte zurück, die er im Schein von Kerzen und später Öllampen über dem dunklen Meer verbracht hatte. Er dachte an die Geschichten, die er mit den anderen Wächtern in dem kleinen, kargen Laternenraum erzählt hatte. Der Turm war mehr als nur sein Zuhause, er war ein Begleiter, der ihm Trost und Sicherheit bot.

Die Entscheidung war gefallen: Smeatons Turm musste abgebaut werden. Aber die Menschen in Plymouth konnten den alten Leuchtturm nicht einfach aufgeben. Also wurde der obere Teil Stein für Stein abgebaut und auf der Klippe bei Plymouth Hoe mit Blick auf das Meer wieder aufgebaut. Es war, als würde man einem alten Freund ein neues, friedliches Zuhause geben.

Alistair, mittlerweile im Ruhestand, gehörte zu den Ersten, die den umgesiedelten Turm besuchten. Er stieg die 93 Stufen, die er so gut kannte, zum Laternenraum hinauf. Von hier oben blickte er auf das Meer, wo er in der Ferne den Stumpf des alten Leuchtturms und seinen neu errichteten Nachfolger sehen konnte. Er sah den neuen Leuchtturm, hell und mächtig. Aber in seinen Augen leuchtete das Licht von Smeatons Turm, dessen Geschichte nun vom Meer in die Stadt getragen wurde und als Denkmal für John Smeaton für immer weiterlebte.



GLOCKENTURM

Der Gabriadze-Turm, der sich wie ein schiefes Kartenhaus in den engen, gepflasterten Gassen der Altstadt von Tiflis in den Himmel erhebt, wurde erst 2010 vom berühmten Puppenspieler Rezo Gabriadze erbaut. Er ist eine skurrile und charmante Neuinterpretation der Geschichte und erinnert Einwohner und Besucher gleichermaßen daran, dass die Magie der Fantasie in der Seele der Stadt lebendig ist. In seiner kurzen Lebenszeit hat der Turm eine Geschichte angesammelt, die zu einer urbanen Legende geworden ist.

Die Geschichte handelt von einem alten Puppenspieler, der so lange über die Geschichte von Tiflis nachgedacht hatte, dass er das Gefühl hatte, die Mauern selbst würden ihm die Geschichten zuflüstern. Er hörte die Lieder der Prinzessinnen in den Festungsmauern von Narikala, die Rufe der Fischer am Fluss Kura und das Klappern der Karren in Moti Chowk. Am stärksten spürte er jedoch die zeitliche Lücke, die die vielen Kriege und Eroberungen in der Stadt hinterlassen hatten. Um diese zu füllen, baute er Stein für Stein, den verrückten, schiefen Turm aus all den alten, vergessenen Steinen der Stadt. Er schmückte ihn mit Puppen und verwandelte ihn in einen Ort der Magie und des Staunens.

Jede Stunde, wenn die Zeiger der anderen Uhren sich perfekt synchron bewegen, erscheint eine kleine geschnitzte Puppe aus dem Turm und läutet mit einem kleinen Hammer die Glocke. Aber das ist nur der Anfang der Magie. Zweimal am Tag, mittags und um 19 Uhr, öffnet sich ein Fenster im Turm und ein Puppentheater beginnt seine Vorstellung.

Es ist eine allegorische Geschichte, der „Kreislauf des Lebens“, die die Geschichte von Tiflis und die universelle Geschichte von Liebe und Hoffnung erzählt. Die Geschichte besagt, dass die Puppen, wenn man sie mit reinem Herzen betrachtet, nicht nur aus Holz zu bestehen scheinen, sondern aus der Seele der Stadt. Und jeder, der diese Geschichten hört, wird für immer Teil der magischen Seele von Tiflis.

BUDDHAS FUSSABDRUCK

Auf den Felsen oberhalb des alten Khmer-Tempels Vat Phou, wo die Dschungelvegetation wild wächst, befindet sich eine seltsame Formation, die in den Stein gemeißelt ist. Es handelt sich um den Fußabdruck Buddhas, der mit einer Geschichte verbunden ist, die seit Jahrhunderten von Generation zu Generation überliefert wird.

Vor langer Zeit, so erzählen alte Mönche, lebte in der Region Champasak ein junger Mann namens Somchai. Er war ein einfacher Bauer, aber sein Herz war rein und sein Glaube an die Lehren Buddhas unerschütterlich. Er wünschte sich nichts sehnlicher, als die Gegenwart Buddhas zu spüren und seinen Segen zu empfangen. Eines Tages, nachdem er tagelang meditiert hatte, wanderte er den steilen Berg hinauf, auf dem heute der Tempel steht. Er kletterte über moosbedeckte Steine und vorbei an alten Bäumen, bis er den höchsten Punkt erreichte. Mit geschlossenen Augen betete er um Frieden und Erleuchtung.

Als er sie wieder öffnete, sah er einen leuchtenden Fußabdruck im Felsen, umgeben von einem sanften, goldenen Schein. Somchai war überwältigt. Er erkannte sofort, dass es sich um den Fußabdruck Buddhas handeln musste. Als er seine eigenen, rauen Füße daneben stellte, wirkten sie im Vergleich zu dem göttlichen Abdruck winzig. Er wusste, dass Buddha diesen Berg als seine letzte Station vor dem Eintritt ins Nirvana gewählt hatte, um Weisheit und Tugend zu verbreiten.

Von diesem Tag an kehrte Somchai jeden Morgen zum Berg zurück, um zu meditieren und den Fußabdruck zu reinigen. Er erzählte den Menschen in den umliegenden Dörfern von seiner Entdeckung. Zunächst glaubten sie ihm nicht, aber mit der Zeit sahen auch sie den sanften Schein, der den Fußabdruck umgab, und begannen, seine Geschichte zu glauben.

Viele Jahre später wurde an dieser Stelle der Vat-Phou-Tempel erbaut, um den göttlichen Fußabdruck zu ehren. Und noch heute heißt es, dass diejenigen, die den Berg mit reinem Herzen besteigen, das sanfte Leuchten sehen und die Weisheit Buddhas spüren können, die den Felsen durchdringt und sich über die gesamte Landschaft ausbreitet.





PALACE HILL

Hoch über der Stadt Phetchaburi, auf dem Berg Khao Wang, ließ König Mongkut (Rama IV.) Mitte des 19. Jahrhunderts einen Sommerpalast errichten. Die Geschichte erzählt jedoch mehr als nur von den königlichen Gemächern und westlich inspirierten Gebäuden. Es ist die Geschichte eines Königs mit einer Leidenschaft für die Sterne.

Während seiner 27 Jahre als Mönch hatte König Mongkut die Welt bereist und eine tiefe Faszination für die Astronomie entwickelt. Er war der erste thailändische König, der eine Brücke zwischen traditioneller Weisheit und westlicher Wissenschaft schlug. Auf dem höchsten der drei Gipfel, auf denen sein Palast thronte, ließ er eine Sternwarte errichten. Hier, unter dem weiten Himmel Thailands, verbrachte König Mongkut seine Nächte. Er beobachtete die Sterne und die Bewegung der Planeten mit einer Leidenschaft, die seine Untertanen nur schwer nachvollziehen konnten. Die Wachen, die den Palast in der Dunkelheit bewachten, sahen oft das Licht der Sternwarte leuchten und wunderten sich über die geheimnisvollen Aktivitäten ihres Königs.

Eines Abends, als der Himmel besonders klar war, stieg eine junge Magd namens Chaba den Hügel hinauf. Sie hatte sich verirrt, nachdem sie vor einem der aggressiven Makaken geflohen war, die auf dem Berg lebten. Zitternd vor Angst und Kälte stieß sie auf die beleuchtete Sternwarte. Der König blickte von oben auf sie herab. Er war nicht verärgert, sondern überrascht. Er lud sie ein, durch sein riesiges Teleskop zu schauen. Chaba, die so etwas noch nie zuvor gesehen hatte, schaute hindurch und sah die Sterne in ihrer ganzen Pracht. Sie hatte das Gefühl, die unendliche Weite des Himmels berühren zu können.

Von diesem Tag an kehrte Chaba oft zum Observatorium zurück. Sie und der König sprachen über die Sterne und die Geheimnisse des Universums. Durch ihre Gespräche erkannte König Mongkut, dass seine Leidenschaft nicht nur ihm selbst, sondern allen Menschen zugänglich sein sollte. Er beschloss, sein Wissen mit dem Volk zu teilen, und förderte die Bildung der thailändischen Jugend durch die Gründung von Schulen.

Der Sommerpalast auf dem Khao Wang blieb mehr als nur ein königlicher Rückzugsort. Er wurde zu einem Symbol für die Brücke zwischen Tradition und Fortschritt, für die Offenheit eines Königs, der in den Sternen die Zukunft sah. Die Geschichte von Chaba und König Mongkut, die unter dem strahlenden Sternenhimmel über Phetchaburi ihre Träume teilten, wird noch heute erzählt.

HAUS DER FREIEN PRESSE

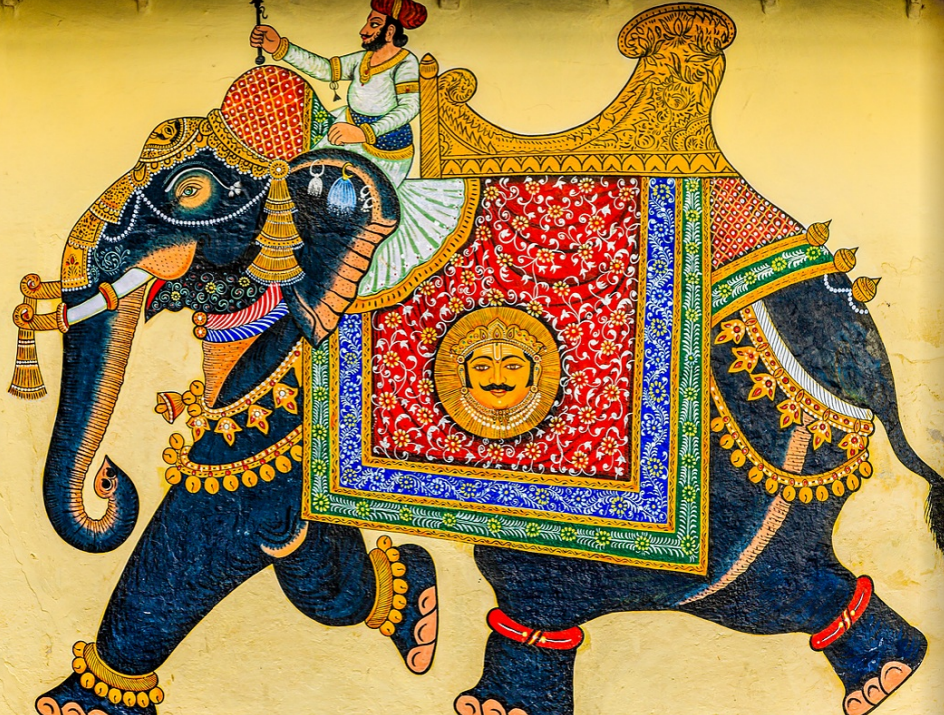
Etwas außerhalb von Bukarest stand einst die Casa Scînteii, das „Haus der Funken“, ein kolossales stalinistisches Gebäude, das die Macht und Pracht der Rumänischen Kommunistischen Partei verkörpern sollte. Es war der Höhepunkt der Machtdemonstration des Regimes: eine monumentale Druckerei, die die Stimmen der Opposition zum Schweigen brachte und die Parteipropaganda in jeden Winkel des Landes trug.

Im Schatten des Gebäudes lebte im Winter 1989 ein junger Drucker namens Mihai. Seit Jahren druckte er im Keller der Casa Scînteii Zeitungen, die das Regime verherrlichten. An diesem Dezemberabend jedoch, als die Luft von Kälte und Spannung erfüllt war, erlebte er etwas Neues. Es war das Geräusch. Ein leises Klappern, das aus einer Ecke seines Druckraums kam. Neugierig wurde er nachforschend und fand ein verstecktes Fenster, das zu einem kleinen, geheimen Schacht führte. Er kletterte hindurch und befand sich in einem unscheinbaren, unsichtbaren Gang, der zu den obersten Stockwerken des Gebäudes führte. Dort, in einem abgelegenen Raum, den er noch nie zuvor gesehen hatte, fand er eine kleine Gruppe von Menschen. Es waren junge Reporter, die heimlich Flugblätter druckten. Sie berichteten von den Protesten in der Nachbarstadt Timișoara und den Forderungen nach Freiheit. Sie waren die geheimen Botschafter der Revolution.

Mihai, der sein ganzes Leben lang unterdrückt worden war, spürte, wie eine neue Flamme in ihm entflammte. Er half ihnen, ihre Botschaft mit den alten Druckpressen zu drucken, in der Hoffnung, dass ihre Stimmen endlich das Volk erreichen würden. In den folgenden Tagen sah Mihai mit eigenen Augen, wie die Revolution das Land erfasste. Die Wut des Volkes brach über die Casa Scînteii herein wie ein Sturm. Mihai stand nicht mehr im Keller, sondern an den massiven Eingangstoren, als die Menge sie mit bloßer Entschlossenheit durchbrach. Oben, unter dem eisigen Dezemberhimmel, kletterten die ersten Arbeiter und Studenten in die Höhe. Einer von ihnen, nur an einem dünnen Seil gesichert, erreichte den kolossalen roten Stern auf der Spitze. Als dieser mit Hämmern und Brecheisen zertrümmert wurde und mit einem markerschütternden, metallischen Krachen auf das Pflaster fiel, war das ein Schrei der Befreiung, der lauter war als jede Druckmaschine.

Das Haus der Propaganda wurde über Nacht zum Haus der freien Presse. Die kommunistischen Symbole, die einst das Gebäude schmückten, wurden in triumphierender Wut entfernt, als Mihai und seine Kameraden die Kontrolle übernahmen. Mihai blieb als Drucker und half dabei, die Zeitungen und Bücher zu drucken, die die Wahrheit der neuen freien Presse verbreiteten. Er sah, wie Vergangenheit und Zukunft verschmolzen, als die alten Mauern des ehemaligen Propagandagebäudes zur Heimat der neuen freien Presse wurden.





MOTI CHOWK WANDBILD

Die Mauern von Moti Chowk, dem zentralen Platz in Jaisalmer, waren schon immer Zeugen des geschäftigen Lebens der Stadt. Aber das Wandgemälde, das heute den Platz schmückt, hat eine ganz besondere Geschichte. Es ist die Geschichte eines Künstlers namens Vikram und eines kleinen Mädchens namens Priya.

Vikram wurde in Jaisalmer geboren, hatte aber viele Jahre in der Großstadt verbracht, um seine künstlerischen Träume zu verwirklichen. Als er zurückkehrte, fand er die Stadt still und farblos vor. Die glorreiche Vergangenheit der Prinzen und Kaufleute, die einst den Platz belebt hatten, schien verblasst zu sein. Eines Tages traf er Priya, ein Mädchen mit den strahlendsten Augen, die er je gesehen hatte. Priya spielte gerne in der Stille der alten Mauern und stellte sich Geschichten über die Könige und Krieger vor, die einst dort gelebt hatten. Eines Tages fragte sie Vikram, warum die Mauern so grau und traurig seien. „Warum“, fragte sie, „werden die alten Geschichten nicht mehr erzählt?“

Vikram nahm sich Priyas Worte zu Herzen. Er begann, die alten Legenden an die Mauern zu malen. Er malte Pferde, die in den Krieg zogen, Prinzessinnen, die am Fenster auf ihre Liebsten warteten, und Kaufleute, die mit Kamelen vorbeizogen, die mit Gewürzen und Stoffen beladen waren. Vikram malte die Menschen, die Moti Chowk zu dem gemacht hatten, was es war. Priya war seine größte Kritikerin. Jeden Tag kam sie zu ihm und zeigte ihm, wo ein Pferd mutiger aussehen sollte, wo die Augen eines Kriegers intensiver funkeln sollten. Vikram, der in der Großstadt den Kontakt zu seinen Wurzeln verloren hatte, fand sie durch die Augen des kleinen Mädchens wieder.

Als das Wandgemälde fertig war, leuchteten die Wände von Moti Chowk in leuchtenden Farben. Die Bewohner von Jaisalmer versammelten sich, um die alten Geschichten in den lebendigen Bildern wiederzuentdecken. Der Platz war wieder voller Leben und Farbe.

Vikram verließ Jaisalmer nie wieder. Er hatte in Priyas Augen sein wahres Zuhause gefunden. Und auf den Wänden von Moti Chowk lebte die Vergangenheit in den Geschichten weiter, die er gemalt hatte.

GRAFFITI WAND

Alter, hör zu. Früher, vor ein paar Jahrzehnten, war Street-Art in Bangkok ein Witz, ein schlechter Witz. Wir waren die Geächteten, die Typen, die nachts mit Spraydosen herumschleichen mussten. In den frühen 2000ern galt Graffiti als purer Vandalismus. Die Leute spuckten auf den Boden, wenn sie das Wort nur hörten. Aber wir? Wir haben weitergemacht. Die Underground-Szene war unser Herzschlag. Wir waren eine kleine, verbissene Gruppe von lokalen Künstlern, die einfach nicht aufgeben wollte. Wir wussten, dass das, was wir tun, Kunst ist, keine Zerstörung. Unsere Gruppe kämpfte um Anerkennung, aber es war ein harter Kampf.

Der Wendepunkt kam mit einem Knall. Das war das Bukruk Urban Arts Festival. Der Name selbst – „Bukruk“ bedeutet Invasion – sagte alles. Inspiriert von den coolen Community-Projekten in Europa, brachte das erste Festival 2013 thailändische und internationale Künstler zusammen. Stell dir das vor: Wir übernahmen diese heruntergekommenen Viertel wie Charoen Krung und Ratchatewi. Plötzlich gab es keine grauen Wände mehr, sondern riesige Wandgemälde, Kunstwerke, die die ganze Stadt in eine gigantische Open-Air-Galerie verwandelten. Es war magisch.

Das Festival hat den Grundstein gelegt, Mann. Ohne Witz, es hat die heutige, total florierende Street-Art-Szene in Bangkok erst möglich gemacht. Es gab Workshops, Musikveranstaltungen, die ganze Stadt hat mitgemacht. Wir hatten Jungs wie Alex Face, dessen dreiäugiges Kind zur Ikone wurde, und Rukkit, die das Gesicht der Stadt komplett verändert haben. Ihre Werke sind heute ein integraler Bestandteil von Bangkoks Identität.

Für Leute wie Tante Somkid, die seit über sechzig Jahren in der Soi 32 wohnte, war diese sogenannte „Invasion“ anfangs ein Sakrileg. Sie hatte die Risse im Putz geliebt, die Patina des Alters, die Geschichten, die in den grauen Steinen lebten. Und jetzt? Lärm von Gerüsten, der beißende Geruch von Farbspray und junge Ausländer, die Wände bemalten, wo früher vielleicht nur ein kleiner Schrein stand. Sie faltete die Arme, stand missbilligend am Rand und seufzte innerlich. Der Moment, in dem Tante Somkid verstummte, kam, als sie das fertige, riesige, geometrische Wandgemälde des Nashorns von Rukkit sah. Sie hätte niemals gedacht, dass moderne Kunst sie berühren könnte. Aber dann sah sie ihre kleine Enkelin, die vor dem Bild stand und mit den Augen eines Kindes lachte, das etwas Wunderbares erblickte. Tante Somkid verstand plötzlich, dass die Künstler die alten Mauern nicht zerstörten. Sie schenken den Mauern eine neue Stimme, eine neue Schicht Geschichte. Es war nicht mehr ihr Bangkok, aber es war wieder laut, lebendig und voller Farbe.

Heute? Heute sind Überreste dieser Festivals und unzählige neue Werke überall in der Stadt zu finden. Was früher als Schandfleck galt, wird heute gefeiert. Touristen strömen in unsere Viertel, um die Farben und die Geschichte zu sehen. Wir haben es geschafft, Alter. Aus Vandalismus wurde Kunst, und Bangkok ist jetzt unsere Leinwand.





WEISSER TEMPEL

Das blendend weiße Leuchten des Wat Rong Khun, auch bekannt als Weißer Tempel, in Chiang Rai ist kein Werk der Vergangenheit, sondern das Vermächtnis eines modernen Träumers. Seine Geschichte ist die von Chalermchai Kositpipat, einem Künstler, der die Welt der Popkultur mit den tiefgründigen Lehren des Buddhismus verband, um ein einzigartiges Kunstwerk zu schaffen.

Es heißt, Chalermchai sei einst frustriert gewesen. Die alten Tempel seiner Heimat waren in einem schlechten Zustand, und er hatte das Gefühl, dass ihre spirituelle Bedeutung in der modernen Welt verloren ging. In einer Vision sah er sich selbst einen Tempel erschaffen, der so rein und strahlend war, dass er die Welt erleuchten würde. Inspiriert von dieser Vision kaufte er 1997 den alten, verfallenen Wat Rong Khun und begann, ihn in sein Kunstwerk zu verwandeln.

Die Geschichte ist eine symbolische Reise zur Erleuchtung. Die spirituelle Reise zum Haupttempel, dem Ubosot, beginnt an einem erschreckenden Übergang. Unmittelbar unter dem Anfang der Brücke erstreckt sich eine Grube, aus der Hunderte von weißen Keramikhänden nach oben greifen. Diese verzerrten Hände symbolisieren menschliche Gier, unerfüllte Begierden und die Qualen des Samsara, des Kreislaufs der Wiedergeburt. Die schmale, schneeweiße Brücke, die über diese Leidenschaften führt, repräsentiert den Pfad des Buddha, der alle weltlichen Versuchungen erfolgreich hinter sich gelassen hat. Am Ende dieses Übergangs warten mythologische Wächterfiguren, die die Besucher daran erinnern, dass nur der reine Geist das Tor zur Erleuchtung durchschreiten kann. Die Brücke führt zum Haupttempel, dessen weiße Farbe die Reinheit Buddhas symbolisiert und dessen unzählige Glasscherben seine Weisheit symbolisieren.

Im Inneren des Tempels setzt sich die Geschichte fort, jedoch in einer überraschend modernen Form. Die Wandmalereien zeigen nicht nur traditionelle buddhistische Motive, sondern auch Bilder von Ikonen der Popkultur wie Superman und Neo aus „Matrix“ sowie Darstellungen globaler Themen, um zu zeigen, dass Buddhas Lehren auch heute noch relevant sind. Es ist eine Einladung an die Besucher, innezuhalten und über ihren eigenen Lebensweg nachzudenken.

Chalermchais Traum endete jedoch nicht mit dem Bau des Tempels. Er sah ihn als ein fortlaufendes Projekt, das auch nach seinem Tod weiter wachsen und sich weiterentwickeln würde. Es ist eine Geschichte, die nie wirklich endet, sondern im Laufe der Zeit ständig neu geschrieben wird, so wie Buddhas Weisheit den Lauf der Welt ständig neu interpretiert.

HOME MADE ENGLISH BREAKFAST

Jeden Samstagmorgen um Punkt 8 Uhr klingelte der Wecker in der Dachgeschosswohnung von Tom und Sarah. Da ihre Schwiegermutter seit einigen Wochen zu Besuch war, war diese Regel in Stein gemeißelt. Tom, der sich wieder in seine Kissen verkroch, wusste genau, was ihn erwartete: das berühmte hausgemachte englische Frühstück, zubereitet von seiner Schwiegermutter Martha.

Martha, eine resolute Dame von der Isle of Wight, hatte das traditionelle englische Frühstück zu ihrem Lebenswerk gemacht. Sie bestand darauf, alle Zutaten selbst zuzubereiten: von den Würstchen, die sie nach einem alten Familienrezept würzte, bis zu den Bohnen, die sie aus getrockneten Bohnen statt aus der Dose zubereitete, was Stunden dauerte. Ihre Liebe zum Detail war beeindruckend, aber auch eine Herausforderung für das junge Paar, das an schnelles Müsli und Kaffee gewöhnt war.

An diesem Samstagmorgen war der Druck besonders groß. Beim letzten Mal hatte Tom es gewagt, seine Bohnen mit Ketchup zu essen, was Martha mit einem strengen Blick quittiert hatte. Dieses Mal wollte er alles richtig machen. In der Küche roch es nach gebratenem Speck, Zwiebeln und den Kräutern in den Würstchen. Martha stand am Herd, bewaffnet mit einem Pfannenwender und einem Blick, der keine Fehler duldete.

Sie reichte Tom einen Teller, der so reichhaltig beladen war, dass er sich fast zu drehen schien. Auf dem Teller lagen Speck, Würstchen, Rührei, gebratene Tomaten, Pilze und natürlich die Bohnen, sorgfältig zu einem Kreis angeordnet. Tom begann vorsichtig zu essen, jeder Bissen glich einem Ritual. Er lobte die Würstchen, die Pilze und das Ei, alles unter Marthas wachsamen Augen.

Als er zu den Bohnen kam, holte er tief Luft und steckte sich die ersten drei in den Mund. Sie waren cremig, mild gewürzt und schmeckten, als hätte man sie stundenlang zubereitet. Es war köstlich, aber er vermisste den vertrauten süßen Geschmack von Tomatenketchup.

Als er die letzte Bohne auf seiner Gabel hatte, bemerkte er, dass Martha ihn erwartungsvoll ansah. Er wusste, dass dies der Moment der Wahrheit war. Er schob die Gabel langsam zum Mund, lächelte und sagte: „Martha, das ist das beste Frühstück, das ich je gegessen habe.“ Martha lächelte zum ersten Mal an diesem Morgen. „Das weiß ich“, sagte sie. „Aber ich musste es einfach von dir hören.“

Tom sah seine Frau an und zwinkerte ihr zu. Er hatte die Prüfung bestanden – zumindest für diese Woche. Er wusste, dass es sich gelohnt hatte, den Frieden im Haus seiner Schwiegermutter zu bewahren und ihre einzigartige Art, Liebe zu zeigen, zu würdigen.





WANDERER

Die Blätter knirschten unter Elias' Wanderschuhen, ein Geräusch, das ihn beruhigte. Tief im Schwarzwald, weit weg vom Trubel der Stadt, fühlte er sich eins mit der Natur. Er war auf dem Weg zum Schliffkopf, um von dort aus den Sonnenuntergang zu beobachten. Aber je tiefer er in den Wald vordrang, desto dunkler wurde es. Die hohen Tannen filterten das spärliche Licht, und bald lag eine fast unheimliche Stille über den Wegen.

Elias kam an einer kleinen, moosbewachsenen Hütte vorbei, die fast vollständig von Bäumen verschluckt schien. Er hatte von den Legenden und Mythen des Schwarzwaldes gehört, von Waldgeistern und Hexen, aber er hatte sie immer für Ammenmärchen gehalten. Doch in dieser Stille schien die Fantasie plötzlich realer zu werden.

Plötzlich sah er eine Frau. Sie stand vor der Hütte und trug eine Tracht, wie er sie auf alten Gemälden gesehen hatte. Ihr Blick war auf die Tiefen des Waldes gerichtet. Elias, zunächst zögerlich, sprach sie an. Die Frau drehte sich um und lächelte sanft. Sie stellte sich als Lotte vor, eine Wanderin, die sich verlaufen hatte. Sie bot Elias an, ihm den Weg zu zeigen, den sie angeblich gefunden hatte. Erleichtert folgte Elias ihr.

Lotte führte ihn jedoch nicht auf den bekannten Weg, sondern auf einen schmalen, unheimlichen Pfad, der immer tiefer in den Wald hineinführte. Sie sprach von den „mystischen Wegen“ des Schwarzwaldes und der Magie, die in den Bäumen wohnt. Elias spürte, wie die Kälte zunahm, und erkannte, dass er vom Weg abgekommen war.

Gerade als er umkehren wollte, sah er in der Ferne einen Lichtstrahl. Er hörte die Stimmen anderer Wanderer und das Geräusch ihrer Wanderstöcke. Die Gruppe von Wanderern hatte am Schliffkopf-Aussichtsturm auf ihn gewartet und rief seinen Namen. Er riss sich von Lotte los, die ihn mit traurigem Blick gehen ließ. Als er sich wieder umdrehte, war sie verschwunden, als wäre sie nie da gewesen.

Elias rannte zu seinen Freunden und erzählte ihnen von der Begegnung. Sie lachten und machten Witze über Waldgeister. Aber Elias wusste es besser. Er hatte die Magie des Schwarzwaldes entdeckt, die nicht nur in der Schönheit der Natur, sondern auch in den Geschichten verborgen war. Er hatte nicht nur den Weg gefunden, sondern auch ein Geheimnis des Waldes.

ORKAN LOTHAR

Das Jahrtausend neigte sich dem Ende zu, aber der letzte Akt des 20. Jahrhunderts sollte enorme Auswirkungen haben. Am zweiten Weihnachtsfeiertag 1999 lag der alte Förster Karl noch im Bett, als ein ungewöhnlicher Wind die Fenster seiner Försterei im Schwarzwald zum Klappern brachte. Es war kein gewöhnlicher Wind, sondern ein tiefes Grollen, das aus dem Wald kam. Karl wusste, dass dieser Wind nichts Gutes bedeutete. Er erinnerte sich an die Geschichten, die ihm seine Vorfahren über die zerstörerische Kraft der Natur erzählt hatten. Aber was er an diesem Morgen erlebte, übertraf alles, was er sich jemals hätte vorstellen können.

Der Orkan, der später „Lothar“ genannt wurde, erreichte eine unerwartete Stärke. Im Schwarzwald knickten Bäume wie Streichhölzer. Der Wald, der Karl sein ganzes Leben lang sein Zuhause gewesen war, wurde innerhalb weniger Stunden dem Erdboden gleichgemacht. Karl stand geschockt am Fenster und sah zu, wie eine alte Tanne, die er als Kind umarmt hatte, mit einem schmerzhaften Knacken umstürzte. Der Lärm war ohrenbetäubend. Er sah, wie dicke Äste abbrechen und die Wurzeln der Bäume, die einst so fest im Waldboden verankert schienen, aus dem Boden gerissen wurden. Das sanfte Rauschen des Windes war einem wütenden Brüllen gewichen.

Als der Sturm endlich nachließ, legte sich eine unheimliche, absolute Stille über den Wald. Die Schreie des Windes erstarben abrupt, als hätte jemand einen Schalter umgelegt. Es war keine friedliche Ruhe, sondern eine drückende Leere, in der das Echo der Zerstörung noch nachklang. Karl trat hinaus in die Stille nach dem Inferno. Er sah eine Landschaft, die er nicht mehr wiedererkannte. Wo einst ein dichter Wald gestanden hatte, lagen nun unzählige Bäume kreuz und quer übereinander. Die Schneise der Verwüstung war so tief, dass man sie aus der Luft sehen konnte. Die Katastrophe warf viele Fragen auf, und Karl wusste, dass sich der Wald wieder regenerieren würde. Er sah, wie die Menschen zusammenhielten und sich zusammenschlossen, um mit den Aufräumarbeiten zu beginnen. Er sah, wie die von der Zerstörung gezeichnete Natur langsam wieder zum Leben erwachte. Und er wusste, dass Lothar nicht nur ein Sturm war, sondern ein Ereignis, das den Menschen gelehrt hatte, wie schnell und unvorhersehbar die Natur sein kann.

Die Geschichte von Lothar wurde zu einer Erinnerung an die Kraft der Natur, aber auch an die Fähigkeit der Menschheit, sich davon zu erholen und neu anzufangen.





WEINANBAU

An den steilen Hängen des Durbacher Tals, wo die Sonne die Reben küsst und der Schwarzwald die Weinberge schützt, lebte einst ein junger Winzer namens Jakob. Die Geschichte des Weinbaus in Durbach reicht bis ins 13. Jahrhundert zurück, und Jakob war stolz darauf, Teil dieser Tradition zu sein. Er arbeitete in den Weinbergen der Burg Staufenberg, deren majestätische Mauern über den Reben thronten. Seit Generationen hatte seine Familie hier die Reben gepflegt. Jakob wusste, dass seine Arbeit mehr war als nur das Ernten von Trauben. Es war die Fortsetzung einer alten Geschichte, die seit Jahrhunderten in den fruchtbaren Böden des Tals verborgen war.

Eines Tages, während der Ernte, stieß Jakob auf einen alten Stein, der in den steilen Hängen versteckt war. Es war ein Grenzstein, der die Klingelberger Weinberge markierte. Als Jakob seine Hand auf den Stein legte, kam es ihm vor, als könne er die Geschichten der vielen Winzer hören, die vor ihm hier gearbeitet hatten. Er hörte die Lieder, die sie während der Ernte sangen, roch den Duft der Trauben und schmeckte den Wein, der seit Jahrhunderten in diesem Tal hergestellt wurde.

Inspiziert von dieser Erfahrung begann Jakob, eine neue Art von Wein zu produzieren, einen Wein, der die Essenz der alten Geschichten in sich trug. Er nannte ihn den „Winzerwein“ und er wurde bald zu einem Symbol für die harte Arbeit und Leidenschaft der Menschen in Durbach. Die Trauben stammten von den steilen Hängen, die sie bewirtschafteten, und der Wein wurde mit dem gleichen Respekt und der gleichen Liebe behandelt, die Jakob von den Generationen vor ihm gelernt hatte.

Der Winzerwein wurde berühmt, aber Jakob blieb bescheiden. Er wusste, dass Wein mehr als nur ein Getränk war. Er war eine Hommage an die Vergangenheit, ein Toast auf die Zukunft und eine Anerkennung aller Menschen, die in den steilen Weinbergen von Durbach gearbeitet hatten. Es war ein Wein, der nicht nur nach Trauben schmeckte, sondern auch nach Geschichte, Tradition und der Liebe zum Weinbau.

So wurde Jakob nicht nur Winzer, sondern auch Hüter der Tradition. Er wusste, dass der Weinbau in Durbach nicht nur ein Beruf war, sondern eine Kunstform, eine Hommage an die Natur und die Menschen, die sie lieben. Und in jeder Flasche Wein, die die Weinberge von Durbach verließ, lebte die Geschichte des Tals weiter.

MARKGRÄFLERLAND

Im Markgräflerland, wo der Winter selten tiefen Schnee bringt, sondern eher einen milden, grauen Schleier, spielten die Kirschbäume im Eggenertal eine besondere Rolle. Im Gegensatz zu ihren Schwestern in anderen Regionen, die unter dicken Schneedecken lagen, strahlten die Bäume hier eine ruhige, fast geheimnisvolle Würde aus.

Die Geschichte erzählt von einem alten Mann namens Friedrich, der sein ganzes Leben zwischen diesen Bäumen verbrachte. Er kannte jede Narbe in ihrer Rinde und jedes Detail ihrer kahlen, knorrigen Äste, die im Frühling unter den Blüten fast unsichtbar wurden. Während die jungen Leute ungeduldig auf die Blüten warteten, um Fotos zu machen und das Naturschauspiel zu feiern, wusste Friedrich, dass die wahre Geschichte der Kirschbäume in der Wintersaison lag.

An einem besonders kalten Tag, als die Luft über den Feldern gefroren war, machte Friedrich einen Spaziergang mit seiner Enkelin Lena. Lena, die vom Trubel des modernen Stadtlebens geprägt war, sah in den Bäumen nur kahle, leblose Gestalten. Sie fragte ihren Großvater, warum die Kirschbäume in der Stadt im Winter geschützt würden, während sie hier der Kälte ausgesetzt seien. Friedrich lächelte und sagte: „Sie sind nicht nackt, Lena. Sie ruhen sich nur aus, bevor sie ihre ganze Energie wieder in die Blüten stecken. Sie erinnern sich an die Kraft der Sonne und die Süße der Früchte, die sie tragen werden.“

Er nahm einen ihrer kahlen Zweige in die Hand und streichelte ihn, als würde er ein geliebtes Tier streicheln. Dann sah er etwas Besonderes. Ein winziges, altes Stück Kirsche hing noch immer am Zweig, durch die Kälte zu einem kleinen, schwarzen Kieselstein geschrumpft. „Das ist die Winterkirsche“, sagte Friedrich. „Sie ist nicht süß und nicht saftig, aber sie erinnert uns daran, dass auch in der Ruhe Leben existiert.“ Lena, die noch nie eine „Winterkirsche“ gesehen hatte, berührte sie. Sie war kalt und hart, aber ihre Einfachheit hatte eine gewisse Schönheit. Es war keine strahlende Schönheit wie die der Blüten, sondern eine stille, tiefe Schönheit, die in der Stille des Winters existierte.

Lena begann, die Kirschbäume nicht mehr nur als kahle Äste zu sehen, sondern als eine Zeit der Ruhe für die Natur, die auf die Rückkehr des Lebens wartet. Als sie in den warmen Salon zurückkehrten, hatte sich Lenas Sicht auf die Welt verändert. Sie sah nicht mehr nur die Hektik der Stadt, sondern auch die stille Kraft der Natur, die im Winter ruht und im Frühling zurückkehrt. Sie hatte gelernt, dass Schönheit nicht nur im Spektakulären liegt, sondern auch in der Einfachheit.





OLIVEN PLANTAGEN

Hoch über dem malerischen Dorf Bunyola, an den zerklüfteten Hängen der Serra de Tramuntana, liegen jahrhundertealte Olivenhaine. Für den alten Bauern Miguel war jeder knorrige, gewundene Olivenbaum nicht nur eine Pflanze, sondern ein Teil seiner Familiengeschichte, der über Generationen hinweg in die Steinterrassen eingraviert wurde.

Jeden Morgen, bevor die Sonne die höchsten Gipfel der Berge erreichte, ging Miguel in seinen Hain. Die alten Bäume, deren massive Stämme von Wind und Wetter gezeichnet waren, hatten die Fähigkeit, selbst auf den kargsten Böden zu überleben. Miguel kannte jeden einzelnen von ihnen mit ihren ganz eigenen Eigenschaften.

Eines Tages brachte sein Enkel Toni, ein junger Mann mit vielen modernen Ideen, einen neuen, glatten Olivenbaum aus einem Zuchtprogramm mit, der schnelles Wachstum versprach. Miguel war skeptisch. „Ein Baum braucht Zeit, um seine Geschichte zu schreiben“, sagte er zu Toni. „Er muss die Sonne und den Wind, den Regen und die Dürre spüren. Er muss lernen, gegen widrige Bedingungen anzukämpfen.“ Aber Toni war ungeduldig. „Die alten Bäume sind schön, Großvater, aber sie bringen nicht genug Ertrag“, sagte er. „Wir müssen modernisieren.“ Miguel nickte nur, aber er wusste, dass Toni nicht verstand, dass der Wert eines Olivenbaums nicht nur in seinem Ertrag lag, sondern auch in der Geschichte, die er in sich trug.

In diesem Jahr war die Ernte besonders trocken. Der neue Baum, verwöhnt durch schnelle Züchtung, hatte mit der Dürre zu kämpfen und trug nur wenige Früchte. Aber die alten Bäume, deren Wurzeln tief in die Steinmauern der Terrassen reichten, trotzten der Dürre. Sie trugen nicht viele Oliven, aber die wenigen, die sie hervorbrachten, waren von außergewöhnlicher Qualität.

Als Toni die Früchte der alten Bäume probierte, verstand er die Worte seines Großvaters. Das Olivenöl der alten Bäume schmeckte nach Jahrhunderten der Geschichte, nach Geduld und Liebe, die in jedem Tropfen steckten. Er verstand, dass die Olivenbäume von Bunyola mehr als nur eine Plantage waren. Sie waren ein lebendes Denkmal, das die Geschichte Mallorcas in sich trug.

Seitdem arbeiten Miguel und Toni zusammen. Toni bringt moderne Techniken ein, Miguel bewahrt die Tradition. Und in jedem Tropfen Öl, den sie pressen, schmeckt man die Geschichte der alten Olivenhaine von Bunyola, die das Herzstück der Serra de Tramuntana bilden.

FERNSEHTURM

Ach, mein Freund, setz dich einen Moment zu mir. Ich muss dir von unserer Kugel erzählen, von unserem „Telespargel“, wie wir ihn damals nannten, und von dem kleinen Wunder, das er verbirgt. Siehst du ihn dort oben? Damals, in den grauen Zeiten der DDR, sollte dieser stählerne Koloss ein leuchtendes Symbol sein. Ein Symbol für die Stärke und die Modernität unseres sozialistischen Staates. Die Partei wollte uns damit zeigen: Wir sind technologisch überlegen, wir bauen die Zukunft! Und wir, die Bevölkerung, wir schauten auf diesen riesigen, grauen Pilz und dachten uns unseren Teil.

Ich erinnere mich noch an die Einweihung 1969. Ein Meisterwerk der Ingenieurskunst, das gebe ich zu, ich war ja selbst dabei, als junger Ingenieur. Wir schufteten Tag und Nacht. Aber die cleveren Köpfe hatten etwas übersehen, etwas Wundervolles, wie sich später herausstellte. Als der Turm stand, passierte das Unerwartete. Wenn die Sonne direkt auf die Edelhüllhülle der Turmkuppel schien, reflektierte das Licht in einer ganz bestimmten Weise. Es bildete sich ... ein großes, leuchtendes Kreuz. Ach, mein Gott, die Gesichter der Parteifunktionäre! Die waren knallrot vor Scham! Für die atheistische Führung der DDR war das die Höchststrafe. Für uns Berliner aber, da wurde das sofort zum Stadtgespräch, zum Lachen, zum Hoffnungsschimmer. Wir nannten es die „Rache des Papstes“ oder die „Rache des Dibelius“ – du weißt schon, der Bischof. Es war unsere kleine, stille Rebellion, dass dieses Symbol des Glaubens genau auf dem Bauwerk erschien, das die Überlegenheit des Sozialismus demonstrieren sollte. Wir schmunzelten jedes Mal, wenn wir es sahen.

Viele Jahre später, nach dem Fall der Mauer, nach der Wiedervereinigung, da stand der Turm immer noch. Das Kreuz erschien immer noch, wenn die Sonne schien. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Es war kein Symbol für Ironie oder politischen Kampf mehr. Es war ein stilles Zeichen des Wandels, ein Zeichen der Hoffnung, das über unserem wiedervereinten Berlin schwebte. Für mich, Klaus, der ich das alles miterlebt habe, hat dieses Kreuz eine ganz persönliche Geschichte. Ich habe die peinlichen Witze der DDR-Ära gehört und das Ende dieses Regimes überlebt. Und das Kreuz hat mich gelehrt, dass selbst in den größten, von Menschen gemachten Plänen die Natur oder ein höheres Schicksal die Oberhand gewinnen können.

Der Turm hat nicht nur die politische Ideologie seiner Zeit überstanden, sondern die Zeiten selbst. Und heute, ja heute, ist er ein echtes Symbol für ganz Berlin. Er gehört uns allen.





ELIZABETH II. PLATIN-JUBILEUM

Der Himmel über der Isle of Wight war an diesem Junitag im Jahr 2022 strahlend blau, nur wenige flauschige Wolken waren daran verstreut. Aber das eigentliche Spektakel fand nicht am Boden statt. Hunderte von Einwohnern hatten sich entlang der malerischen Küste versammelt, um ein Ereignis mitzuerleben, das die Geschichte der Königin und der Insel verband: den Überflug der Royal Air Force anlässlich des Platin-Jubiläums.

Unter ihnen war auch der pensionierte Seemann David. Er war auf der Insel geboren und hatte den größten Teil seines 90-jährigen Lebens hier verbracht. Er kannte die Geschichte der Insel, die eng mit der Geschichte der königlichen Familie verbunden war. David erinnerte sich noch gut an die Besuche der Königin als junges Mädchen und an die Geschichten, die seine Großeltern über das nahe gelegene Osborne House, den ehemaligen Rückzugsort von Königin Victoria, erzählten.

David saß mit seiner Enkelin Emily am Strand. Sie, ein junges Mädchen aus der Stadt, hatte wenig Bezug zur Tradition der Monarchie. Aber sie liebte ihren Großvater und wusste, wie viel ihm dieses Ereignis bedeutete. Plötzlich hörten sie in der Ferne ein tiefes Grollen, das immer lauter wurde. Es war das Geräusch von Flugzeugen, die von Militärstützpunkten auf dem Festland starteten und in Richtung London flogen. David, der seit seiner Jugend an der Küste lebte, kannte dieses Geräusch gut. Aber dieses Mal war es anders. Es war lauter, feierlicher und voller historischer Bedeutung.

Die Flugzeuge flogen in beeindruckender Formation über die Insel und die Küstenlandschaft. Es war ein Spektakel von unglaublicher Präzision und Schönheit. Die modernen Eurofighter Typhoons, die historischen Spitfires und Lancaster-Bomber – alle schienen den Bogen vom Zweiten Weltkrieg bis zur Moderne zu spannen. Die Zuschauer am Strand jubelten, winkten und johlten, als die Flugzeuge über sie hinwegflogen. Emily, die das Spektakel durch die Augen ihres Großvaters sah, begann zu verstehen, was es bedeutete. Es war nicht nur eine Flugshow, sondern lebendige Geschichte. Die Flugzeuge waren nicht nur Maschinen, sondern Symbole für die beständige Monarchie, die Widerstandsfähigkeit des britischen Volkes und den Wandel der Zeit.

Als der letzte Jet verschwand und der Rauch der Red Arrows in den Farben der britischen Flagge in der Ferne zu sehen war, sah Emily ihren Großvater an. David, der die ganze Zeit geschwiegen hatte, hatte Tränen in den Augen. Er sah in den Flugzeugen die Geschichte der Königin und der Insel und wusste, dass die Traditionen, die er so sehr schätzte, weiterleben würden. Die Flugzeuge, die über die Isle of Wight flogen, waren mehr als nur eine Flugshow. Sie waren ein Echo der Vergangenheit, das in die Zukunft getragen wurde.

ORCHIDEENBLÜTEN

Es war einmal, in einem versteckten Tal, weit weg vom Trubel der Welt, blühte eine ganz besondere Orchidee. Ihre Blütenblätter waren so rein und makellos wie der erste Schnee, aber in ihrem Herzen trug sie eine leuchtend violette Farbe. In diesem Tal lebte eine junge Waise namens Elara, die sich liebevoll um die Orchidee mit ihren ungewöhnlichen Blüten kümmerte.

Das Tal war voller alter Legenden, und eine davon erzählte von einem tapferen Krieger, der sein Leben gab, um sein Dorf zu retten. Seine Liebe zu seiner Heimat war so tief, dass sein Herz, so rein und unschuldig es auch war, zu Boden fiel und zu einer Orchidee mit einem violetten Herzen wurde. Die Blume sollte die Erinnerung an seine Reinheit und seinen Mut bewahren.

Elara kannte die Geschichte. Als der Frühling kam, begannen die Orchideen zu blühen. Das Spiel des Lichts auf den Blütenblättern funkelte so wunderschön, dass es Menschen aus den umliegenden Dörfern anzog. Sie kamen, um die Blumen zu bewundern, aber Elara wusste, dass sie nicht nur die Schönheit der Blumen sahen, sondern auch die Geschichte des tapferen Kriegers. Sie sahen das reine Herz, das die Orchidee in sich trug, und verstanden, dass wahre Stärke nicht in Macht liegt, sondern in der Reinheit des Herzens.

Eines Tages, als ein Sturm durch das Tal fegte, wurden die zarten Orchideenblüten vom Wind weggetragen. Elara war untröstlich. Als der Sturm jedoch nachließ, stellte sie fest, dass die Blüten nicht zerstört worden waren, sondern vom Wind davongetragen worden waren, um an den entlegensten Orten der Welt zu blühen. Von diesem Tag an wussten die Menschen, dass die Orchidee mit dem violetten Herzen nicht nur die Erinnerung an den Krieger in sich trug, sondern auch die Hoffnung auf eine bessere Welt.

Elara, die junge Waise, die sich um die Orchidee gekümmert hatte, hatte nicht nur die Geschichte der Orchidee bewahrt, sondern auch weitergegeben. Sie hatte erkannt, dass die Schönheit der Orchidee nicht in ihren Blüten lag, sondern in der Geschichte, die sie in ihrem violetten Herzen trug. Und so blühten jedes Jahr die Orchideen mit violetten Herzen, um die Welt daran zu erinnern, dass wahre Schönheit und Stärke von innen kommen.





MANI BÄR

Mani, ein asiatischer Schwarzbär, war es gewohnt, durch die Dschungel von Laos zu streifen. Aber eines Tages entdeckte er in der Nähe eines Flusses eine seltsame Konstruktion, die er noch nie zuvor gesehen hatte. Ein stabiler Holzrahmen, gefertigt aus dicken, geschälten Stämmen, stand kunstvoll zu einem Gestell zusammengeschraubt zwischen den Bäumen. Er wirkte überraschend robust, obwohl er offensichtlich von Menschenhand im Dschungel errichtet worden war. Dieses Gestell stützte eine bunte Hängematte, geflochten aus leuchtend rötlich orangem Nylonstoff. Sie war nicht wie die Lianen, die er zum Klettern benutzte, sondern ein weiches, schwingendes Netz aus Stoff.

Zuerst war Mani skeptisch. Die Hängematte schwankte und der Rahmen knarrte, als er sich vorsichtig darauflehnte. Aber seine Neugier war stärker. Nach einigen erfolglosen Versuchen, sich auf den wackeligen Stoff zu legen, gelang es ihm schließlich, sein Gewicht so zu verteilen, dass er sanft in der Hängematte lag. Das Gefühl war unglaublich. Er schwebte in der Luft, frei von der festen Erde, und schwebte sanft zwischen den Baumwipfeln. Die Hängematte schwankte im Rhythmus des Windes hin und her, und Mani, der sonst ein wachsamer Bär war, schloss die Augen und entspannte sich. Er träumte von fliegenden Waben und süßen Mangos, die er von oben pflücken konnte.

Eines Nachmittags jedoch wurde Manis Frieden jäh unterbrochen. Ein jüngerer, unachtsamer Bär namens Poom stolperte durchs Unterholz und erstarrte beim Anblick des schwebenden Mani. Mani öffnete ein Auge und stieß ein tiefes, warnendes Knurren aus; seine private Oase war bedroht. Poom wich nicht zurück; stattdessen fixierte er die sanft Schaukelnde Nylonfläche mit einer Mischung aus Verwirrung und brennender Neugier. Die Hängematte war zu verlockend, um einfach wegzulaufen; Mani musste seinen geheimen Ort wohl bald teilen.

Die Hängematte wurde zu Manis geheimem Rückzugsort. Wanderer, die den Holzrahmen mit der zerrissenen Hängematte entdeckten, fragten sich, wer dort wohl Ruhe und Frieden suchte. Aber niemand ahnte, dass es zwei Bären waren, die hier ihre neue Leidenschaft gefunden hatten. Manchmal, wenn Menschen in der Nähe waren, versteckten sich Mani und Poom im Unterholz. Sie beobachteten sie und sahen, wie sie den Holzrahmen betrachteten, und mussten lächeln. Sie wussten, dass die Hängematte nicht für Menschen gedacht war, sondern für sie, die schwebenden Bären von Laos. Und wenn man genau hinhörte, konnte man ihr leises, zufriedenes Schnarchen durch den laotischen Dschungel hallen hören.

KUHRIOSUM

Auf dem Kronenplatz in Bietigheim-Bissingen, wo das geschäftige Treiben der Stadt pulsiert, steht ein Brunnen, der so ungewöhnlich ist, dass er liebevoll „Kuhriosum“ genannt wird. Er wurde 1987 vom Künstler Jürgen Goetz geschaffen und erzählt eine kleine Geschichte über die Magie der Fantasie.

Es war einmal eine kleine Kuh namens Charlotte, die auf einer Weide am Rande von Bietigheim-Bissingen lebte. Im Gegensatz zu den anderen Kühen, die nur das saftige Gras im Kopf hatten, träumte Charlotte von Höherem. Sie träumte von fliegenden Teppichen, singenden Blumen und magischen Brunnen. Ihre Schwestern machten sich über sie lustig und nannten sie „verträumte Charlotte“.

Eines Tages, als ein Künstler namens Jürgen Goetz durch die Stadt spazierte, hörte er von der träumerischen Charlotte. Er war fasziniert von ihrer Geschichte und beschloss, ihr ein Denkmal zu setzen. Er schuf eine Skulptur, die nicht nur eine Kuh war, sondern ein Wesen, das die Träume der kleinen Kuh verkörperte.

Das Kuhriosum war nicht nur eine Skulptur, sondern auch ein Brunnen. Aus den Augen der Kuh tropfte nicht nur Wasser, sondern auch ein glitzernder, goldener Strom, der die Geschichte der träumenden Charlotte in sich trug. Für die Kinder war Charlotte mehr als nur Bronze; sie war eine stumme, magische Freundin. Sie versuchten, den goldenen Wasserstrahl aufzufangen, überzeugt, er würde ihnen Glück bringen. Ihr fröhliches Lachen vermischte sich mit dem Plätschern des Brunnens und füllte den Kronenplatz mit Leben. Manche flüsterten Charlotte ihre geheimsten Wünsche ins Ohr, in der Hoffnung, die Kuh würde sie erhören. Und wenn die Wasserfontänen hoch sprühten, schien es, als würde die Kuh die Magie ihrer Träume in die Stadt sprühen.

Seitdem, so sagen die Einwohner von Bietigheim-Bissingen, hat das Kuhriosum der Stadt nicht nur Glück gebracht, sondern auch eine Portion Fantasie. Manchmal, wenn man genau hinhört, kann man im Plätschern des Brunnens ein leises Lachen und ein leises „Muh“ hören – die träumerische Charlotte, die noch heute von ihren magischen Abenteuern träumt.





KÜRBIS AUSSTELLUNG

Die Blühende Barock in Ludwigsburg, die riesige Gartenschau am Residenzschloss, ist berühmt für ihre Kürbisausstellung. Der Legende nach ist es jedoch mehr als nur eine einfache Ausstellung – es ist ein jährliches Treffen zwischen einer Prinzessin und einem Kürbisgeist.

Es war einmal, als der Park noch keine Kürbisse kannte, lebte eine Prinzessin namens Amalia im Schloss. Sie war von der melancholischen Schönheit des Herbstes berührt, aber der leere Garten schmerzte sie. Ihre Gärtner konnten einfach keine Blumen finden, die stark genug waren, um den goldenen Herbst zu überstehen.

Eines Abends, während eines ihrer Spaziergänge, stieß sie auf einen kleinen, verlorenen Kürbis. Es war ein Kürbis von erstaunlich orangefarbener Farbe, der im Mondlicht leuchtete. Als sie sich dem Kürbis näherte, erschien eine kleine, glitzernde Gestalt. Es war ein kleiner Kürbisgeist. Er erzählte der Prinzessin die vielen Geschichten, die Kürbisse in sich trugen, von der Sonne des Sommers und der Kälte des Winters. Er sagte, dass seine Art die Kraft habe, den Herbst zu verschönern und den Menschen Hoffnung zu geben.

Die Prinzessin, berührt von der Geschichte, beschloss, die Kürbisse im Park zu sammeln. Sie und der kleine Kürbisgeist riefen alle Kürbisse des Landes herbei, von den kleinen Zierkürbissen bis zu den riesigen essbaren Kürbissen. Sie arrangierten die Kürbisse zu beeindruckenden Figuren, die die Märchen und Geschichten des Landes erzählten.

Als der Herbst kam und die Menschen den Barockgarten besuchten, waren sie überwältigt von der Schönheit der Kürbisausstellung. Sie sahen nicht nur Kürbisse in den Figuren, sondern auch die Geschichten, die sie in sich trugen. Von diesem Tag an kehrte der Kürbisgeist jedes Jahr in den Barockgarten zurück, um die Kürbisausstellung zu gestalten. Prinzessin Amalia wurde alt, aber die Geschichte lebte in den Herzen der Menschen weiter. Und wenn heute die Kürbisausstellung im Blühenden Barock in Ludwigsburg stattfindet, glaubt man, dass sich die Geschichten der Prinzessin und des Kürbisgeistes in den kunstvoll arrangierten Kürbisfiguren wiederfinden.

MAE NAM KHONG

Tief in den verzauberten Wäldern von Laos, wo sich der Mekong mit seinem smaragdgrünen Wasser durch enge Schluchten schlängelt, gab es eine alte Legende. Sie erzählte von Naga, einer schlangenähnlichen Gottheit, die am Grund des Flusses lebte und über ihn wachte. Aber die Naga war nicht immer eine Gottheit. Es war einmal eine einfache Wasserschlange, die in einem kleinen Bach lebte. Sie bewunderte die große Mutter des Wassers – Mae Nam Khong, den Mekong, der ihr Leben schenkte und sie nährte.

Eines Tages, als der Bach fast ausgetrocknet war, hatte die Schlange einen Traum. Sie träumte davon, wie sie die Welt verändern könnte. In ihrem Traum tauchte sie in die tiefsten Tiefen des Mekong, wo sie die alten Götter traf. Sie bat die Götter, ihr die Kraft zu geben, dem Mekong zu helfen. „Bitte, lasst mich die Mutter der Gewässer sein“, betete sie. Die Götter, berührt von der Reinheit ihres Herzens, gaben ihr eine Aufgabe. Sie sollte in der Welt der Menschen leben, um zu lernen, wie man die Natur mit der Menschheit in Einklang bringt. Sie wurde als kleines Mädchen namens Sila wiedergeboren, das in einem kleinen Dorf am Ufer des Mekong lebte.

Sila wuchs in der Nähe des Flusses auf und lernte, seine Sprache zu verstehen. In der Regenzeit, wenn der Fluss über seine Ufer trat, half sie den Menschen, ihre Häuser zu retten. In der Trockenzeit, wenn der Fluss zurückging, zeigte sie ihnen, wo sie die besten Fische finden konnten. Sie war weise und gütig, und die Menschen nannten sie die „Tochter des Mekong“.

Eines Tages, als Sila erwachsen war, kehrte sie zum Fluss zurück und betete. Sie hatte gelernt, dass der Mekong nicht nur ein Fluss ist, sondern ein Teil des Lebens, der nicht nur gegeben, sondern auch empfangen werden muss. Sie spürte, wie ihre wahre Natur zu ihr zurückkehrte, und verwandelte sich in die große Naga, die die Mutter des Wassers beschützen würde.

Die Naga lebt noch heute im Mekong. Man sagt, wenn man genau hinschaut, kann man manchmal eine Bewegung sehen, die nicht von einem Fisch stammt, oder ein tiefes Grollen hören, das nicht von einem Motorboot kommt. Es ist die Naga, die über den Fluss wacht und die Menschen daran erinnert, dass die Mutter des Wassers immer bei ihnen ist.





CORVIN - DIE RABENKRÄHE

Hoch über der Matthiaskirche, wo die bunten Zsolnay-Fliesen die Sonne reflektierten, lebte ein ganz besonderer Rabe. Im Gegensatz zu den Krähen in der Stadt, die im Müll wühlten, war dieser Rabe namens Corvin ein direkter Nachfahre des Raben, der einst König Matthias Corvinus seinen Ring zurückbrachte. Corvin trug kein glänzendes Juwel in seinem Schnabel, aber er trug die Erinnerung daran in seinem Herzen.

Eines Tages, als der Trubel der Touristen, die vom Burgviertel aus die Aussicht auf die Donau genossen, abgeklungen war, landete Corvin auf einem Fensterbrett. Er sah ein junges Mädchen namens Eszter, das ein altes, verblasstes Foto betrachtete. Eszter, die in der Stadt aufgewachsen war, hatte den Bezug zu den alten Geschichten verloren. Sie wusste nichts von der Legende des Raben, der einst den Ring des Königs zurückbrachte. Für sie war die Krähe nur ein gewöhnlicher, lästiger Vogel.

Aber Corvin fühlte eine Verbindung zu dem Mädchen. Er spürte ihre Traurigkeit und ihre Sehnsucht nach etwas Größerem als dem Trubel der Stadt. Er klopfte mit seinem Schnabel gegen das Fenster, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Als Eszter aufblickte, sah sie die Tiefe in seinen intelligenten, wachen Augen.

Corvin schnappte sich mit einem kleinen Trick ein glänzendes Souvenir, das auf den Boden gefallen war – einen kleinen goldenen Ring – und legte ihn auf die Fensterbank. Eszter hob den kleinen Ring überrascht und fasziniert auf. Sie spürte eine seltsame Wärme, die von ihm ausging. Als sie aufblickte, war Corvin verschwunden. Aber in der Ferne, auf dem Dach des Parlamentsgebäudes, sah sie einen winzigen schwarzen Punkt, der hoch in den Himmel stieg.

Eszter verstand. Sie hatte die Verbindung zu den alten Geschichten wiederentdeckt, die in der Seele der Stadt lebten. Der Rabe hatte ihr nicht nur einen Ring gebracht, sondern auch die Erinnerung an die Magie, die in der Geschichte Budapests verborgen war.

Von diesem Tag an sah Eszter die Krähen auf den Dächern Budapests nicht mehr als gewöhnliche Vögel, sondern als Wächter der alten Geschichten, die die Stadt so besonders machten. Sie begann, die Statuen und steinernen Ornamente der Stadt mit neuen Augen zu betrachten, und suchte in jedem Schatten und auf jeder bunten Fliese nach den Spuren der Vergangenheit. Fortan trug sie den kleinen goldenen Ring immer bei sich, nicht als Juwel, sondern als stilles Versprechen, die Magie Budapests niemals mehr zu vergessen. Das Geheimnis von Corvin und dem König würde nun auch in ihrem Herzen weiterleben, bewacht von den schwarzen Silhouetten am Himmel.

KINGSTON-UPON-HULL

Als die ersten zarten, sonnengewärmten Strahlen des Frühlings die graue Decke über Kingston upon Hull durchbrachen, erwachte die Stadt zu neuem Leben. Der kalte, beißende Wind, der so oft von der Nordsee und über die Humber-Mündung hereinbrach, wich einer milderen, sanfteren Brise. Die Hafenstadt, einst berühmt für ihren Walfang und Fischfang, hatte im Laufe der Jahrhunderte viel durchgemacht, aber im Frühling schien sie ihre Kraft und ihren Geist zurückzugewinnen. Die alten Kais, auf denen einst reges Treiben herrschte, waren nun von jungen Familien bevölkert, die die warmen Tage am Wasser genossen.

Der alte Fischer Arthur lebte am Fluss Hull, in der Nähe der Altstadt. Er war einer der wenigen, die noch eine Verbindung zur glorreichen maritimen Vergangenheit der Stadt hatten. Während seine Mitbürger die modernen Veränderungen feierten, blickte er manchmal wehmütig auf den Fluss, der so viele Geschichten barg.

Doch in diesem Frühjahr bemerkte er etwas, das sein Herz mit Freude erfüllte: Ein junges Mädchen namens Lily, die Enkelin eines alten Freundes, kam jeden Tag zum Fluss. Sie hatte eine kleine Staffelei dabei und malte die alten rotbraunen Backsteinhäuser, die alten Schiffe und die Fischer, die noch immer den Weg den Fluss hinauf fanden. Sie malte die Stadt nicht so, wie sie war, sondern so, wie sie sein sollte – voller Farbe und Hoffnung.

Als Arthur eines Tages vorbeikam, fragte er Lily, was sie malte. „Ich male die Stadt“, sagte sie. „Die Stadt im Frühling.“ Arthur, der die Stadt immer nur in grauem Nebel gesehen hatte, verstand nicht, was sie meinte. Lily lächelte und sagte: „Im Frühling erwacht alles wieder zum Leben: die alten Häuser, die Bäume, die Menschen. Man muss nur genau hinschauen, um die Farben zu sehen.“

Arthur war von ihren Worten berührt und sah die Stadt mit neuen Augen. Er sah das zarte Grün der Bäume in den Parks, die bunten Blumen auf den Balkonen der alten Häuser und das strahlende Blau des Himmels, das sich im Wasser des Flusses spiegelte. Er sah, wie die Menschen in der Stadt, genau wie die Natur, aus ihrem Winterschlaf erwachten und die Hoffnung auf einen Neuanfang feierten.

Von diesem Tag an sah Arthur die Stadt nicht mehr als einen Ort der Vergangenheit, sondern als einen Ort der Zukunft. Und die Geschichte des Frühlings in Kingston upon Hull wurde nicht mehr nur von der Natur erzählt, sondern auch von den Menschen, die den Zauber des Frühlings in den Straßen der Stadt wiederentdeckt hatten.





AMIENS

Amie, eine kleine Regenschirmherstellerin in Amiens, Nordfrankreich, liebte den Frühling, wenn die Sonne ihre Stadt in goldenes Licht tauchte. Aber das Geschäft lief schlecht. Die Menschen schienen einfache, traditionelle Handwerkskunst nicht mehr zu schätzen, und ihre Werkstatt in den engen Gassen des Quartier Saint-Leu drohte zu schließen.

Eines Tages, als sie an den blühenden Hortillonnages, den schwimmenden Gärten, vorbeikam, hatte sie eine Idee. Sie beschloss, Farbe in die Stadt zurückzubringen, nicht mit Blumen, sondern mit den Stoffen ihrer Sonnenschirme. Sie sprach mit dem Bürgermeister, aber er war skeptisch. Er sah nur das Risiko, nicht die Chance.

Aber Amie war eine Frau mit einem großen Herzen. Mithilfe der anderen Händler in der Nachbarschaft begann sie, Sonnenschirme in den unterschiedlichsten Farben über die Straßen zu spannen. Sie verwendete Sonnenschirme aus Seide und Baumwolle in allen Farben des Regenbogens. Zuerst waren es nur wenige, dann immer mehr, bis die gesamte Nachbarschaft von einem Baldachin aus schwebenden Farben bedeckt war.

Die Touristen, die in die Stadt kamen, waren begeistert. So etwas hatten sie noch nie gesehen. Die Stadt, die sonst für ihre gotische Kathedrale bekannt war, wurde plötzlich berühmt für ihre schwebenden Sonnenschirme. Menschen aus aller Welt kamen, um dieses außergewöhnliche Spektakel zu sehen. Die Händler, die zunächst skeptisch gewesen waren, sahen, wie ihre Geschäfte wieder zu florieren begannen.

Amies Werkstatt, die kurz vor der Schließung gestanden hatte, wurde wieder zu einem geschäftigen Ort. Sie hatte nicht nur ihren Lebensunterhalt gerettet, sondern auch die Stadt wieder mit Farbe erfüllt. Die in den Straßen schwebenden Sonnenschirme waren nicht nur ein Kunstwerk, sondern auch ein Symbol der Hoffnung. Sie erinnerten die Menschen daran, dass die Traditionen der Vergangenheit auch in der modernen Welt noch ihren Platz hatten und dass die Liebe zum Handwerk und zur Fantasie die Seele einer Stadt beleben konnte.

Seitdem, so sagen die Einwohner von Amiens, sind die hängenden Sonnenschirme nicht nur eine Dekoration, sondern ein Symbol der Hoffnung, das die Stadt mit Farbe, Freude und der Magie der Fantasie erfüllt. Und Amie, die Schirmmacherin, wurde zur Hüterin dieser Tradition und zur Beschützerin der Seele ihrer Stadt.

KAKHETI PRÄRIE

Am Rande der weiten, sonnenverwöhnten Steppen von Kachetien, wo die Erde karg ist, aber das Gras endlos zu sein scheint, wanderte der Hirte Luka mit seiner Herde umher. Seit Generationen zogen die Wanderschäfer im Rhythmus der Jahreszeiten mit ihren Tausenden von Schafen von den hohen Bergen von Tuschetien zu den Winterweiden in den Halbwüsten des Südens. Luka kannte den Weg, kannte den Wind und den Geruch des Grases.

In der Herde gab es ein kleines, neugieriges Lamm namens Beka. Während die anderen Lämmer in der Nähe der Herde blieben, war Beka immer auf der Suche nach dem seltensten, saftigsten Grashalm. Luka, der ihn oft zurückholen musste, nannte ihn liebevoll den „kleinen Entdecker“.

Eines Tages, als die Sonne am höchsten stand, entdeckte Beka einen kleinen, goldenen Grashalm, der inmitten einer Klippe wuchs und von anderen Pflanzen geschützt wurde. Beka, der noch nie zuvor einen so schönen Grashalm gesehen hatte, begann, die steile Klippe zu erklimmen. Luka, der das Lamm beobachtete, wurde unruhig. Er wusste, wie gefährlich es war, die Klippen zu erklimmen.

Gerade als Beka fast sein Ziel erreicht hatte, begann die Klippe abzurutschen. Das Lamm schrie vor Angst, und Luka eilte ohne zu zögern den Abhang hinunter, um es zu retten. Er wusste, dass das Leben eines Lammes nicht viel wert war, aber Beka war mehr als nur ein Lamm. Es gehörte zu der Herde, die seine Familie war. Er schaffte es, das Lamm zu erreichen, gerade als es herunterfallen wollte. Er trug es auf seinen Schultern, das Lamm zitterte vor Angst, und brachte es zurück zur Herde. Luka war wütend, aber auch erleichtert.

Als sie bei der Herde ankamen, hielt Beka ihm ohne zu zögern einen kleinen goldenen Grashalm hin. Luka, gerührt von diesem Zeichen der Dankbarkeit, aß den Grashalm. Er schmeckte süß und nach Abenteuer. Von diesem Tag an hatte Luka eine neue Sicht auf die Steppen von Kachetien. Er sah nicht nur das Gras und die Herde, sondern auch die kleinen Abenteuer und Geschichten, die in der kargen Landschaft verborgen waren.

Und die Geschichte des Hirten, der das verlorene Lamm rettete, wurde zu einer Legende unter den Hirten der Steppen von Kachetien, die von Generation zu Generation weitergegeben wurde.





VOLUBILIS

Hoch über dem fruchtbaren Tal von Volubilis, wo die antiken römischen Ruinen liegen, lebte einst ein Berberjunge namens Tahar. Er trug den Spitznamen Qualili, weil er wie der Oleander in den trockenen Flussbetten auf den kargen Hängen lebte und mit den Geschichten der Hirten, die seine Familie waren, aufwuchs. Tahar hatte eine besondere Verbindung zu den Ruinen, die die Berber Walila nannten. Während andere in den Überresten nur einen Haufen Steine sahen, sah er die Geschichten der Menschen, die hier gelebt hatten und gestorben waren, der Eroberer, die kamen und gingen, und der Natur, die all das überstanden hatte. Besonders fasziniert war er von dem majestätischen Siegesdenkmal, dem Triumphbogen, der einst dem römischen Kaiser Caracalla gewidmet war.

Eines Tages, als er seine Herde in der Nähe des Triumphbogens weidete, fand er einen Stein. Es war kein gewöhnlicher Stein, sondern ein Stein mit einem Muster, das er von römischen Mosaiken kannte, aber auch von den komplizierten Mustern der Berber. Es war ein Stück Geschichte. Tahar war fasziniert. Er begann, an dem Stein zu arbeiten, und entdeckte, dass es sich nicht nur um einen Stein handelte, sondern um einen Teil eines größeren Ganzen. Er schleifte und polierte ihn, bis das Muster wieder erkennbar war. Tahar meißelte die Geschichte der Ruinen in den Stein: die Geschichte der Menschen, die hier lebten und starben, der Eroberer, die kamen und gingen, und der Natur, die all das überdauerte.

Als er ins Dorf zurückkehrte, zeigte er den Stein seinem Großvater. Der alte Mann war bewegt. „Du hast nicht nur einen Stein gefunden, mein Sohn“, sagte er, „du hast die Seele von Walila gefunden.“ Von diesem Tag an, so erzählt man sich in den Dörfern am Fuße der Ruinen, war Tahar Qualili nicht nur als Hirte, sondern auch als Geschichtenerzähler bekannt. Er hatte verstanden, dass die Geschichten nicht nur in den Ruinen, sondern auch in den Steinen selbst weiterlebten und den Menschen erzählten, wie die Vergangenheit die Gegenwart beeinflusst.

HEILIGER KASBEK

Die Legenden vom Kasbek, dem mit Gletschern bedeckten heiligen Berg, sind in Stepantsminda so lebendig wie die im Wind flatternden Gebetsfahnen. In den Geschichten der Ältesten, die sich am Fuße des majestätischen Gipfels um das Feuer versammelten, lebte der mythische Held Amirani. Es heißt, dass der kaukasische Prometheus wegen seines Ungehorsams an den Berg Kasbek gekettet wurde, wo die Götter ihn für seine Sünden bestraften. Aber die Geschichte, die in den Herzen der Einwohner von Stepantsminda weiterlebte, war eine andere.

Einst, so erzählte man sich, gab es einen jungen Mann namens Davit, dessen Vater beim Versuch, den Gipfel zu besteigen, in den Gletscherspalten des Kasbek verschwand. Davit, ein Hirte wie sein Vater, schwor sich, den Berg zu bezwingen, nicht aus Prahlerei, sondern um das Geheimnis seines Vaters zu lüften. Er kannte die Wege, die Tiere und die Gefahren des Berges, aber er wusste auch, dass der Berg eine Seele hatte.

Als er sich eines Tages auf den Weg zum Gipfel machte, erschien ihm der Geist seines Vaters. „Davit, du musst nicht auf den Gipfel steigen“, sagte er. „Der Berg hat dir bereits alles gegeben, was du brauchst: Kraft, Geduld, Gelassenheit. Und die Geheimnisse des Berges wirst du nicht auf dem Gipfel finden, sondern in deinem Herzen.“

Davit verstand. Er kehrte um und widmete sein Leben dem Dorf und den Geschichten über den heiligen Berg. Von diesem Tag an erzählte er den Menschen von der Weisheit des Berges, die nicht in den Höhen, sondern in den Tiefen des Herzens zu finden ist. Davits Geschichte wurde zu einer Legende, die von den Hirten von Stepantsminda von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Menschen aus aller Welt kamen, um den heiligen Berg Kasbek zu sehen, die alten Legenden zu hören und die Stille des Kaukasus zu spüren.

Und wenn man heute genau hinhört, kann man im Wind, der über die Gipfel weht, das Echo von Davit hören, dem Hirten, der die wahre Weisheit des heiligen Berges gefunden hat, ohne ihn jemals bestiegen zu haben.





MEERJUNGFRAU VON SITGES

Am Rande des malerischen Strandes von Sant Bartomeu, unterhalb der schützenden Mauern der Kirche, steht seit 1965 eine eher unscheinbare Bronzeskulptur. Es handelt sich um die Meerjungfrau von Sitges, eine Statue des katalanischen Künstlers Pere Jou, die sich mit einer einladenden Geste dem Meer zuwendet. Aber nicht nur das Kunstwerk selbst, sondern auch eine besondere Tradition macht es zu einer lokalen Legende.

Die Geschichte erzählt von zwei unzertrennlichen Freunden, dem Fischer Mateo und der Schneiderin Sofia. Mateo, ein Mann mit wettergegerbtem Gesicht und starken Händen, verbrachte sein Leben auf See. Sofia schuf mit ihren flinken Fingern aufwendige Kleider für die Dorfbewohner. Jeden Abend trafen sie sich auf den Stufen vor der Kirche, um den Sonnenuntergang zu beobachten und über ihre Träume zu sprechen. Mateo träumte von einem großen Fang, der ihn reich machen würde, und Sofia träumte von einem Kleid, das so schön war, dass die Königin es tragen würde.

Eines Tages, nachdem die Statue der Meerjungfrau aufgestellt worden war, bemerkte Mateo etwas Seltsames. Wenn er vor dem Auslaufen die offene Handfläche der Meerjungfrau berührte, hatte er Glück auf See. Als er Sofia davon erzählte, war sie skeptisch. Aber als sie die ersten Reichtümer sah, die er vom Meer mitbrachte, begann auch sie, an die Magie zu glauben.

Sofia begann, die Meerjungfrau vor dem Auslaufen zu berühren und um Inspiration zu bitten. Und tatsächlich schienen ihr die Ideen für ihre Kleider in den Sinn zu kommen, wenn sie die Hand der Meerjungfrau berührte. Die beiden Freunde, die nun beide in ihrem Handwerk erfolgreich waren, kamen jeden Abend zur Meerjungfrau, um ihr zu danken und ihr von ihren Abenteuern zu erzählen. Die Geschichte verbreitete sich, und bald berührten viele Menschen die Hand der Meerjungfrau, um Glück und Inspiration zu finden.

Aber mit der Zeit vergaßen die Menschen, dass die Meerjungfrau mehr als nur ein Glücksbringer war. Sie begannen, sie als selbstverständlich anzusehen, als eine einfache Statue auf dem Platz. Eines Abends, als der Mond hoch am Himmel stand, bemerkten Mateo und Sofia, dass die Meerjungfrau traurig aussah. Sie hatten die Geschichten vergessen, die sie in ihren Herzen trugen. Sie beschlossen, nicht nur um Glück zu bitten, sondern auch zu danken und von der Magie zu erzählen, die sie der Meerjungfrau zu verdanken hatten.

Seitdem ist die Meerjungfrau laut den Geschichten, die in Sitges erzählt werden, nicht nur ein Glücksbringer, sondern auch eine Hüterin der Erinnerungen.

GLEITSCHIRMFLIEGEN

An den Hängen unterhalb der Teufelsmühle, in der Nähe von Loffenau im nördlichen Schwarzwald, im Südwesten von Deutschland hatte der Wind eine besondere Kraft. Dort, wo zwei begeisterte Drachenflieger im Sommer 1977 einen idealen Startplatz auf der Kahlschlagfläche entdeckten, entstand die Legende der „Teufelsflieger“. Die Geschichte handelt von Johannes, einem jungen Mann aus Loffenau und Nachfahren von Müllern, die einst in der Teufelsmühle arbeiteten.

Johannes hatte eine Leidenschaft für das Fliegen, die für die Menschen in seinem Dorf ungewöhnlich war. Er träumte nicht davon, den Wind zu bezwingen, sondern ihn zu verstehen. An den Hängen, wo kalte Luft aus dem Tal aufstieg und der Wind um die hohen Tannen spielte, suchte er nach dem perfekten Moment für seinen Start.

Der Teufel, der die alte Mühle nicht mehr in Besitz nehmen konnte, beobachtete Johannes mit misstrauischem Blick. Er sah die Leidenschaft und das unerschütterliche Vertrauen, das Johannes in den Wind setzte. Der Teufel, der sich für den Herrscher über Wind und Wetter hielt, wollte Johannes dazu verleiten, seine Kräfte zu überschätzen.

Eines Tages, als der Himmel besonders klar war, erschien der Teufel in Gestalt eines alten Mannes. Er sagte zu Johannes: „Junger Mann, wenn du wirklich fliegen willst, musst du in den Sturm fliegen. Nur dort wirst du die wahre Kraft des Windes finden.“ Johannes, der die Geschichten der Alten kannte, wusste, dass dies eine Falle war. Er sah in den Augen des alten Mannes nicht die Weisheit des Windes, sondern die Gier nach Macht.

Er drehte sich um und sagte: „Wahre Stärke liegt nicht darin, den Sturm zu besiegen, sondern ihn zu verstehen.“ Er wartete auf den perfekten Moment und hob dann in einem sanften Aufwind ab, der ihn weit über das Tal trug. Der Teufel, frustriert von der Weisheit des Jungen, verschwand in einer Rauchwolke.

Und von diesem Tag an nannten die Drachenflieger ihren Verein laut der in Loffenau erzählten Geschichte „Teufelsflieger“, nicht weil sie vom Teufel besessen waren, sondern weil sie es geschafft hatten, die teuflischen Kräfte zu besiegen und den Wind zu ihrem Freund zu machen.





LANDS END

Der stürmische Wind peitschte die Wellen gegen die steilen Klippen von Land's End. Es ist der westlichste Punkt Englands und ein Ort, an dem der raue Charakter Cornwalls am deutlichsten zu spüren ist. Hier, wo das Land abrupt endet, beginnen alte Geschichten und Legenden. Eine davon erzählt von einem jungen Fischer namens Liam, dessen Familie seit Generationen am Meer lebte. Liam war ein furchtloser Mann, der selbst den wildesten Stürmen trotzte. Aber sein größter Schatz war seine Tochter Jodee, deren Lachen so strahlend war wie die Sonne, die über dem Meer aufging. Jodee hatte eine geheime Leidenschaft: Sie liebte die alten Geschichten über das versunkene Königreich Lyonesse, das angeblich vor der Küste von Land's End lag.

Eines Abends, als der Wind besonders stark wehte, warf Liam sein Netz aus. Er träumte von einem großen Fang, aber das Meer schenkte ihm nur ein kleines, glitzerndes Stück Treibholz. Es war kein gewöhnliches Stück Holz, sondern eine aufwendig geschnitzte Nachbildung eines Schwertes. Liam dachte an seine Tochter und nahm das Holz mit nach Hause.

Als Jodee es sah, sagte sie: „Papa, das ist das Schwert von Lyonesse. Es wurde gefunden, um uns zu zeigen, dass das Meer nicht nur nimmt, sondern auch gibt.“ Liam lachte und sagte, es sei nur ein Stück Holz. Aber in dieser Nacht, als der Wind gegen die Fenster peitschte, träumte er von einem versunkenen Königreich und einem furchtlosen König, der seine Heimat verloren hatte.

Als er am nächsten Morgen aufstand, sah er, dass sich das Wetter beruhigt hatte. Die Sonne schien und das Meer war ruhig. Er ging zum Strand und sah, dass die Flut ein glänzendes Schmuckstück an Land gespült hatte. Es war eine kleine goldene Fischfigur. Er nahm sie mit nach Hause und zeigte sie Jodee. Jodee war überglücklich. Sie wusste, dass das Meer ihnen nicht nur einen Schatz geschenkt hatte, sondern auch eine Geschichte.

Von diesem Tag an sahen Liam und Jodee das Meer nicht mehr nur als eine riesige Wasserfläche, sondern als eine lebendige Seele, die Geschichten erzählt und Schätze schenkt, wenn man bereit ist, zuzuhören und sie zu finden. Und so wurde die Geschichte der Familie, die den Schätzen des Meeres von Land's End lauschte, zu einer Legende in Cornwall, die von Generation zu Generation weitergegeben wurde.

ALLERHEILIGENBERG

Auf dem Allerheiligenberg bei Solothurn, in der Schweiz, wo einst ein Sanatorium stand, weht der Wind über die Höhen des Jura. Ein markantes Denkmal, bestehend aus einer Säule und einer Figur, ragt in den Himmel. Es erinnert an die ehemalige Einrichtung und den Geist des Ortes, der bis heute lebendig ist.

Es war einmal eine junge Krankenschwester namens Heidi, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts in diesem Sanatorium arbeitete. Die Luft hier oben, so rein und klar, sollte die Lungen der Patienten heilen. Aber Heidi wusste, dass es mehr als nur saubere Luft brauchte. Sie sah die Ängste und Sorgen in den Augen der Kranken und wünschte sich, sie könnte ihnen mehr als nur medizinische Hilfe geben.

Heidi hatte eine besondere Begabung. Sie sang. Ihre Stimme war wie der Wind, der über die Hügel wehte, sanft und voller Hoffnung. Abends, wenn die Sonne hinter den Jurabergen verschwand und die Patienten in ihren Betten lagen, schlich sie sich den Hügel hinauf zu der Stelle, an der heute das Denkmal steht. Dort sang sie alte Volkslieder und erzählte Geschichten von der Hoffnung, die der Frühling mit sich brachte. Die Patienten, die aus ihren Zimmern lauschten, fühlten sich getröstet.

Einer ihrer Patienten, ein junger Maler namens Artur, war zu schwach von seiner Krankheit, um ihre Melodien zu hören. Aber er spürte die Magie. Er fragte Heidi, was sie jeden Abend auf dem Hügel tat. Heidi erzählte ihm von ihren Liedern und ihren Geschichten. Artur war inspiriert und beschloss, ein Denkmal für Heidi zu malen, das den Geist dieses Ortes einfangen sollte: die Hoffnung, die das Singen in die Herzen der Menschen brachte.

Aber Artur konnte sein Gemälde nicht fertigstellen. Er starb, bevor er sein Werk vollenden konnte. Heidi war von seinem Tod tief betroffen und beschloss, sein Vermächtnis fortzuführen. Mithilfe der anderen Patienten sammelte sie Steine und errichtete das Denkmal, das heute auf dem Allerheiligenhügel steht. Das Denkmal ist keine einfache Skulptur, sondern eine Hommage an die Hoffnung und den Trost, den Heidi und Artur den Patienten gaben.

Man sagt, dass man an besonders windstillen Tagen die Melodie von Heidis Liedern über den Hügel wehen hören kann. Und in der Form der Säule und der Figur kann man die Hoffnung sehen, die selbst in den schwierigsten Zeiten lebendig bleibt.





MENORA

Vor der Knesset, dem israelischen Parlament in Jerusalem, steht die große Bronze-Menora, ein eindrucksvolles Zeugnis der Geschichte Israels. Jede der 29 Reliefplatten an ihren Armen erzählt von einem entscheidenden Moment im Leben des jüdischen Volkes, von biblischen Zeiten bis zur Gründung des modernen Staates. Ein alter Mann namens Dov, dessen Gesicht von unzähligen Geschichten gezeichnet war, stand oft vor dem Denkmal. Er selbst war Zeuge der Geschichte und sah die Menora nicht nur als Statue, sondern als lebendiges Buch aus Bronze.

Eines Tages, als er die Reliefs betrachtete, kam eine junge Soldatin namens Sarah auf ihn zu. Sie fragte ihn, was das alles zu bedeuten habe. Dov lächelte. Er zeigte ihr ein Relief, das die Geschichte Abrahams darstellte, der sein Land verlassen hatte, um Gottes Ruf zu folgen. „Das ist der Anfang“, sagte er. „Die Geschichte unseres Volkes begann mit einem Versprechen.“

Er führte sie zu den Reliefs der Könige und Propheten, die den Glauben des Volkes geprägt hatten. Er zeigte ihr das Relief, das das babylonische Exil darstellte, als das Volk seine Heimat verlor. „Jeder Zweig erzählt eine andere Geschichte“, sagte Dov. „Aber alle Geschichten sind miteinander verbunden.“

Er zeigte ihr die Reliefs, die die Diaspora und die Verfolgung darstellten, und schließlich das Relief, das den Holocaust darstellte. Sarah, deren Augen sich mit Tränen füllten, fragte: „Wie konnte unser Volk all das überleben?“ Dov, selbst ein Holocaust-Überlebender, legte seine Hand auf das Relief, das die Rückkehr ins Land Israel und die Gründung des Staates darstellte.

„Die Menora ist mehr als nur eine Skulptur“, sagte Dov. „Sie ist eine Erinnerung daran, dass unser Glaube, unsere Hoffnung und unser Überlebenswille stärker sind als jede Zerstörung.“ Tief bewegt sah Sarah die Menora nicht mehr als bloßes Kunstwerk, sondern als Symbol für den ewigen Kampf und die unerschütterliche Hoffnung des jüdischen Volkes.

Von diesem Tag an besuchte Sarah die Menora oft. Sie wusste nun, dass die Geschichte ihres Volkes nicht nur in Büchern weiterlebt, sondern auch in den Reliefs der Menora, die vor der Knesset steht und als ewiges Licht für das Volk Israel brennt.

SEIDENBAUM

Im geschäftigen Herzen von Tel Aviv, unweit des Rothschild Boulevards, stand ein alter, knorriger roter Seidenbaum, auch bekannt als Bombax Ceiba. Seine Äste glichen knorrigen Armen, die Geschichten flüsterten. Im Frühling, wenn die Stadt in der warmen Sonne erwachte, blühte der Baum in einem Meer aus leuchtend roten Blüten, als hätte er seinen eigenen feurigen Frühling mitgebracht. Der Baum war Zeuge unzähliger Liebeserklärungen, heimlicher Rendezvous und flüchtiger Blicke, die in seiner Nähe ausgetauscht wurden.

Seine Geschichte begann vor vielen Jahrzehnten, als ein junger Mann namens Amir den Baum als Treffpunkt für seine heimliche Romanze mit einer jungen Frau namens Naomi wählte. Amir war Gärtner und kümmerte sich um die Bäume in der Stadt. Naomi war eine talentierte Künstlerin, die ihre Gefühle und Inspirationen in ihren Gemälden zum Ausdruck brachte. Sie trafen sich jeden Tag unter dem Baum, wenn er in voller Blüte stand. Die leuchtenden Blütenblätter, die den Boden in einen roten Teppich verwandelten, waren ihr Symbol der Liebe.

Aber eines Tages musste Naomi die Stadt verlassen. Ihr Vater hatte eine Stelle in einer anderen Stadt angenommen, und die Familie musste umziehen. Amir war untröstlich. Aber Naomi versprach ihm, dass sie zurückkehren würde, wenn die Blüten des Baumes wieder blühten.

Die Zeit verging, und Amir, der nicht wusste, ob er sie jemals wiedersehen würde, pflegte den Baum mit noch größerer Hingabe. Er beschloss, die Geschichten der Menschen festzuhalten, die er unter dem Baum beobachtete. Er malte die jungen Liebenden, die lachenden Kinder und die alten Menschen, die auf den Bänken im Schatten des Baumes ruhten.

Als der Frühling kam und der Baum wieder in voller Blüte stand, stand Amir unter dem Baum und wartete. Die Blütenblätter, die auf ihn fielen, waren wie ein Kuss der Hoffnung. Plötzlich sah er eine Frau mit einem kleinen Jungen die Straße entlanggehen. Es war Naomi. Sie war zurückgekommen, um ihr Versprechen zu erfüllen.

Naomi umarmte Amir und betrachtete dann die Bilder, die er an einen der Äste des Baumes gehängt hatte. Sie sah ihre Geschichte in den Bildern und verstand, wie sehr Amir sie geliebt hatte. Sie beschloss, für immer in Tel Aviv zu bleiben und ihre Kunst in den Dienst der Stadt zu stellen. Seitdem, so sagen die Menschen in Tel Aviv, steht der rote Seidenbaum als Symbol für Liebe und Hoffnung. Jedes Jahr im Frühling, wenn die Blütenblätter zu Boden fallen, erinnern sie die Menschen an die Geschichte von Amir und Naomi und daran, dass die Liebe, wie die Blüten des Baumes, immer wieder neu erwacht.





BIENEN - TEIL EINES WUNDERS

Der Frühling im Markgräflerland, wo die Kirschbäume und Weiden in voller Blüte standen, war für Maya, die Honigbiene, die schönste Zeit des Jahres. In diesen Wochen blühten die Blumen in Hülle und Fülle, und die Luft war erfüllt vom süßen Duft des Nektars. Für Maya und ihre Schwestern war dies die Zeit der härtesten Arbeit. Um 500 Gramm Honig zu sammeln, mussten sie unglaubliche 40.000 Flüge absolvieren und dabei bis zu 120.000 Kilometer zurücklegen – eine Strecke, die sie ans andere Ende der Welt führen würde.

An diesem besonderen Morgen war die Luft warm und klar, und die Kirschblüten und Weidenkätzchen leuchteten in der Sonne. Maya, eine der erfahrensten Sammlerinnen ihres Volkes, machte sich auf den Weg. Sie flog über die sanften Hügel des Markgräflerlandes, vorbei an Weinbergen und blühenden Wiesen. Sie besuchte eine Kirschblüte nach der anderen, um den kostbaren Nektar zu sammeln, der das Gold der Bienenkolonie war.

Die Arbeit war hart, aber sie erfüllte sie auch mit einem tiefen Gefühl der Zufriedenheit. Maya wusste, dass jede Blüte, die sie besuchte, ein kleiner Beitrag zum großen Ganzen war. Sie war Teil eines größeren Plans, eines Kreislaufs, der die Natur und die Bienen miteinander verband.

Aber eines Tages, als Maya am Ende ihrer Kräfte war, stürzte sie ab. Sie landete auf einem Weidenkätzchen, das sanft über dem Boden schwebte. Sie war so erschöpft, dass sie fast aufgegeben hätte. Aber dann dachte sie an die Königin, ihre Schwestern und die Bedeutung ihrer Aufgabe. Sie dachte an den Honig, den sie gesammelt hatte, und an die Hoffnung, die er mit sich brachte.

Sie raffte sich auf und setzte ihren Flug fort. Als sie am Bienenstock ankam, war sie glücklich. Sie hatte ihren Teil beigetragen und war Teil von etwas Größerem. Und als sie sich nachts zur Ruhe legte, träumte sie von den Tausenden von Kilometern, die sie zurückgelegt hatte, und von dem Honig, den sie mit ihren Schwestern gesammelt hatte. Und sie wusste, dass sie nicht nur ein Insekt war, sondern Teil eines Wunders.

KUPFERKÄFER

In einem Garten am Rande des Schwarzwaldes, wo der Komposthaufen warm und duftend vor sich hinarbeitete, lebte ein kleiner Held, der es liebte, sich schmutzig zu machen: Cupri, der Kupfer-Rosenkäfer (*Protaetia cuprea*). Cupri war nicht so auffällig wie sein berühmter Cousin, der prächtige grüngoldene Rosenkäfer. Aber seine Schönheit lag in seiner Tiefe. Sein Panzer schimmerte nicht nur grün, sondern hatte auch einen tiefen, bronze- bis rötlichen Glanz – als hätte ein Alchemist ihn in ein Bad aus geschmolzenem Kupfer getaucht.

Cupri war, wie alle Rosenkäfer, ein Wesen der Verwandlung. Als Larve (Engerling) lebte er monatelang tief im Kompost. Er war kein Schädling, der Wurzeln fraß, sondern ein fleißiger Recycler, der totes, verrottetes Holz und vermodernde Blätter in nährstoffreichen Boden verwandelte. Er war der unsichtbare Gärtner der Tiefe.

An einem sonnigen Junimorgen war Cupri bereit. Er hatte sich in einen schützenden Kokon aus seinem eigenen Kot und Erde eingewickelt und seine Metamorphose vollendet. Nun kam er aus seinem dunklen Versteck hervor. Seine erste Handlung an der Oberfläche war, sich auf eine seiner Lieblingsblumen zu stürzen: die leuchtend rote Rose. Im Gegensatz zu vielen anderen Insekten, die Blütenblätter zerstören, tat Cupri dies nicht. Er war ein sanfter Fresser, der sich nur von Nektar und Pollen ernährte. Er liebte die Süße des Lebens, ohne es zu zerstören.

Als Cupri über ein rotes Blütenblatt kroch, spürte er einen kurzen Schatten. „Was bist du?“, fragte eine prahlerische Wespe, die gerade einen unachtsamen Käfer angriff. „Du bist ganz rostig und schmutzig. Und du nimmst so viel Platz in meiner Rose ein!“

Cupri entfaltete seine Flügel. Im Gegensatz zu vielen Käfern, die zuerst ihre Flügeldecken (Elytra) anheben müssen, konnte der Rosenkäfer seine Flügel durch eine seitliche Aussparung unter den Decken ausklappen. „Ich bin der Gärtner, der das Fundament legt“, antwortete Cupri ruhig. Er erhob sich in die Luft, seine bronzefarbene Panzerung glänzte. „Ich trage vielleicht nicht das hellste Gold, aber meine Farbe symbolisiert die Kraft der Erde. Und ich bin das Zeichen dafür, dass der Boden gesund ist.“

Er umkreiste den Garten. Die Sonne fing seinen subtilen Kupferglanz ein. Der kupferfarbene Rosenkäfer war die stille Bestätigung dafür, dass wahre Schönheit und Stärke oft in der Arbeit verborgen liegen – in der Alchemie der Erde, die Verfall in neues Leben verwandelt. Und manchmal, wenn die Sonne genau richtig stand, trug er eine Farbe, die so reich war wie jedes Gold.





KANONENKUGELBAUM

Der alte Achan Sumedh, ein buddhistischer Mönch, kümmerte sich um den kleinen Hain hinter seinem Wat in Thailand. In der Mitte dieses Hains stand ein Baum, der anders war als alle anderen: der Kanonenkugelbaum (auf Thai „Sala-Baum“). Dieser Baum war ein Beispiel für Extreme. Seine Früchte waren große, holzige Kugeln, die wie Kanonenkugeln aussahen und mit einem lauten Plumps zu Boden fielen. Aber seine Blüten ... seine Blüten waren von überirdischer Schönheit.

Die Blüten hingen an langen Stielen, die direkt aus dem Stamm wuchsen. Jede Blüte war ein Wirbelwind aus Farben: rosa, tiefrot und leuchtend gelb. Aber das Faszinierendste war ihre Struktur. Sie hatten sechs äußere Blütenblätter und in der Mitte eine Anordnung von Staubblättern, die wie eine kleine Schlange mit einer Krone aussahen.

An einem heißen Nachmittag kam Nong, ein junger Besucher aus der Stadt, in den Garten. Er war beeindruckt von der exotischen Form. „Achan“, fragte Nong, „sind diese Blumen echt? Und duften sie so wunderbar? Es ist ein Duft, der gleichzeitig süß und würzig ist, als würde man in einen versteckten Raum des Paradieses blicken.“ Achan Sumedh lächelte und nickte. „Sie sind echt, mein Sohn. Und ihr Duft ist so intensiv, dass er die Bienen betäubt und Motten anzieht. Die Natur ist nicht subtil, wenn sie das Göttliche darstellen will.“

Er erklärte Nong die spirituelle Bedeutung des Baumes: In Indien wird die Struktur der Blume oft mit der Form der Naga (der Schlangenwesen) und der Krone des Gottes Shiva in Verbindung gebracht, weshalb sie oft in der Nähe von Shiva-Tempeln gepflanzt wird. In Thailand und Sri Lanka wird er oft als der heilige Sala-Baum angesehen, unter dem Buddha geboren wurde und der in Legenden eine wichtige Rolle spielt.

„Du siehst die lauten Kanonenkugeln auf dem Boden“, sagte der Mönch, „die Vergänglichkeit und das Ende symbolisieren. Aber du riechst auch die Blume, die an seinem Stamm wächst und unvergängliche Schönheit und neues Leben verkündet.“ Achan Sumedh pflückte vorsichtig eine Blume, die gerade zu blühen begann. „Der Kanonenkugelbaum lehrt uns, dass selbst angesichts der Zerstörung (die Kugel) die größte Pracht (die Blume) direkt aus den Fundamenten des Lebens entspringen kann. Er erinnert uns ständig daran, dass das Wunderbare neben dem Alltäglichen existiert.“

Nong verbeugte sich. Er roch an der Blume, und der intensive, exotische Duft entführte ihn für einen Moment. Er verstand, dass dieser Baum in seinem dramatischen Kontrast – tödliche Kugel und himmlischer Duft – die Essenz der spirituellen Reise widerspiegelte.

WÜSTE THAR

Die Dämmerung tauchte die Sam-Sanddünen in ein unwirkliches, kupferfarbenes Gold, als der alte Mann Bhoora Ram seine Sandale in den weichen, unberührten Sand setzte. Seit Jahrzehnten war er der Wächter dieses stillen, welligen Meeres, das sich östlich des Dorfes Kanoi erstreckte. Kanoi war nur ein kleiner Fleck grüner Hoffnung in der Weite der Thar-Wüste in Rajasthan, und Bhoora Rams Familie lebte dort seit Generationen und handelte mit Kamelen. Aber für ihn lag die Magie hier, in den Dünen.

Heute hatte Bhoora Ram seine junge Enkelin Lajja mitgebracht. Es war das erste Mal, dass sie allein mit ihrem Großvater in den höchsten Dünen war. „Großvater“, flüsterte Lajja, während sie die fließenden Bewegungen der Sandrippen beobachtete, „warum leben wir in Kanoi, wenn der schönste Ort hier ist?“ Bhoora Ram lächelte, seine Zähne blitzten in seinem gebräunten Gesicht. „Kanoi ist die Wurzel, mein Kind. Diese Dünen, die Sam-Sanddünen, sind der Atem. Wir brauchen beides. Das Dorf gibt uns Halt, der Sand lehrt uns Freiheit.“

Er zeigte auf den Horizont, wo der letzte Sonnenstrahl die Oberfläche des Sandes in Flammen setzte. „Schau genau hin. Wenn die Sonne verschwindet, beginnt der Sand zu tanzen.“ In der Tat. Als die Temperatur plötzlich sank und der Wind auffrischte, begann der extrem feine Sand zu „singen“ – ein tiefes, resonantes Summen, das durch die Wüste hallte. Es war das Flüstern des Thar. Die feinsten Partikel rutschten von den Kämmen herunter und malten ständig neue, perfekte Muster.

Bhoora Ram holte einen kleinen, verbeulten Messingbehälter hervor und zündete eine kleine Öllaterne an. „Diese Laterne stammt aus Kanoi“, erklärte er. „Es ist unser Versprechen, dass, egal wie weit wir in der Wüste reisen, das Licht unseres Zuhauses immer für uns brennen wird.“ Er erzählte Lajja Geschichten von reisenden Händlern, geheimnisvollen Rajput-Kriegern und den Göttern der Wüste, die die goldenen Dünen geformt hatten. Das kollektive Wissen seiner Familie, das über Generationen in Kanoi gesammelt worden war, war ihr Kompass.

Als die Sterne, unzählige Diamanten auf dunklem Samt, über ihnen explodierten, verstand Lajja. Die Sam-Sanddünen waren nicht nur ein malerischer Ort in Rajasthan. Sie waren die Leinwand der Ewigkeit, das Zentrum einer Kultur, die es verstand, Schönheit in der Kargheit zu finden. Sie war in Kanoi verwurzelt, aber ihr Herz würde immer mit ihrem Großvater in den goldenen, singenden Dünen schlagen. Die Laterne im Sand leuchtete klein, aber unbesiegbar und verband ihr Zuhause mit der unendlichen Weite der Wüste.





DREHORGELSPIELER

Jan Kataryniarz war ein fester Bestandteil der Warschauer Altstadt, so unverzichtbar wie die gepflasterten Straßen selbst. Jeden Tag, egal ob die Frühlingssonne die bunten Stadthäuser am Rynek Starego Miasta erwärmte oder der kalte Weichselwind wehte, schob Jan seinen alten Holzkarren an seinen Platz unter der Sigismundsäule. Auf diesem Karren stand seine geliebte Drehorgel, eine knarrende, aber prächtige Maschine, deren Mechanik das Herzstück seines Lebens war.

Jan selbst war ein mittelgroßer, glattrasierter Mann, mit einer flachen Mütze und Augen, die die Melancholie und Widerstandskraft der Stadt widerspiegeln. Er war ein Zeitzeuge. Er hatte gesehen, wie Warschau aus den Trümmern des Krieges aufstanden war, ein Wunder des Wiederaufbaus.

Seine Musik war die perfekte Ergänzung dazu. Er spielte keine modernen Popsongs, sondern Walzer, Polkas und alte polnische Volkslieder, die Großmütter den kleinen Kindern von Warschau vorsangen. Jedes Mal, wenn er die Kurbel drehte, schien er die Zeit selbst zurückzudrehen.

An einem kalten Herbstnachmittag saß Jan an seinem üblichen Platz. Die Touristen waren weniger geworden, und nur noch ein paar ältere Damen wärmten ihre Hände an Tassen mit heißem Tee. Er spielte gerade eine besonders melancholische Melodie, als ein junger Mann in einem modischen Mantel stehen blieb. Der junge Mann, Marek, war ein erfolgreicher Softwareentwickler, der die Altstadt nur als Kulisse für seine teuren Mittagessen betrachtete.

„Guten Tag, Herr Kataryniarz“, sagte Marek etwas herablassend und warf eine Münze in Jans offenen Hut. „Warum spielen Sie immer dieselben alten Lieder? Die Leute wollen etwas Neues hören. Etwas, das zum modernen Tempo Warschaus passt.“

Jan hörte auf, die Kurbel zu drehen. Die Melodie brach mitten im Takt ab. „Marek“, antwortete Jan leise, „Sie leben in den Wolkenkratzern der Stadt, in einer Welt, in der alles neu ist. Aber diese Altstadt ist nicht neu. Sie ist eine Erinnerung. Wir haben diese Mauern nicht wieder aufgebaut, um modern zu sein, sondern um uns daran zu erinnern, wer wir waren.“ Er klopfte auf das Holz seiner Drehorgel. „Meine Musik ist wie dieses Gebäude. Sie ist der Klang der Erinnerung. Wenn ich diese alten Melodien spiele, erinnere ich die Menschen daran, dass die Stadt eine Seele hat, die älter und widerstandsfähiger ist als Beton und Glas. Es ist die unzerstörbare Melodie Warschaus.“

Jan lächelte, nahm die Kurbel wieder in die Hand und beendete den wehmütigen Walzer. Marek stand still da. Er hörte nicht mehr nur einer Drehorgel zu, sondern dem Echo von Generationen. Er verstand, dass Jan Kataryniarz nicht nur ein Straßenmusiker war. Er war Warschaus musikalischer Archivar, der die Geschichte der Stadt am Leben erhielt – Melodie für Melodie.

THE NEEDLES

Die alte Fischerin Elara saß auf den windgepeitschten Klippen an der westlichsten Spitze der Isle of Wight und blickte auf die tosende See hinaus. Unter ihr ragten sie empor: die Needles. Diese drei markanten, scharfkantigen Kreideklippen waren für Elara mehr als nur eine Sehenswürdigkeit; sie waren die letzten Zähne eines uralten Drachen.

Elara kannte die wahre Geschichte der Needles, die nicht in Büchern geschrieben stand, sondern in den Erzählungen der Seeleute weitergegeben wurde. Vor langer Zeit war die Insel nicht so isoliert. Die Needles und die Klippen von Old Harry Rocks an der gegenüberliegenden Küste von Dorset waren einst Teil einer einzigen Kreideformation, einer festen Brücke. Aber das Meer, der unermüdliche Schmied, hatte immer wieder zugeschlagen. Die Gezeiten und Stürme nagten unaufhörlich an dem weichen Kreidefelsen. Über Jahrtausende hinweg gab die Küste nach, und was übrig blieb, war dieser einsame Widerstand: die Needles.

Einst war der Felsen am Ende viel dicker gewesen. Es gab sogar eine vierte „Nadel“ – eine schlanke, nadelförmige Säule namens Lot's Wife. Doch 1764 erlag auch sie dem Meer und stürzte mit einem lauten Knall in die Tiefe. Elara blickte auf den rot-weißen Leuchtturm, der sich an den äußersten Felsen klammerte. Er war ein moderner Wächter, aber die Needles selbst waren die ursprünglichen Wächter.

An diesem Nachmittag beobachtete sie ein junges Paar, das aus einer nahe gelegenen Küstenstadt angereist war. Sie lachten, machten Fotos und sahen die Felsen als ein wunderschönes, statisches Monument. „Sie wissen nicht, wie lebendig dieser Ort ist“, murmelte Elara in den Wind. „Sie sehen die Endpunkte. Ich sehe den Kampf.“

Sie erinnerte sich an einen schweren Wintersturm in ihrer Kindheit, der das Meer in einen tobenden, schäumenden Stier verwandelte. Das Rauschen des Meeres, als es gegen die Kreidefelsen schlug, war furchterregend gewesen. Am nächsten Morgen sah das Land anders aus – ein neuer Riss, eine neue Spalte, ein weiteres Stück Land, das dem Ozean geopfert worden war. Die Needles lehrten die Fischer Demut. Sie waren ein Versprechen, dass selbst die scheinbar härtesten Dinge letztendlich der unaufhaltsamen Kraft der Zeit und des Wassers weichen müssen.

Als die Sonne tiefer sank und die Kreidefelsen in strahlendem Weiß leuchteten, wusste Elara: Die Needles sind keine ewigen Statuen. Sie sind tickende Uhren der Geologie, die mit jedem Schlag einer Welle die Geschichte des Landes beenden, nur um eine neue, kleinere, aber ebenso stolze Geschichte zu beginnen. Sie waren der majestätische letzte Abschied der Isle of Wight vom Atlantik.





SINT-JANSHUIS-MÜHLE

Marcel van der Velde war seit seiner Kindheit an diesen Anblick gewöhnt. Er wohnte in einer kleinen Wohnung mit Giebeldach am östlichen Rand der historischen Innenstadt von Brügge, und von seinem Fenster aus konnte er sie sehen: die Sint-Janshuis-Mühle. Sie war eine der wenigen Holzmühlen, die den Lauf der Zeit überstanden hatten, und stand stolz auf einem der grünen Hügel entlang des Kanalrings (den sogenannten Vesten). Sie war nicht die älteste, aber Marcells Lieblingsmühle.

Die Sint-Janshuis-Mühle war eine klassische Standmühle (Standerdmolen), was bedeutete, dass ihre gesamte Holzkonstruktion auf einem einzigen starken Pfosten ruhte und sich dem Wind zuwenden konnte. Sie war ein Symbol für flämische Beharrlichkeit. Marcel war kein Müller, sondern ein Bäcker, dessen Großvater einst sein Mehl aus dieser Mühle bezog. Aber in den letzten Jahren, mit dem Aufkommen der modernen Industrie, drehten sich die Flügel der Mühle nur noch für Touristen und zur Erinnerung an historische Zeiten.

An einem grauen Novembertag, als ein starker Nordseewind über die flachen Polder wehte, schloss Marcel seinen Laden früh. Er spürte die Melancholie der kalten Jahreszeit, die die Kanäle in stahlgraue Spiegel verwandelte. Er ging zum Vesten, wo die Mühle Sint-Janshuis auf dem Hügel thronte. Marcel sah den alten Müller Pieter, der die Flügel justierte, obwohl er wusste, dass das gemahlene Mehl kaum kommerziellen Wert hatte.

„Guten Abend, Pieter“, rief Marcel gegen den Wind. „Lässt du den alten Geist wieder aufleben?“ Pieter, dessen Gesicht von Wind und Mehl gezeichnet war, nickte. „Die Mühle muss arbeiten, Marcel. Wenn sie stillsteht, stirbt sie. Die Mechanik vergisst, die Balken quellen. Sie braucht den Wind, um sich daran zu erinnern, wofür sie gebaut wurde.“ Er zeigte auf die riesigen Holzflügel, die sich langsam und majestätisch im starken Wind zu drehen begannen. Das Knarren der alten Eichenbalken und das tiefe Dröhnen der Flügel erzeugten einen kraftvollen, erdigen Klang.

„Diese Mühle“, fuhr Pieter fort, „ist die Geschichte von Brügge. Es ist nicht nur die Schönheit der Kanäle und Glockentürme. Es ist die Arbeit und es ist das Brot, das mit der Kraft des Windes und der Hartnäckigkeit der flämischen Bevölkerung gebacken wird.“ Marcel stand da und beobachtete, wie die Mühle gegen den Nordwind ankämpfte und ihn in Bewegung umwandelte. Er verstand, dass Sint-Janshuis nicht nur eine Kulisse war. Sie war ein lebendiges Denkmal für eine Zeit, in der die Menschen von der Kraft der Natur abhängig waren. Die Mühle war der Herzschlag des alten, arbeitenden Brügge – und sie erinnerte ihn daran, dass wahre Beständigkeit in ständiger, sinnvoller Bewegung liegt.

An diesem Abend kehrte Marcel, inspiriert vom Wind der Mühle, in seine warme Bäckerei zurück. Er wusste, dass die Seele der Stadt lebendig bleiben würde, solange sich die Flügel der Sint-Janshuis-Mühle drehten.

KOUTOUBIA-MINARETT

Ich bin Jamila. Mein Leben ist der Djemaa el Fna, der belebte Platz in Marrakesch, wo ich Gewürze verkaufe. Ich kenne diese Stadt wie meine Westentasche, aber der Anblick des Koutoubia-Minarets fasziniert mich jeden Tag aufs Neue. Es ist nicht nur das höchste Gebäude der Stadt, es ist unser Herzstück und unser Kompass.

Das Minarett wurde im 12. Jahrhundert unter der Almohaden-Dynastie erbaut. Es ragt majestätisch über die Dächer der Medina. Seine ockerfarbenen Ziegelsteine leuchten in der Sonne, verziert mit türkisfarbenen Kacheln und komplizierten geometrischen Mustern – Tausende Jahre islamische Kunst in einem einzigen Bauwerk.

Jeden Morgen, kurz vor dem ersten Gebetsruf, blicke ich zu diesem quadratischen Turm hinauf. Es gibt eine berühmte Legende: Als der erste Bau fertig war, bemerkte der Kalif, dass das Fundament leicht von der perfekten Ausrichtung nach Mekka abwich. Nur ein paar Grad! Doch er bestand darauf, den Turm abzureißen und neu zu errichten. Das, was Sie heute sehen, ist das zweite Minarett – ein Zeugnis für absolute Präzision und Hingabe.

Eines Tages beklagte sich Karim, mein junger Lehrling. „Jamila“, sagte er, „die Leute wollen immer nur die gleichen alten Gewürze. Ich will etwas Neues, etwas, das auffällt!“ Ich blickte hinauf. Die Spitze des Minarets ist mit drei goldenen Kugeln gekrönt. Der Legende nach wurden sie aus dem geschmolzenen Schmuck einer Kalifen-Frau hergestellt, die als Sühne für das versehentliche Essen von Datteln im Ramadan spendete. Das ist die Geschichte hinter dem Gold.

„Karim“, sagte ich leise, während der Ruf des Muezzins vom Turm herab schallte, „schau dir die Koutoubia an. Sie ist ein Denkmal für Fehler und Perfektion.“ Ich erklärte ihm, wie der Kalif einen Makel sah, wo andere Schönheit sahen, und wie er daraus eine Lektion in unerschütterlicher Hingabe machte. „Deine Arbeit, Karim, mag gewöhnlich erscheinen“, fuhr ich fort, „aber es ist der erste Bau. Du musst sie mit der Präzision des zweiten Baus ausführen. Die Menschen kommen nach Marrakesch, weil dieser Turm sie daran erinnert, dass die größten Bauwerke nicht die sind, die am schnellsten fertiggestellt werden, sondern die, die mit dem größten Respekt vor der Idee errichtet werden.“

Als der Gebetsruf endete, schloss Karim die Augen und atmete den Duft von Safran und Koriander ein. Er verstand, dass die Seele Marrakeschs nicht in den lauten Gassen liegt, sondern in dem stillen, mächtigen Turm. Die Koutoubia ist nicht nur der Schatten Marrakeschs, sie ist unser Gewissen.





PARLAMENTSGEBÄUDE

Ich bin Ferenc und arbeite in der Stadtverwaltung von Budapest. Ich kümmere mich um die Details, die Genehmigungen, das reibungslose Funktionieren dieser großartigen Stadt. Und aus meiner Sicht ist das Parlamentsgebäude mehr als nur ein Arbeitsplatz oder ein Gebäude – es ist das Herzstück unserer nationalen Identität, ein Denkmal für die ewige Seele der ungarischen Nation.

Die Geschichte begann, als Buda, Óbuda und Pest sich 1885 vereinigten. Wir brauchten etwas Repräsentatives, etwas, das unserer tausendjährigen Geschichte würdig war. Der Architekt Imre Steindl entwarf es. Er entschied sich für die Neugotik, inspiriert vom Westminster-Palast, aber mit ungarischer Pracht. Steindl starb, bevor sein Meisterwerk fertig war, aber er wusste, was er da schuf.

Der Bau war eine gewaltige Anstrengung für die Verwaltung und die Bauarbeiter: über 100 000 Kubikmeter Stein, eine halbe Million Ziersteine, 40 Kilogramm reines Gold. Es war ein Gebäude, das Reichtum und architektonische Kühnheit zur Schau stellte – eine riesige Investition, die sich gelohnt hat.

Ich kenne die alte Dame Katalin. Ihr Großvater war Handwerker und arbeitete an den filigranen Balustraden mit. Sie erinnert sich oft an die 90 Statuen ungarischer Könige und Militärführer an der Fassade. Für sie und für mich ist der wichtigste Ort die Kuppelhalle im Inneren. Dort, unter der beeindruckenden Renaissancekuppel, die das neugotische Bauwerk durchbricht, liegt unser wahrer Schatz: die Heilige Krone Ungarns, die Szent Korona.

Diese Krone, die seit dem 11. Jahrhundert Könige schmückt, symbolisiert unsere Kontinuität und Souveränität. Dass sie im Parlament liegt, ist kein Zufall. Es unterstreicht, dass die politische Macht in Budapest untrennbar mit unserer historischen Kontinuität verbunden ist – eine Meisterleistung der symbolischen Planung.

Neulich Abend stand ich am Donauufer, als es dunkel wurde. Die Lichter des Parlaments gingen an. 365 rote Lampen beleuchten die Fassade, eine für jeden Tag des Jahres. Die 96 Meter hohe Kuppel – eine Anspielung auf das Jahr 896, als die Ungarn sich niederließen – strahlte über das Wasser. Ich dachte an all die Turbulenzen, die dieses Gebäude überstanden hat: Revolutionen, Kriege, Besetzungen. Es steht da, ein unerschütterlicher Anker, der uns in der Verwaltung immer wieder daran erinnert, wofür wir arbeiten.

Das ungarische Parlamentsgebäude ist mehr als nur ein Ort, an dem Gesetze gemacht werden. Es ist eine steinerne Krone für unsere Stadt und eine unzerstörbare Erinnerung daran, dass die Identität Ungarns in der Donau, ihrer Geschichte und diesem stolzen, strahlenden Bauwerk an unserem Ufer liegt.

ERSCHÖPFT

Ach, das war ein Tag! Meine Beine tun immer noch weh, wenn ich daran denke, aber mein Kopf ... mein Kopf ist voller Farben und Gesichter. Ich bin Chung, und ich war mit meinen Freunden im großen Städel Museum in Frankfurt. Zuerst war es ja aufregend, weißt du? Riesige Räume, so still und wichtig, und überall diese Bilder, so viele Bilder! Die Gesichter auf den alten Gemälden schauten uns an, als hätten sie Geheimnisse. Wir bestaunten die Meisterwerke, die alten Künstler aus den Büchern, aber echt! Ich sah Ritter, ich sah Prinzessinnen, ich sah wilde Landschaften.

Aber nach einer Weile, ich weiß nicht ... es war einfach zu viel. Die Geschichten, die Farben, die stille Erhabenheit der Räume – es fühlte sich an, als ob mein kleiner Kopf platzen würde. Die Energie, die war einfach weg, wie weggepustet.

Und dann sah ich diese Bank. So weich und kühl. Ich weiß nicht mehr, wer als Erster darauf fiel, ich glaube, ich war es. Ich legte mich hin, der Kopf auf das kühle Lederpolster. Meine Freunde taten es mir gleich. Wir lagen da, die Wangen ganz rot und heiß vom Laufen und Staunen. Die Augen fielen einfach zu. Es war, als würde der Schlaf uns in die Bilder hineinziehen. Ich glaube, in meinen Träumen war ich der Ritter auf dem Pferd, den ich gesehen hatte.

Es war ein magischer Moment, dort inmitten der ehrwürdigen Kunstsammlungen, eine wohlverdiente Pause, die wir uns einfach nehmen mussten. Vielleicht, ja, vielleicht kehren wir eines Tages zurück, wenn wir größer und stärker sind, um die Schätze des Museums neu zu entdecken. Aber bis dahin, dieses Bild von uns, von unserer kindlichen Müdigkeit, das bleibt ein warmer Teil der Geschichten, die sich im großen, alten Städel Museum entfalten. Ich werde diesen Moment nie vergessen.





TEEPLANTAGEN

Ich bin Naresh, ein Mitglied der großen Tata-Familie. Die Geschichte unserer Teeplantagen in Munnar ist tief in der Vergangenheit verwurzelt, eine Geschichte von kolonialem Pioniergeist, aber auch von Widerstandskraft und Wandel, die letztlich zu uns Tatas führte.

Es begann Mitte des 19. Jahrhunderts, als die Briten die kühlen Hügel der Westghats in Kerala entdeckten. Colonel Douglas Hamilton folgte ihren Spuren, aber der wahre Beginn war 1880, als ein Pflanzler namens A. H. Sharp auf dem Parvathi Estate die erste Teeplantage anlegte. Jahrzehntlang prägten viele kleine und große Unternehmen die Landschaft. Bis 1915 gab es 16 Teefabriken. Es war eine Ära des Aufbaus, aber auch eine des Kampfes – ein verheerender Monsun im Jahr 1924 traf uns schwer, aber wir erholten uns immer wieder.

Nach der Unabhängigkeit Indiens ging die Tradition weiter, aber die Zeiten änderten sich. Heute gehört ein Großteil dieser Ländereien, die jetzt von der Tata-Gruppe verwaltet werden, zu den größten Teeproduzenten in Südindien. Wir setzen das Erbe fort, pflegen diese smaragdgrünen „Teppiche“ aus Teebüschen, die Munnar heute prägen. Orte wie die Kolukkumalai Tea Estate, eine der höchstgelegenen Plantagen der Welt, sind ein Zeugnis unserer Arbeit. Und das KDHP Tee-Museum, das hilft uns, die faszinierende Geschichte zu bewahren – von der Wildnis zum Zentrum der indischen Teeindustrie. Wir Tatas sind stolz, Hüter dieser Tradition zu sein und sie in die Zukunft zu führen. Was mich persönlich bewegt, ist die Verantwortung, die wir tragen. Wir reden hier nicht nur von Tee – wir reden von Tausenden von Familien, deren Leben von diesen Plantagen abhängt. Die Briten brachten die Struktur, ja, aber die Seele des Ortes, das sind die Arbeiterinnen und Arbeiter, die jeden Tag bei Sonnenaufgang mit ihren Körben in die Felder ziehen.

Mein Großvater, selbst ein einfacher Arbeiter auf den Plantagen, erzählte mir von den harten Bedingungen in der Kolonialzeit. Doch als Tata die Verwaltung übernahm, hat sich viel verändert. Wir legen Wert auf das Wohlergehen der Menschen, auf Bildung für die Kinder, auf Gesundheitsversorgung. Es geht darum, eine Gemeinschaft zu schaffen, nicht nur eine Fabrik.

Die Herausforderungen sind heute andere als damals. Der Klimawandel macht uns zu schaffen. Wir müssen innovativ sein, neue Methoden entwickeln, um die Qualität unseres Tees zu sichern und gleichzeitig die Umwelt zu schützen. Das ist der moderne Pioniergeist, den wir Tatas leben.

Wenn ich heute über die Hügel blicke und das Meer aus Grün sehe, dann sehe ich nicht nur Tee. Ich sehe die Geschichte Indiens, die Resilienz unserer Leute und die Zukunft, die wir gemeinsam gestalten. Das ist das wahre Erbe von Munnar, und es ist ein Privileg, ein Teil davon zu sein.

MONSOON VALLEY

Ich bin Chalerm Yoovidhya, der Gründer von Monsoon Valley Wines. Meine Geschichte beginnt nicht in Frankreich oder Italien, sondern hier, in Thailand. Als ich nach meinem Studium im Ausland zurückkehrte, hatte ich eine Vision, die viele für verrückt hielten: Wein in den Tropen zu produzieren. Es war 2001, und die Experten lachten. Wein am 13. Breitengrad? Unmöglich, sagten sie. Aber ich war leidenschaftlich und überzeugt, dass es funktionieren konnte.

Mein erstes Weingut gründete ich in Tab Kwang, nahe dem Khao-Yai-Nationalpark. Der rote Boden und das Mikroklima dort waren perfekt für Shiraz-Trauben. Und der Erfolg gab mir recht. Das ermutigte mich. 2002 bot sich eine neue Chance bei einem königlichen Forschungsprojekt in Phetchaburi. Die Ergebnisse waren erstaunlich. Also erwarb ich Land in der Nähe von Hua Hin, ein Gebiet, das früher ein Gehege für wilde Elefanten war. Das wurde unser Hauptstandort.

Ich wusste, dass ich Experten brauchte. Die deutsche Winzerin Kathrin Puff kam 2007 ins Team. Gemeinsam entwickelten wir innovative Anbaumethoden, um die Herausforderungen des tropischen Klimas zu meistern. Da die Weinrebe hier nicht in die natürliche Winterruhe fällt, müssen wir eine künstliche Ruhephase durch Entlaubung und Bewässerungsstopp einleiten. Dies ermöglicht uns, die Wachstumszyklen zu steuern und bis zu zwei Ernten pro Jahr zu erzielen, was in Europa undenkbar wäre. Die hohe Luftfeuchtigkeit und die intensive Sonneneinstrahlung erfordern außerdem ein präziseres Management gegen Pilzkrankheiten und einen speziellen Sonnenschutz für die empfindlichen Trauben. Wir wurden Pioniere des „New Latitude Wine“.

Heute wird meine Vision gefeiert. Monsoon Valley hat geholfen, die thailändische Weinszene international bekannt zu machen. Unsere Weine – Colombard, Chenin Blanc, Shiraz, Sangiovese – haben weltweit über 300 Auszeichnungen gewonnen und werden in den besten Restaurants serviert. Meine Geschichte ist der Beweis, dass Leidenschaft, Innovation und der Glaube an das Unerwartete die Grenzen des traditionellen Weinbaus überwinden können.





PULLED BY THE ROOTS

Leandro erzählt mit der nachdenklichen, emotionalen Stimme eines Künstlers, der die Welt mit anderen Augen sieht. Ach, Karlsruhe ... eine Stadt, die für Jahrzehnte eine einzige, riesige Wunde war, ein Schlund, der sich durch die Kaiserstraße fraß, diese endlose „kombinierte Lösung“ aus Tunnelbau. Wohin man sah, nur Baustelle, Zäune, Lärm. Die Menschen waren müde davon, genervt von diesem ewigen Zustand des Werdens, der kein Ende nahm.

Doch ich, Leandro Erlich, sah etwas anderes. Ich sah eine riesige, unberührte Leinwand. Im Sommer 2015, als die Stadt ihr 300-jähriges Bestehen feierte, kamen die Stadt und das wunderbare Zentrum für Kunst und Medien (ZKM) auf mich zu. Sie hatten diese verrückte, brillante Idee: „Die Stadt ist der Star – Kunst auf der Baustelle“. Sie wollten, dass ich, ein Argentinier, in ihr Chaos eingreife.

Ich sah den Marktplatz, das Herz dieser Baustelle, und in mir entstand eine Vision. Ich wollte etwas schaffen, das die Menschen innehalten lässt, das sie aus ihrem Alltag reißt. Mein Werk, „Pulled by the Roots“ – Mit den Wurzeln herausgerissen. Es war surreal, poetisch, schmerzhaft echt. Ein zweistöckiges, detailreiches Haus, das am Haken eines gigantischen Baukrans hing, hoch über dem Abgrund der Grube. Es sah aus, als würde es gerade in diesem Moment aus dem Boden gerissen oder an einen neuen, unbekannten Ort transportiert. Die Wurzeln des Hauses baumelten frei in der Luft, das Fundament lag bloß. Verletzlich.

Dieses Kunstwerk war kein Zufall. Es spielte mit der harten Realität des städtischen Wandels. Aber tiefer, viel tiefer, ging es um universelle Ängste – Entwurzelung, Migration, die Suche nach Heimat in einer Welt, die sich ständig bewegt. Es war eine visuelle Irritation, die die Passanten in Erstaunen versetzte, sie atemlos machte.

Ich wollte, dass die Menschen die Baustelle nicht mehr nur als notwendiges Übel, als Ärgernis betrachten. Ich wollte, dass sie sie als einen Ort des Wandels sehen, als einen Raum für poetische Reflexion. „Pulled by the Roots“ wurde zu einem der ikonischsten Symbole dieser „Baustellenkunst“. Es zeigte uns allen, wie Kunst den öffentlichen Raum, selbst in seinen verwundbarsten Momenten, neu definieren kann. Es war ein stiller Schrei der Schönheit inmitten des Lärms der Maschinen. Und für einen Moment, in diesem Chaos aus Baggern und Zäunen, haben die Menschen in Karlsruhe Kunst geatmet. Das war meine Genugtuung, meine Freude.

KÖNIGLICHE BOTANISCHE GÄRTEN

Die junge Gärtnerin Sophia erzählt mit einer Stimme voller Wärme und Ehrfurcht vor der Natur und der Geschichte. Komm her, setz dich einen Moment zu mir. Ich möchte dir von einem Ort erzählen, der mein Herz berührt, eine Geschichte von Leidenschaft, die über Jahrhunderte gewachsen ist, so tief verwurzelt wie die ältesten Bäume dort. Ich spreche von den Kew Royal Botanic Gardens in London – ein Ort, der weit mehr ist als nur ein Park. Es ist eine lebendige Seele.

Alles begann so bescheiden, weißt du, als königliche Sommerresidenz. Schon im 17. Jahrhundert legte Baron Henry Capel dort exotische Gärten an, aus purer Liebe zu den Pflanzen. Aber die wahre Magie, die begann 1759. Prinzessin Augusta, die liebevolle Mutter von König Georg III., hatte eine Vision. Sie begann, seltene Pflanzen aus aller Welt zu sammeln. Kannst du dir das vorstellen? Jede Pflanze eine Geschichte, eine Reise über weite Meere. Sie legte damit den Grundstein für etwas, das heute zu den umfangreichsten botanischen Sammlungen der Welt gehört. Es war ihr persönliches Vermächtnis.

Als ihr Sohn, König Georg III., das Anwesen 1772 erbte und es mit Richmond fusionierte, erwachte Kew zu dem Leben, das wir heute kennen. Aber die wahre Blütezeit kam im 19. Jahrhundert, unter den Händen von Männern wie Sir William Jackson Hooker und später seinem Sohn Joseph. Sie waren keine bloßen Verwalter; sie waren Visionäre, Pioniere. Sie verwandelten die Gärten in ein globales Zentrum der Wissenschaft, in einen Ort des Austauschs, des Lernens. In dieser Zeit entstanden auch diese atemberaubenden, ikonischen Bauwerke. Das Palmhaus aus Eisen und Glas, das in den 1840er Jahren erbaut wurde – es ist ein Meisterwerk, ein Kathedralenbau für die Natur, der noch heute das Herz jedes Besuchers höherschlagen lässt.

Über die Jahrhunderte hat Kew so viel gesehen. Es spielte eine entscheidende Rolle in der Wissenschaft und half, Nutzpflanzen in ferne Teile des Empire zu bringen. Selbst in den dunkelsten Zeiten der Kriege leisteten die Gärten einen Beitrag, forschten an Heilpflanzen und förderten die Gartenarbeit zu Hause. Sie waren immer ein Ort der Hoffnung.

Heute beherbergen diese heiligen Hallen über 50.000 lebende Pflanzenarten. Es ist ein Zufluchtsort für die biologische Vielfalt unseres Planeten. Im Jahr 2003 wurden die Kew Royal Botanic Gardens zum UNESCO-Weltkulturerbe erklärt. Sie führen die Forschung an, mit Projekten wie der unglaublichen Millennium Seed Bank, wo wir Samen Tausender von Pflanzenarten für die Zukunft, für unsere Kinder und Kindes Kinder, bewahren. Kew ist mehr als nur ein Garten; es ist ein lebendiges Archiv des Lebens auf Erden, ein Ort, an dem man die tiefe Verbindung zwischen Mensch und Natur spürt. Es ist ein Ort der Wunder, der uns daran erinnert, wie zerbrechlich und doch wie widerstandsfähig das Leben ist.





TÜBINGEN

Liebe Studierende,

Tübingen ... meine geliebte Heimat, mein Herz und meine Seele. Ich, Professor Rabold, habe mein ganzes Leben hier verbracht, habe die Luft dieser Stadt geatmet, die tief durchdrungen ist vom Geist der Gelehrsamkeit. Der „Genius Loci“, wie wir Gelehrte sagen, der Geist dieses Ortes, ist hier so lebendig wie die jungen Studenten, die durch die Gassen strömen. Die Geschichte dieser Stadt ist meine Geschichte, die Geschichte der Universität.

Die Ursprünge sind alt, ja, die Burg Hohentübingen wurde schon 1078 erwähnt, und die Stadtrechte kamen 1231. Doch der wahre Wendepunkt, der alles veränderte, war der Verkauf der verarmten Pfalzgrafen an die Württemberger 1342. Sie ebneten den Weg für das, was kommen sollte. Das Jahr 1477, das war der Beginn unserer Ära. Graf Eberhard im Bart, inspiriert von seiner klugen Mutter Mechthild, gründete unsere Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Er schuf nicht nur eine Institution, er schuf ein Zuhause für den menschlichen Geist. Ein Zentrum für Geistes- und Naturwissenschaften, das schneller wuchs, als wir es uns je erträumt hätten.

Stellt euch vor, wer hier alles seine Spuren hinterlassen hat! Kepler, Hegel, Hölderlin, Schelling ... All diese Giganten des Geistes wandelten durch dieselben Gassen, saßen in denselben Hörsälen wie ich. Ich spüre ihre Anwesenheit bei jedem Schritt.

Die Reformation im 16. Jahrhundert formte uns weiter und machte uns zu einem Bollwerk protestantischer Bildung. Doch die Geschichte ist nicht nur glorreich, sie hat auch ihre dunklen Flecken. Während der Nazizeit war unsere Stadt eine Hochburg der völkischen Bewegung, fast 50 % stimmten 1933 für die NSDAP. Das ist ein Schatten, den wir nie vergessen dürfen. Nach dem Krieg kamen die Franzosen, die Besatzungszeit, die bis 1991 dauerte. Auch das ist ein Teil unserer komplexen Identität.

Heute ... heute ist Tübingen die malerische Stadt mit den Fachwerkhäusern, dem Neckar und seinen geliebten Stocherkähnen. Es ist die lebhafte Studentenstadt, die nie stillsteht. Und die Universität? Sie ist nicht nur ein Teil der Stadt, sie ist die Stadt. Wir stehen immer vor der Frage, ob wir eine Universität mit einer Stadt daneben sind. Für mich ist die Antwort klar. Tübingen ist ein lebendiger Organismus, in dem die Mauern der Stadt und die Hallen der Wissenschaft unauflöslich miteinander verwoben sind. Es ist ein Ort, der mich jeden Tag aufs Neue begeistert und herausfordert.

QUALILI

Meine Heimat Marokko ist ein Land mit vielen Geschichten, die sich nicht immer leicht erzählen lassen. Es ist eine Geschichte von Eroberungen und Widerstand, von Verlust und Neubeginn, tief verwurzelt in unserer Erde. Nirgendwo wird das so deutlich wie in den Ruinen von Volubilis, die wir früher Qualili nannten. Manche sehen nur die römischen Ruinen, aber ich sehe die Seele unseres Landes, die unter diesen Steinen begraben liegt.

Ich denke an die karthagischen Händler, die zuerst kamen, und an die Menschen aus der Jungsteinzeit, deren Spuren der Wind längst verweht hat. Doch dann kam Rom, und mit ihm der Wohlstand, den man noch heute in den prächtigen Mosaiken und dem Triumphbogen erkennen kann. Ich bin Mohammed und stelle mir meine Vorfahren vor, die damals lebten, vielleicht bedrückt von der Fremdherrschaft, aber gleichzeitig von den Möglichkeiten geblendet. Die Stadt blühte und exportierte Getreide und Olivenöl nach Rom. Der Triumphbogen, der immer noch in die Höhe ragt, sollte die römische Macht demonstrieren. Doch in meinen Augen erzählt er auch von der Widerstandskraft, die in unserer Kultur schon immer stark war.

Als die Römer gingen, verließ die Stadt auch der Glanz, aber sie blieb belebt, nun unter unserem eigenen Namen: Qualili. Sie wurde zu einem Schmelztiegel für unsere vielfältigen Kulturen, bis im 8. Jahrhundert die islamischen Herrscher kamen. Sie riefen die Menschen in das neu gegründete Moulay Idriss Zerhoun, und Qualili verstummte. Was blieb, waren nur Steine und eine Erinnerung, die von Generation zu Generation weitergegeben wurde.

Die Geschichte lehrte mich jedoch, dass die Steine niemals wirklich verstummten. Ich höre die Geschichten der Menschen, die nach dem Erdbeben im 18. Jahrhundert die Steine nahmen, um damit unsere neue Kaiserstadt Meknès zu bauen. Sie schufen etwas Neues aus dem Vergangenen – ein Teil der alten Stadt lebt in der neuen weiter.

Heute ist Qualili, unser Volubilis, UNESCO-Weltkulturerbe. Aber wenn ich zwischen den alten Mauern umherwandere, sehe ich nicht nur eine touristische Attraktion. Ich sehe ein Denkmal der Zähigkeit und Anpassungsfähigkeit unseres Volkes. Es ist die Geschichte unseres Landes: von den ersten Siedlern, den karthagischen und römischen Einflüssen, den islamischen Herrschern bis zu den französischen Ausgrabungen, die die Ruinen wieder ans Licht brachten. Volubilis ist eine Erinnerung daran, dass unsere Vergangenheit aus vielen Schichten besteht, die unser Land so einzigartig machen.





BRÜCKE AM KWAI

Oberstleutnant Nicholson reibt sich die Augen.

Ich sehe die Brücke im Schlaf. Der Geruch von feuchter Erde, Fäulnis und Verzweiflung hängt mir noch immer in der Nase, auch nach all den Jahren, in denen ich versuche, das Grauen hinter mir zu lassen. Ich war einer der Unglücklichen, die dort landeten, in dieser Hölle am Ende der Welt, gezwungen, die „Todesbahn“ durch den unerbittlichen thailändischen Dschungel zu schlagen.

Wir, Tausende alliierter Soldaten – Briten, Australier, Niederländer, Amerikaner –, wir waren nichts weiter als Sklaven der japanischen Besatzer, die uns unserer Menschlichkeit beraubten und uns zwangen, ihre logistische Verbindung für einen Angriff auf Britisch-Indien zu bauen. Jeder Hammerschlag auf die Schienen war ein Schrei der Qual, jede Sekunde unter der sengenden Sonne ein Kampf ums nackte Überleben. Geplagt von Hunger, Malaria, Cholera, Ruhr und der unbarmherzigen Grausamkeit unserer Wächter, schufteten wir uns zu Tode.

Die Brücke über den Mae Klong – heute besser bekannt als der River Kwai Yai – war das Herzstück unserer Qual, das Ziel, das sie mit Peitschenhieben und Schlägen von uns forderten. Ich erinnere mich an die leeren Augen meiner Kameraden, ihre ausgemergelten Körper, wie sie einer nach dem anderen zusammenbrachen und starben. Wir haben sie im Dschungel begraben, oft ohne Zeremonie, nur mit einem stillen Gebet. Schätzungen zufolge starben über 16.000 Kriegsgefangene und 100.000 asiatische Zwangsarbeiter für dieses Projekt – jeder einzelne Tod ein Stich in mein Herz, ein Albtraum, der mich nie mehr loslassen wird.

1943 wurde die Brücke fertiggestellt, ein Monument unseres unvorstellbaren Leidens, ein Sieg für die Japaner, ein Pyrrhussieg für uns, die wir mit unserem Blut dafür bezahlt hatten. Und dann, 1944, warfen unsere eigenen Bomber ihre tödliche Fracht ab und zerstörten Teile dessen, was wir mit Blut und Schweiß erbaut hatten. Es war ein bittersüßer Moment – Zerstörung, die das Ende des Albtraums hätte bedeuten können, aber auch die Sinnlosigkeit unserer Opfer zeigte. Die Brücke, das Symbol unserer Sklaverei, wurde zu einem Opfer des Krieges selbst.

Heute steht die Brücke wieder, repariert, ein rostiges Mahnmal in Kanchanaburi. Touristen machen Fotos, und ich frage mich, ob sie wirklich verstehen, was sich hier abgespielt hat. Ich sehe die Gesichter der Toten in den Schatten der Stahlträger, höre die Schreie im Wind. Orte wie das Hellfire Pass Memorial Museum bewahren heute die Erinnerung an unser immenses Leid, damit die Welt nie vergisst, dass so etwas nie wieder geschehen darf.

Ich, einer der wenigen Überlebenden, trage die Narben dieser Zeit als ewige Mahnung.

HELMSLEY

Der Nebel kriecht über die sanften Hügel von North Yorkshire und hüllt die zerborstenen Steine in ein schweigendes Grau. Helmsley, einst eine stolze Marktstadt, atmet die Geschichten vergangener Jahrhunderte. Ich bin Robert, bin alt, und doch fühle ich mich jung, wenn ich die alten Gassen entlanggehe, denn die Erinnerungen an die Vergangenheit sind allgegenwärtig.

Ich sehe die ersten Siedler, deren Äcker und Hütten längst von der Zeit verschluckt wurden. Ihre Stimmen sind verweht, aber die Mühe, die sie in dieses Land investierten, lebt in den Fundamenten, auf denen wir heute stehen, fort.

Dann kamen die Normannen, die das Land an den Halbbruder des Eroberers vergaben. Ihr Erbe ist das mächtige Helmsley Castle, das wie ein alter, wachsamer Wächter über der Stadt thront. Ich erinnere mich an die Zeit, als Walter Espec die erste Burg erbaute, aus Holz und Erde. Damals war das Leben hart und unsicher, doch die Burg bot Schutz und Hoffnung. Später, als die de-Ros-Familie die Burg in Stein meißelte, wuchs auch die Stadt. Hier, auf diesem Marktplatz, feierten wir unsere Feste, schlossen Geschäfte ab, und das Leben pulsierte. Der Markt war das schlagende Herz unserer Gemeinschaft, die von Schafzucht und Wollproduktion lebte.

Dann kam der Bürgerkrieg, und die Burg, die uns einst so viel Hoffnung gab, wurde zum Schauplatz des Dramas. Drei Monate lang belagerten uns die parlamentarischen Truppen. Das ist die Zeit, in der ich am meisten gelitten habe. Ich erinnere mich an die Angst, den Hunger und die Hoffnungslosigkeit. Am Ende fiel die Burg, und unsere Wunden waren tief. Als sie die mächtigen Mauern abrissen, um eine weitere militärische Nutzung zu verhindern, war es, als würden sie uns das Herz aus dem Leib reißen.

Doch das Leben geht weiter, und im 18. Jahrhundert fand Helmsley einen neuen Anfang. Die Duncombe-Familie errichtete den prächtigen Duncombe Park, aber die alte Burg ließen sie bewusst verfallen. So wurde sie zu einer romantischen Ruine, die heute in ihrer melancholischen Schönheit bewundert wird. Mit der Eisenbahn kam im 19. Jahrhundert die Moderne nach Helmsley, und doch verlor die Stadt nie ihren Charme.

Heute bin ich alt und gehe die Straßen von Helmsley. Ich sehe die Touristen, die Fotos von der alten Burg machen, aber in meinen Augen sehe ich mehr. Ich sehe die Geister derer, die hier lebten, litten und liebten. Ich sehe die Handwerker, die die Steine schlugen, die Händler, die ihre Waren anboten, die Soldaten, die für ihre Sache starben. Die Geschichte von Helmsley ist nicht nur eine Aneinanderreihung von Daten, sondern eine Geschichte von Menschen, die diese Stadt zu dem machten, was sie heute ist: ein lebendiges Denkmal unserer Vergangenheit.





KUMBHAL GARH FORT

Ich stehe auf diesen Zinnen, der Wind zerzaust meinen Turban, und mein Blick schweift über die Aravalli-Berge. Ich bin ein Krieger von Mewar, ein Rajput, und dies ist meine Heimat, meine Zuflucht, meine Seele aus Stein – Kumbhalgarh. Sie nennen sie „die große Mauer Indiens“, und sie ist unser Stolz, unser Schild gegen die Welt.

Ich erinnere mich an die Geschichten, die man sich am Feuer erzählte, von Rana Kumbha, der diese Festung im 15. Jahrhundert aus den Trümmern des Alten auferstehen ließ. Er war ein Visionär, ein König, dessen Herz so stark war wie die Steine, die er hier verbaute. Wir bauten diese gigantische Mauer, 36 Kilometer lang, so breit, dass vier Pferde nebeneinander galoppieren können. Sie war nicht nur aus Stein, sie war aus Entschlossenheit geschmiedet, aus dem unerschütterlichen Willen, unser Land, unsere Familien, unsere Ehre zu schützen.

In Zeiten der Not war Kumbhalgarh unser sicherer Hafen. Wenn Chittorgarh bedroht war, wussten wir, dass wir hier Zuflucht finden konnten, dass die Götter auf diesem 1.100 Meter hohen Hügel über uns wachten. Hier, in diesen heiligen Mauern, wurde Maharana Pratap geboren, der mutigste von uns allen, dessen Name in den Liedern der Barden widerhallt. Ich erinnere mich an sein Lachen als Kind, an seine Stärke als Mann, an seinen unbeugsamen Geist, der uns alle inspirierte.

Wir haben unzählige Angriffe abgewehrt – die Sultanate von Gujarat und Malwa, die mächtigen Moguln unter Akbar. Sie alle bissen sich die Zähne an unseren Mauern aus. Wir waren unbezwingbar, eine lebendige Legende. Nur einmal, für eine kurze Zeit, fiel die Festung. Die Erinnerung an diese Niederlage brennt noch immer in meiner Seele, eine Schande, die wir nie vergessen werden.

Heute stehe ich hier, ein alter Krieger, und die Festung ist ein UNESCO-Weltkulturerbe. Touristen kommen und gehen, bewundern die spektakuläre Aussicht und die mittelalterliche Architektur. Aber ich sehe mehr als nur Steine. Ich sehe die Gesichter meiner Kameraden, die ihr Leben für diese Mauern gaben. Ich höre das Klirren der Schwerter, das Brüllen der Kriegselefanten, das Schreien der Verwundeten.

Kumbhalgarh ist nicht nur eine Touristenattraktion, es ist ein Grabmal für unsere Helden, ein Zeugnis unseres Mutes, unseres unerschütterlichen Glaubens an das, wofür wir kämpften. Solange diese Mauern stehen, lebt die Erinnerung an uns Rajputen von Mewar weiter.

CANNSTATTER VOLKSFEST

Ich bin Winfried, Schausteller in vierter Generation. Mein Leben spielt sich zwischen Karussells, Zuckerwatte und dem Lärm der Menge ab. Und ich kenne die Geschichte des Cannstatter Wasens besser als jeder andere, glauben Sie mir. Die meisten Leute denken, der Wasen beginne mit Bierzelten und Fahrgeschäften. Aber nein, die Geschichte ist viel verrückter.

Alles begann mit einem Vulkan in Indonesien – Tambora hieß der, 1815. Der spuckte so viel Asche in die Luft, dass es weltweit das „Jahr ohne Sommer“ gab. Hier in Württemberg hatten wir bittere Hungersnot, die Leute litten.

Da kamen König Wilhelm I. und seine Frau Katharina Pawlowna ins Spiel. Die waren schlau. Sie wollten die Landwirtschaft wiederbeleben und gründeten 1817 einen landwirtschaftlichen Verein. Aus Dankbarkeit und um den Leuten wieder Mut zu machen, erfanden sie das „Hauptlandwirtschaftsfest in Cannstatt“. Am 28. September 1818 ging es los, auf den Neckarwiesen – daher der Name „Wasen“, was einfach „feuchte Wiese“ bedeutet.

Das Herzstück war die Obstsäule, die steht da heute noch, geschmückt mit Obst und Gemüse. Sie erinnert an den Zweck: dass wir nie vergessen, wo unser Essen herkommt. Am Anfang war das eine ernste Sache: Viehvorführungen, landwirtschaftliche Innovationen, damit die Bauern wieder auf die Beine kommen.

Aber die Leute wollten mehr als nur Kühe sehen. Sie wollten Unterhaltung! Und da kamen wir Schausteller ins Spiel. Nach und nach kamen die Attraktionen, Bierstände, Pferderennen. Der erste Umzug war 1841. Aus der Not geboren, wurde der Wasen zu dem, was er heute ist: einem riesigen Volksfest, dem zweitgrößten der Welt, und dem Stuttgarter Frühlingsfest.

Heute ist die Landwirtschaftsausstellung nur noch alle vier Jahre, aber die Obstsäule und die Parade am Eröffnungstag – das ist unsere Verbindung zu den bescheidenen Anfängen. Wir vergessen nie, dass dieses riesige Spektakel aus einer Zeit der Not entstanden ist. Und ich, Winfried, bin stolz darauf, ein Teil dieser Geschichte zu sein, die sich jedes Jahr neu dreht, genau wie meine Karussells.





MANISTEINE

Der Wind pfeift scharf über den Kunzum La, auf 4.551 Metern Höhe, und doch berührt seine Kälte nicht meine Seele. Ich bin Anzan, ein einfacher Mönch, und dies ist unser Tor, der heilige Übergang zwischen Lahaul und Spiti. Hier, inmitten der majestätischen, rauen Berge, sprechen die Steine eine Sprache des Herzens.

Jeder Stein hier trägt das Echo eines Gebets, das Flüstern eines Pilgers, der um Schutz flehte, als er den gefährvollen Pfad überquerte. Tausende von ihnen reihen sich aneinander und bilden unsere „Mani-Mauern“, eine kollektive Seele aus Stein.

In jeden einzelnen Stein haben wir das kraftvolle Mantra „Om Mani Padme Hum“ eingraviert – „Heil dem Juwel im Lotus“. Wir schnitzen diese heiligen Worte als Meditation, als Verbreitung guter Wünsche an das Universum, als Schild gegen die Dunkelheit, die in dieser Einsamkeit lauern kann.

Die Menschen, die hierherkommen, von Reisenden bis hin zu einfachen Dorfbewohnern, wissen, dass dieser Pass kein gewöhnlicher Ort ist. Die Göttin Kunzum Mata selbst wacht hier, und ihr kleiner Schrein auf der Passhöhe ist ein leuchtender Punkt des Glaubens. Ich sehe die Augen der Reisenden, wenn sie an den Mauern vorbeiziehen. Sie sind voller Hoffnung, manchmal voller Angst. Sie legen einen weiteren Stein hinzu, eine winzige, aber bedeutende Opfergabe für ihre sichere Reise.

Und wenn sie dann im Uhrzeigersinn um die Mauern herumgehen, nach alter Tradition, um Glück zu suchen und dem Fluss des Lebens zu folgen, spüre ich, wie ihre positive Energie die unsere verstärkt.

Diese Steine sind keine bloßen Altertümer; sie sind lebendig. Sie erzählen keine einzelne, datierte Geschichte, sondern eine fortlaufende, ewige Erzählung von tiefem Glauben, von Frömmigkeit, die so alt ist wie die Berge selbst. Sie sind ein Zeugnis unseres unerschütterlichen Vertrauens in den Segen des Buddha, in dieser unwirtlichen, aber heiligen Welt.

KLOSTER REICHENAU

Ich heiße Heinz und bin Pfarrer hier auf der Insel Reichenau. Wenn ich über das Kloster blicke, sehe ich mehr als nur alte Steine; ich sehe die lebendige Geschichte unseres Glaubens, die tief in diesem heiligen Boden verwurzelt ist.

Vor Jahrhunderten, im Jahr 724, kam der Wanderbischof Pirmin. Die Insel war wild und ungezähmt, bedeckt von Wäldern und Sümpfen. Doch Pirmin, mit etwa 40 tapferen Mönchen an seiner Seite, sah das Potenzial für einen Ort der Einkehr und des Gebets. Sie rodeten das Land, legten die Fundamente und schufen eine Oase des Glaubens, die bald zu einem strahlenden Zentrum für ganz Europa wurde.

Im 9. und 10. Jahrhundert erlebte das Kloster seine Blütezeit. Es war nicht nur ein Ort der Gottesverehrung, sondern auch ein Leuchtturm der Gelehrsamkeit. Die Mönche in ihrem Skriptorium, darunter der berühmte Walahfrid Strabo, schufen Handschriften und Illuminationen von unschätzbarem Wert. Ich stelle mir ihre Hingabe vor, wie sie bei Kerzenlicht saßen und jedes Wort des Evangeliums mit größter Sorgfalt niederschrieben. Die Original-Handschriften aus der Reichenau können heute als UNESCO-Weltdokumentenerbe bewundert werden.

Die Äbte der Abtei waren mächtige Männer, Berater am kaiserlichen Hof. Doch ihr wahrer Einfluss lag in den Herzen der Gläubigen. Die drei romanischen Kirchen, die noch heute stolz in den Himmel ragen – St. Maria und St. Markus, St. Peter und Paul, und St. Georg mit ihren atemberaubenden ottonischen Wandmalereien – sind steinerne Zeugnisse dieses tiefen, unerschütterlichen Glaubens. Die St.-Georgs-Kirche in Oberzell ist ein besonderes Juwel, dessen Malereien die Geschichten der Bibel auf eine Weise erzählen, die die Menschen tief berührt.

Doch mit der Zeit ließ der politische Einfluss nach, das Kloster verlor an Bedeutung. 1540 wurde es in ein Priorat umgewandelt, und 1803, im Zuge der Säkularisierung, musste der letzte Mönch die Insel verlassen. Es war ein trauriges Kapitel, ein Verlust für die geistliche Gemeinschaft.

Heute, im Jahr 2000, wurde die Klosterinsel Reichenau von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt. Das ist eine große Ehre, ja, aber für mich als Pfarrer ist es mehr als das. Es ist die Anerkennung der Menschen, die hier lebten und arbeiteten, die ihren Glauben teilten und die Welt um sich herum prägten. Die Insel ist ein Ort der Stille und der Einkehr geblieben, ein Ort, an dem die Geschichte unseres Glaubens lebendig ist und uns daran erinnert, dass der Geist Gottes in diesen alten Mauern noch immer weht.





ANGKOR WAT

Ich blicke auf die Steine, die meine Vorfahren mit Blut, Schweiß und unermesslicher Hingabe geformt haben. Ich bin ein Khmer, und dies ist Angkor Wat, das Herz unserer Nation, das größte religiöse Bauwerk der Welt. Hier spüre ich die Präsenz der alten Könige und Götter, die Geschichte meines Volkes, die Geschichte unseres Aufstiegs und Niedergangs, eingemeißelt in jeden einzelnen Stein.

Es war im frühen 12. Jahrhundert, während der Blütezeit unseres Reiches, als König Suryavarman II. den Befehl zum Bau dieses gigantischen Tempels gab. Zehntausende von uns arbeiteten dreißig Jahre lang unermüdlich. Es war eine titanische Aufgabe, getrieben von einem tiefen Glauben. Ursprünglich dem mächtigen hinduistischen Gott Vishnu gewidmet und nach Westen ausgerichtet, war es als Staats- und Grabtempel des Königs gedacht.

Die Architektur ist ein Wunder, ein Spiegelbild unseres Verständnisses des Universums. Die fünf zentralen Türme ragen wie die Gipfel des mythischen Berges Meru in den Himmel, der Wohnstätte der Götter. Der riesige Graben, der sie umgibt, stellt den kosmischen Ozean dar. Ich erinnere mich an die Geschichten aus dem Ramayana, die in den kunstvollen Reliefs an den Wänden zum Leben erwachen, und an die Szenen aus dem Leben unseres Königs. Diese Bilder erzählen von unserer Mythologie, unseren Heldentaten und unserem Glauben.

Später, unter König Jayavarman VII., vollzog sich ein Wandel. Der Buddhismus breitete sich aus, und Angkor Wat wurde zu einer buddhistischen Kultstätte. Die Götter änderten ihr Gesicht, aber der heilige Charakter des Ortes blieb bestehen. Der Glaube meines Volkes passte sich an, wie das Wasser des Mekong.

Als das Reich im 15. Jahrhundert fiel und die Hauptstadt nach Lovek verlegt wurde, holte sich der Dschungel sein Land zurück. Die Schlingpflanzen umschlangen die Steine, aber das Heiligtum war nie ganz verlassen. Mönche hielten die Flamme des Glaubens am Leben. Doch für die Welt da draußen gerieten wir in Vergessenheit, bis der französische Entdecker Henri Mouhot im 19. Jahrhundert die Welt wieder auf Angkor Wat aufmerksam machte.

Heute ist Angkor Wat UNESCO-Weltkulturerbe und das nationale Symbol Kambodschas. Millionen von Touristen strömen hierher, um das Zeugnis der vergangenen Größe unseres Reiches zu bestaunen. Aber für mich ist es mehr. Es ist eine Erinnerung an meine Wurzeln, an die Stärke und den unerschütterlichen Glauben des Khmer-Volkes. Wenn ich hier stehe, spüre ich eine tiefe Verbindung zu denen, die vor mir kamen, und ich weiß, dass ihr Erbe in mir weiterlebt.

PHRA MAHATHAT CHEDI PHAKDEE PRAKAT

Ich bin Araya und lebe in Betong, einem Ort, der oft nur wegen der Schatten des Konflikts in den Nachrichten ist, hier unten im tiefen Süden Thailands, nahe der Grenze zu Malaysia. Aber ich sage euch, in unseren Herzen tragen wir Licht. Und dieses Licht hat eine Form: die goldene Pagode, Phra Mahathat Chedi Phakdee Prakat.

Sie ist nicht alt, nicht wie die großen Tempel im Norden. Sie ist jung, geboren aus unserem kollektiven Wunsch nach Harmonie und Frieden. Ich erinnere mich an das Jahr 1996, als wir alle zusammenkamen, um den 50. Jahrestag der Thronbesteigung unseres geliebten Königs Bhumibol Adulyadej zu ehren. Es war unsere Idee, die Idee der einfachen Leute von Betong.

Jeder gab, was er konnte. Wir finanzierten das Projekt selbst, Stein für Stein, Baht für Baht. Es war ein Ausdruck unserer tiefen Frömmigkeit und unserer unerschütterlichen Liebe für die königliche Familie. Wir bauten sie im alten Srivijaya-Stil, der uns an die glorreiche Vergangenheit unserer Region erinnert, und doch steht sie für unsere moderne Hoffnung.

Auf dem Gelände von Wat Phutthatiwat thront sie nun, etwa 40 Meter hoch, ein Leuchtfener in der Landschaft. Ich half, die goldenen Blätter anzubringen, und jedes Blatt trug ein stilles Gebet für die Sicherheit meiner Familie, für ein Ende der Unruhen, für Toleranz. Im Inneren des Chedi ruhen Reliquien des Buddha – ein Zeichen, dass dies wirklich ein heiliger Ort ist, ein Zentrum für unsere buddhistische Gemeinschaft im Süden.

Wenn ich heute auf den Hügel steige und von der erhöhten Lage auf meine Stadt Betong und die grünen Berge blicke, fühle ich eine tiefe, fast schmerzhaft Ruhe. Dieser friedliche Anblick ist so anders als die Geschichten von Gewalt und Angst, die uns oft umgeben.

Die Chedi ist für mich mehr als nur ein Gebäude; sie ist ein Versprechen, ein Symbol unserer Hoffnung auf dauerhaften Frieden. Sie erinnert mich daran, dass wir, die Menschen von Betong, die Macht haben, etwas Schönes und Sinnvolles zu schaffen, selbst in den dunkelsten Zeiten. Und solange sie golden leuchtet, werde ich hoffen.





BERGSTEIGEN IM HIMALAYA

Ich bin Ramesh, Schafhirte im Spiti-Tal. Die Geschichte der Berge hier ist die Geschichte meines Lebens und der Geschichte meiner Vorfahren. Bevor die westlichen Bergsteiger kamen, waren diese Gipfel für uns keine Orte zum Erklimmen, sondern heilige Wohnstätten unserer Götter und Geister, die wir mit tiefer Ehrfurcht behandelten.

Früher, als die Briten kamen, wollten sie nur Karten zeichnen. Andrew Wilson und seinesgleichen waren Forscher, keine Bergsteiger. Für uns war das Bergsteigen, im westlichen Sinne, unvorstellbar – man steigt nicht auf das Dach des Hauses seines Gottes. Erst viel später, als die indische Regierung das Tal nach und nach öffnete, begann sich das zu ändern.

In den 70er und 80er Jahren kamen die Expeditionen. Sie nannten die Berge technische Herausforderungen und schlugen neue Routen ein. Die Bergsteiger von heute sind anders. Sie sprechen von Nachhaltigkeit und Respekt. Sie lernen von uns, wie man in dieser Höhe überlebt – in der trockenen Luft, ohne Infrastruktur. Die Bergsteiger kommen zu Gya oder den CB-Gipfeln, nicht nur um den Gipfel zu erreichen, sondern um unsere Kultur zu erleben und die Natur zu schützen. Die Berge bleiben unser Zuhause, und die menschliche Neugier trifft jetzt auf den Respekt, den diese alten Steine verdienen.

Aber wissen Sie, es geht um mehr als nur um Geschichte. Es geht um das tägliche Leben hier oben. Ich erinnere mich an einen jungen, starken Bergsteiger aus Europa, der vor ein paar Jahren hier war. Er wollte den Gya besteigen, den höchsten Gipfel in der Nähe, fast 6800 Meter hoch. Er war gut ausgerüstet, hatte die neuesten Seile und Zelte. Der Europäer lachte über unsere einfachen Wollkleider und unsere Gebetsfahnen. Er sah die Berge nur als Problem, das gelöst werden musste – einen Gipfel, den man besiegen muss.

Er ging los, aber der Berg zeigte ihm seine wahre Kraft. Die extreme Höhe, die brüchigen Felsen – nach ein paar Tagen kam er zurück, erschöpft, blass, mit fast erfrorenen Fingern. Er hatte den Gipfel nicht erreicht. Er war still geworden.

Als er sein Lager abbrach, sprach ich mit ihm. Ich sagte ihm: Der Berg gehört nicht dir. Du kannst ihn nicht erobern. Du musst ihn um Erlaubnis bitten. Ich zeigte ihm, wie wir eine kleine Opfergabe an einem Pass zurücklassen, eine Handvoll Gerste, um die Götter zu ehren. Ich glaube, in diesem Moment hat er etwas verstanden. Er sah nicht mehr nur einen Felsbrocken, sondern die lebendige Präsenz, die wir hier spüren. Er verließ das Tal mit einer anderen Einstellung. Die Bergsteiger von heute verstehen das langsam besser. Sie kommen, um zu erleben, nicht um zu siegen. Und das ist gut so. Denn die Berge, sie bleiben immer hier, lange nachdem wir alle gegangen sind.

LOPBURI

Als Einwohner von Lopburi, ich bin Prasong, ist meine Geschichte eng mit den kleinen, frechen Gesichtern verbunden, die unsere Stadt bevölkern: den Langschwanzmakaken. Für uns sind sie keine Plage, sondern heilig, Nachkommen Hanumans, des Affenkönigs aus dem Ramayana. Sie leben unter uns, besonders rund um die alten Khmer-Tempel von Phra Prang Sam Yot und den San Phra Kan-Schrein, als wären sie Wächter unserer Geschichte.

Früher waren sie eine Freude, ein Zeichen unseres einzigartigen Erbes, das Touristen aus aller Welt anzog. Ich erinnere mich noch an die Anfänge des „Monkey Buffet Festival“ im Jahr 1989, ins Leben gerufen von einem klugen Geschäftsmann. Tonnen von Obst, Gemüse und Süßigkeiten, aufwendig arrangiert, um den Affen zu danken und die Besucher zu begeistern. Es war ein Fest der Dankbarkeit, ein lebendiges Spektakel, das unsere Gemeinschaft zusammenbrachte und der Stadt Einnahmen bescherte.

Doch mit der Zeit geriet das Gleichgewicht ins Wanken. Die Affen verloren ihre natürliche Scheu, wurden von uns Menschen zu sehr gefüttert und fanden keine natürlichen Nahrungsquellen mehr. Sie wurden dreist, stahlen uns das Essen aus den Händen, verursachten Chaos auf den Straßen, plünderten Geschäfte. Die Situation spitzte sich während der COVID-19-Pandemie dramatisch zu, als die Touristenströme versiegt. Die hungrigen Affenbanden kämpften um Reviere, eine echte Bedrohung für uns Anwohner.

Heute versuchen wir, die Situation in den Griff zu bekommen. Die Stadtverwaltung hat Sterilisationsprogramme und den Bau von Gehegen am Stadtrand begonnen, um das Problem der Überpopulation zu lösen. Es ist ein schwieriger Balanceakt, denn wir wollen unsere kulturellen Traditionen bewahren und gleichzeitig ein harmonisches Zusammenleben gewährleisten.

Die Geschichte der Affen von Lopburi ist ein Spiegelbild der komplexen Welt, in der wir leben – sie erinnert uns daran, dass wir die Natur respektieren und ein Gleichgewicht finden müssen, um gemeinsam in Frieden zu leben. Die Affen sind ein Teil von uns, ein Teil unserer Identität, und wir müssen einen Weg finden, der für alle funktioniert.





TAJ MAHAL

Ich bin Mumtaz Mahal. Mein Name bedeutet „das Juwel des Palastes“. Doch meine Geschichte ist nicht die eines Palastes voller Freude, sondern eine Geschichte unendlicher Liebe, die im Schmerz endete und in makellosem weißen Marmor verewigt wurde. Ich starb im Jahr 1631, als ich unser vierzehntes Kind zur Welt brachte, und ließ meinen geliebten Shah Jahan, den fünften Mogulkaiser, in tiefer Trauer zurück.

Auf meinem Sterbebett bat ich ihn um vier Versprechen: ein Symbol unserer Liebe zu errichten, gut für unsere Kinder zu sorgen, nicht wiederzuheiraten und jedes Jahr an meinem Grab zu weilen. Mein Jahan war untröstlich. Er versprach mir, meinen ersten Wunsch auf eine Weise zu erfüllen, die die Welt niemals vergessen würde.

Er sammelte Tausende von Handwerkern, Künstlern und Arbeitern aus ganz Indien, Persien und Zentralasien. Über 20 Jahre lang, bis 1653, schufen sie dieses Wunderwerk am Ufer des Yamuna-Flusses in Agra. Es ist eine exquisite Mischung aus indischer, persischer und islamischer Architektur – das Taj Mahal, das Juwel der muslimischen Kunst in Indien.

Ich, als Geist, schwebe über diesen makellosen weißen Marmor. Ich sehe, wie er im Morgengrauen zartrosa schimmert und bei Sonnenuntergang golden leuchtet, als ob er die Farbe meiner Liebe zu Jahan annimmt. Das Mausoleum selbst, der große Garten (Charbagh), die Moschee und das prächtige Eingangstor – alles zeugt von der Tiefe seiner Zuneigung. In seinem Herzen wollte er sogar ein identisches Mausoleum aus schwarzem Marmor für sich selbst auf der gegenüberliegenden Flussseite errichten, um für immer mit mir verbunden zu sein.

Doch das Schicksal hatte andere Pläne. Im Jahr 1658 wurde mein geliebter Jahan von seinem eigenen Sohn Aurangzeb gestürzt und im Roten Fort von Agra unter Hausarrest gestellt. Von seinem kleinen Fenster aus verbrachte er den Rest seines Lebens, bis zu seinem Tod im Jahr 1666, damit, auf mein Grab zu blicken, auf das Symbol unserer ewigen Liebe. Sein Wunsch, an einem schwarzen Taj Mahal zu ruhen, blieb unerfüllt, doch seine Gebeine fanden schließlich neben meinen zur Ruhe.

Heute ist das Taj Mahal ein UNESCO-Weltkulturerbe und zieht Millionen von Besuchern an. Sie sehen die Pracht, die Architektur, aber ich sehe die Tränen meines Mannes, seine unerschütterliche Hingabe. Es ist nicht nur ein Bauwerk; es ist ein stummer Schrei der Liebe, der die Jahrhunderte überdauert und als das ultimative Symbol für ewige Liebe in den Herzen der Menschen weiterlebt.

STONEHENGE

Ich bin Brian, ein archäologischer Forscher, und ich habe mein Leben der Entschlüsselung der Geheimnisse von Stonehenge gewidmet. Wenn ich vor diesem beeindruckenden Monument stehe, spüre ich die Ehrfurcht und die Neugierde, die mich antreiben. Es gibt keine schriftlichen Aufzeichnungen seiner Erbauer, aber die Steine selbst erzählen eine Geschichte, die wir Archäologen versuchen, zu verstehen.

Die Geschichte beginnt vor 5000 Jahren in der Jungsteinzeit. Die allererste Phase war ein einfacher Erdwall mit einem Graben, ein Kreis, der den Beginn von etwas Großem markierte. Im Inneren dieses Kreises fanden wir die „Aubrey Holes“, 56 geheimnisvolle Gruben. Wofür sie dienten, wissen wir nicht genau – vielleicht für Holzpfähle, vielleicht als Teil eines frühen Kalendersystems, das den Menschen half, die Zeit zu verstehen.

Die dramatischste Bauphase begann vor etwa 4500 Jahren. Ich staune immer wieder über die technische Meisterleistung, die dahintersteckt. Zuerst wurden die kleineren „Blausteine“ hinzugefügt, bis zu vier Tonnen schwer. Diese Steine stammten aus den Preseli Hills in Westwales, eine unglaubliche Entfernung von über 240 Kilometern. Wie sie es geschafft haben, diese riesigen Brocken ohne moderne Maschinen zu transportieren – ob zu Land, zu Wasser oder beides –, bleibt ein Rätsel, das uns fasziniert und demütigt macht.

Wenig später folgten die massiveren „Sarsens“, riesige Sandsteinblöcke mit einem Gewicht von bis zu 50 Tonnen, die aus den etwa 30 Kilometer entfernten Marlborough Downs herbeigeschafft wurden. Diese bildeten den äußeren Kreis und die inneren, U-förmigen Trilithen. Der Anblick dieser riesigen Steine, die mit solcher Präzision aufgerichtet und mit Decksteinen versehen wurden, erfüllt mich mit Ehrfurcht vor dem Können und der Entschlossenheit dieser prähistorischen Menschen.

Der genaue Zweck von Stonehenge wird unter Archäologen noch immer heiß diskutiert. Aber eines ist unbestreitbar: Die Ausrichtung des Monuments auf die Sonnenwenden ist perfekt. Es ist auf den Sonnenaufgang zur Sommersonnenwende und den Sonnenuntergang zur Wintersonnenwende ausgerichtet. Es muss ein Ort von enormer Bedeutung gewesen sein, ein Treffpunkt, ein Ort für religiöse Rituale, zur Beobachtung der Gestirne und vielleicht auch eine Begräbnisstätte für eine Eliteklasse. Die jüngsten Forschungen, die die Bedeutung der umliegenden Landschaft betonen, unterstützen diese Theorie.

Nach etwa 1500 Jahren als aktives zeremonielles Zentrum verlor Stonehenge an Bedeutung. Steine fielen um, wurden gestohlen. Im 19. und frühen 20. Jahrhundert begannen Restaurierungsarbeiten, um dieses nationale Symbol zu sichern und der Welt in seiner heutigen Form zu präsentieren.





SULTAN-QABOOS-MOSCHEE

Als einer der vielen Arbeiter auf dieser Baustelle in Maskat habe ich geschuftet, und ich erinnere mich an jedes Detail, als wäre es gestern gewesen. Die Sultan-Qaboos-Moschee, die Sie heute sehen, ist nicht nur Beton und Marmor; sie vereint das Herzblut eines Volkes und die Vision eines Mannes, Sultan Qaboos bin Said al Said.

Es begann 1992, als der Sultan seinem Volk ein Geschenk machen wollte – eine Hauptmoschee, die nicht nur ein Ort des Gebets, sondern ein strahlendes Symbol für die Einheit des Islam sein sollte. Ich erinnere mich an den Baubeginn 1995, an die unzähligen Stunden unter der sengenden Sonne. Es war harte Arbeit, aber wir wussten, dass wir etwas Einzigartiges schufen. Sechs Jahre lang haben wir geschwitzt, gebaut und gehofft.

Ich arbeitete Seite an Seite mit Männern aus Indien, die den robusten Sandstein für die Fassade bearbeiteten. Ich sah die burmesischen Meister, die mit ruhiger Hand das Holz für die kunstvollen Dekorationen schnitzten, und die italienischen Experten, die den Marmor für die Böden verlegten, als würden sie ein Gemälde schaffen. Es war, als ob die ganze Welt zusammenkam, um dieses heilige Haus zu bauen, ein Mosaik aus Kulturen und Materialien, genau wie es der Sultan wollte.

Ich erinnere mich an die Aufregung, als der riesige, aus Österreich stammende Kronleuchter in der Haupthalle installiert wurde – er glitzerte wie ein Sternenhimmel. Und dann war da noch der riesige Perserteppich, der von über 600 Arbeitern in vier Jahren geknüpft wurde, ein Meisterwerk der Handwerkskunst.

Am 4. Mai 2001 war es dann soweit. Die Moschee wurde eingeweiht, pünktlich zum 30. Jahrestag der Thronbesteigung des Sultans. Ich stand in der Menge und sah die 50 Meter hohe Kuppel und das 90 Meter hohe Hauptminarett, umgeben von vier weiteren Minaretten, die die fünf Säulen des Islam symbolisieren. Ich war überwältigt von Stolz. Wir hatten es geschafft.

Heute, wenn ich die Moschee besuche, bin ich erfüllt von tiefer Dankbarkeit. Sie ist nicht nur die Hauptmoschee Omans, sondern auch ein Ort, der Besucher, Muslime und Nicht-Muslime, willkommen heißt. Sie bringt Menschen zusammen, fördert das Verständnis und dient als leuchtendes Symbol für den visionären Geist unseres Sultans Qaboos. Ich fühle mich geehrt, ein Teil dieser Geschichte zu sein, ein Teil dieses Ortes, der für immer für Frieden und Toleranz steht.

VOGELWELT

Oma Pranaya erzählt ihrer Enkelin Amita stets die Geschichte, wie alles begann, als sie noch ein kleines Mädchen war. Damals, in den 1970er Jahren, fing ein Mann namens Ratanlal Maloo an, ein paar Zugvögel zu füttern, die in unser Dorf Khichan kamen. „Es waren nur ein paar“, sagt sie, ihre Augen werden weich bei der Erinnerung, „aber ihre Rufe waren die schönsten, die ich je gehört habe. Ein Versprechen, dass die kalte Jahreszeit bald vorbei ist.“ Wir Kinder nannten sie „Kurja“. Dieser Name bedeutet so viel mehr als nur Vogel; er ist Teil unserer Volkslieder, ein Symbol der Sehnsucht.

Niemand hätte damals gedacht, dass aus dieser kleinen Geste der Freundlichkeit einmal etwas so Großes, etwas so Globales werden würde. Doch die Nachricht verbreitete sich, nicht nur unter uns Menschen, sondern auch unter den Vögeln selbst. Jedes Jahr kamen mehr und mehr Kraniche, bis es Zehntausende wurden, die die Wüste mit ihren trompetenartigen Rufen erfüllten. Wenn sie in riesigen Formationen am Himmel kreisten und dann in der Nähe des Futterplatzes landeten, war das immer ein magischer Moment, ein Erwachen, das uns allen den Atem raubte. Das war mein Erwachen, das Erwachen meiner Generation, das uns lehrte, wie eine einzige freundliche Tat die Welt verändern kann.

Heute, wenn die Sonne aufgeht, stehe ich mit meinen Freunden oft am „Bird View Point“ des Kurja Resorts. Das ist ein neuer Ort, gebaut erst in den 2020er Jahren. Es ist cool, hierherzukommen, denn man sieht die Kraniche, die in Schwärmen anfliegen, nur 50 Meter entfernt. Wir schicken Selfies an unsere Freunde in der Stadt, die nie verstehen würden, was für ein Spektakel das ist.

Das Resort in der Wüstenlandschaft Rajasthans ist modern, mit bequemen Zimmern, und Touristen aus aller Welt sind da, mit ihren teuren Kameras und Ferngläsern, um das zu sehen, was für uns immer irgendwie normal war. Wir haben gelernt, uns auf Englisch zu verständigen, und helfen ihnen, die besten Fotos zu machen. Wir bringen Wohlstand, die Welt kommt zu uns nach Khichan, unsere Familien haben Arbeit und ein besseres Leben.

Aber ich bin hin- und hergerissen. Ich frage mich, wie es war, als nur ein paar wenige von ihnen hier waren. Als es keine Hotels und keine Touristen gab, sondern nur Ratanlal Maloo und die Vögel, die in der stillen Wüstenluft landeten.

Ich wünsche mir, dass wir die Magie nicht verlieren, die einst aus der einfachen Freundlichkeit eines Mannes entstand. Die Kraniche sind unsere Kurja, unsere Identität, und ich hoffe, dass die nächste Generation sie genauso lieben wird wie wir, und dass wir das Gleichgewicht finden zwischen dem Schutz dieser wunderschönen Tiere und der Welt, die sie uns gebracht haben.





BRÜCKE NACH DON DET UND DON KHON

Die alte Stahlbrücke, die hier auf Don Det über das Wasser nach Don Khon führt, ist für mich mehr als bloß eine Verbindung zwischen zwei Landstücken. Sie ist eine Narbe auf der Landschaft, ein rostiges, aber stolzes Relikt, das uns an eine Zeit erinnert, als Fremde kamen, um das Schicksal unseres mächtigen Mekong-Flusses zu zähmen. Ich bin Nai, hier geboren und aufgewachsen in der friedlichen Abgeschiedenheit der 4000 Inseln (Si Phan Don) von Laos.

Meine Großeltern erzählten mir von den *falang* – den Franzosen –, die Ende des 19. Jahrhunderts hier aufkreuzten, getrieben von dem fieberhaften Traum, eine Handelsroute bis nach China zu etablieren. Sie sahen den Mekong als ihre natürliche Autobahn, aber die Khone-Wasserfälle, die größten Stromschnellen Südostasiens, stellten sich ihnen mit tosender Gewalt in den Weg. Die Natur hatte ihnen eine Lektion erteilt, die sie nicht hinnehmen wollten.

Ihre Lösung war ebenso genial wie brutal: eine Eisenbahnlinie, die erste und einzige in ganz Laos zu jener Zeit, um die unpassierbaren Wasserfälle zu umgehen. Ich erinnere mich an die Geschichten vom Quietschen der Waggons, die Fracht und Passagiere transportierten, an den Lärm, der die natürliche Stille unserer Inseln durchbrach.

Diese Brücke, auf der ich heute stehe, war das Herzstück ihres Plans, ein Meisterwerk kolonialer Technik, das von 1893 bis 1941 in Betrieb war. Sie verband nicht nur Don Det und Don Khon; sie verband auch zwei Ufer der Zwangsarbeit, die für ihren kolonialen Traum geleistet wurde.

Als die Franzosen schließlich abzogen und modernere Verkehrswege die Schifffahrt ersetzten, verlor die Eisenbahn an Bedeutung und verstummte. Die Gleise verschwanden, vom Dschungel zurückerobert oder von uns Einheimischen für den Eigenbedarf genutzt. Die Brücke jedoch blieb.

Heute ist die Brücke ein einfacher Fuß- und Radweg. Touristen aus aller Welt spazieren über das rostige Metall und machen Fotos von den Reisfeldern und dem Fluss unter ihnen. Für sie ist es ein faszinierendes historisches Denkmal, ein Zeichen für die Kreativität der Kolonialzeit. Für mich aber ist es eine tägliche, greifbare Erinnerung an die Widerstandskraft meines Volkes und die ungezähmte Kraft des Mekong.

BUDDHA STATUE

Mein Name ist Phet. Ich bin Reisbauer hier in der Provinz Yala, im tiefen Süden Thailands. Mein Leben dreht sich um die Felder, den Monsun und die Hoffnung auf eine gute Ernte. Aber in den letzten Jahrzehnten hat etwas Neues, etwas Großes, unseren Horizont geprägt: der Phra Mahathat Chedi Phakdee Prakat.

Für die Leute in Bangkok mag diese Pagode ein modernes Bauwerk sein, kaum alt genug, um eine „richtige“ Geschichte zu haben. Aber für uns hier unten ist sie das Herzstück unseres jüngsten Glaubens, ein Leuchtfeuer in einer Region, die oft von Unruhe und Konflikten gezeichnet ist.

Ich erinnere mich noch gut an das Jahr 1996. Es war das Jahr, in dem unser verehrter König Bhumibol Adulyadej sein 50. Thronjubiläum feierte. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Reisfelder: Zu seinen Ehren sollte eine große Pagode entstehen, ein Ort des Friedens und der Verehrung. Ich habe damals mit meinen Nachbarn über die Pläne gesprochen, darüber, wie wichtig dieser Ort für uns werden würde. Es war eine Zeit des Aufbruchs und des Respekts für unseren Monarchen.

Die Buddha-Statuen innerhalb des Komplexes, besonders die im kleinen Pavillon neben dem goldenen Haupt-Chedi, sind nicht wie die alten, verwitterten Steine, die man in Ruinen findet. Sie sind jünger als ich, aber ihre Bedeutung ist uralte. Die wichtigste von ihnen, die ich jedes Mal aufsuche, wenn ich den Tempel besuche, zeigt den Buddha in der Haltung der „Erde als Zeugin“, der Bhūmisparśa Mudra.

Mit der rechten Hand berührt er den Boden. Wenn ich davor knie, sehe ich nicht nur Bronze oder Stein. Ich sehe die Geste der Erleuchtung, den Moment, in dem der Buddha die Erde selbst als Zeugin seiner Überwindung des Dämons Mara anrief. Für mich als einfachen Bauern, der täglich mit den Launen der Natur und den Spannungen in unserer Heimat zu kämpfen hat, ist diese Statue ein Symbol der Standhaftigkeit. Sie erinnert mich daran, dass man der Illusion und den Schwierigkeiten des Lebens mit innerer Ruhe begegnen muss.

Die Geschichte dieser Statuen ist vielleicht keine der Antike, sie ist eine der jüngeren Vergangenheit, eine Geschichte der Volksfrömmigkeit, des tiefen Respekts vor der Königsfamilie und des unerschütterlichen Wunsches nach Frieden in unserem manchmal so schwierigen Yala. Wenn ich meine Opfergaben darlege und meditiere, lehrt mich diese moderne Pagode, dass Glaube nicht alt sein muss, um tief zu sein. Er muss nur da sein, stark und präsent, wie der goldene Schrein, der jetzt über unseren Feldern wacht.





AYUTTHAYA

Mein Name ist Suphankanlaya. Als junge Prinzessin von Ayutthaya sah ich die Welt von den prächtigen, goldenen Palästen aus, die das Herz des mächtigsten Königreichs Siams bildeten. Die Stadt, die mein Vorfahr, Prinz U-Thong – später König Ramathibodi I. – im Jahr 1350 gründete, war unser Stolz, unsere zweite Hauptstadt nach Sukhothai.

Ich erinnere mich an den täglichen Anblick der drei großen Flüsse – des Chao Phraya, der Pa Sak und der Lopburi –, die unsere Insel wie schützende Arme umgaben. Diese strategische Lage machte Ayutthaya zu einer Festung und einem Magneten für die Welt. Von meinem Fenster aus sah ich die Segel der Schiffe aus China, Indien, Persien und Europa. Ayutthaya war ein Schmelztiegel der Kulturen, eine der reichsten Metropolen der Erde.

Unsere Stadt war ein Wunderwerk. Über 400 Tempel, jeder ein Kunstwerk, manche mit Einflüssen der alten Khmer, ragten in den Himmel. Die gigantischen Festungen und prächtigen Paläste zeugten von der Macht von 33 aufeinanderfolgenden Königen, die unser Siam über vier Jahrhunderte lang regierten. Ich dachte, dieser Glanz würde ewig währen.

Doch dann, nach mehr als 400 Jahren des Wohlstands, kam das Unvermeidliche. Die burmesischen Armeen belagerten uns. Der Glanz wurde durch das Grollen des Krieges und den beißenden Geruch von Rauch ersetzt. Im Jahr 1767 fiel die Stadt. Was dann folgte, war ein Albtraum. Die Eroberer plünderten systematisch, zerstörten die heiligen Tempel, schmolzen unsere geliebten Buddha-Statuen ein und schändeten alles, was uns heilig war. Unsere prächtige Hauptstadt wurde nie wieder aufgebaut. Die Macht Siams, unsere Hoffnung, verlagerte sich fort, nach Bangkok.

Ich spüre den Schmerz dieser Zerstörung noch immer, auch wenn meine Stimme nur ein Echo aus der Vergangenheit ist. Jahrhundertlang lagen die Überreste im Dornröschenschlaf, dem Dschungel und der Zeit überlassen.

Heute, nach so langer Zeit, hat die thailändische Regierung begonnen, sich zu erinnern. Im Jahr 1969 begannen die Restaurierungen, 1976 wurde das Gebiet zum historischen Park erklärt. Und 1991 ehrte die UNESCO unsere Heimat als Weltkulturerbe.

Wenn ich heute die Ruinen betrachte, die Besucher aus aller Welt anziehen, sehe ich nicht nur Steine. Ich sehe die Erinnerung an die glorreiche Vergangenheit Thailands. Ich sehe den berühmten, vom Baum umrankten Buddha-Kopf im Wat Mahathat. Für mich sind diese Ruinen mehr als nur ein Freilichtmuseum; sie sind ein Zeugnis unserer Widerstandskraft und des ewigen Geistes Ayutthayas, der trotz allem weiterlebt.

LEDERVERARBEITUNG

Ich bin Gerber. Mein Name ist Mourad, ich bin achtzig Jahre alt, und meine Hände sind so gefurcht und gegerbt wie das Leder, das ich mein Leben lang bearbeitet habe. Mein Leben ist untrennbar mit diesem Ort verbunden, der Chouara-Gerberei, dem schlagenden, wenn auch stinkenden, Herzen von Fès El-Bali, unserer alten, ehrwürdigen Medina.

Seit meiner Jugend, als meine Knie noch stark waren und mein Rücken gerade, stehe ich an diesen Becken. Ich habe meinen Platz an der Brüstung von meinem Vater übernommen, der ihn von seinem Vater übernommen hat, in einer Kette, die bis ins 13. Jahrhundert zurückreicht. Wir sind die Wächter eines Prozesses, der sich seit Jahrhunderten kaum verändert hat. Die Welt da draußen mag von schnellen Maschinen sprechen, aber hier drin fließt die Zeit im Rhythmus des Flusses Fès und unserer Arbeit.

Der Geruch ... ah, der Geruch. Die Touristen, diese neugierigen Seelen, halten sich Minzblätter an die Nase, als ob sie eine Plage abwehren müssten. Sie lächeln und fotografieren, aber sie verstehen nicht, dass dieser durchdringende Gestank von Ammoniak, von der Mischung aus Kalk und Taubenkot, der Geruch der Authentizität ist. Es ist der Duft der Transformation, der Geruch der harten Arbeit, die notwendig ist, um die rohen, steifen Tierhäute in etwas Weiches, Biegsames zu verwandeln. Es ist der Geruch von Tradition, die überlebt. Ich erinnere mich an die Kälte des Wassers in den frühen Morgenstunden und die sengende Sonne am Mittag, die uns auf den Rücken brannte. Ich erinnere mich an die Mühe, die Häute zu treten und zu wenden, um sicherzustellen, dass jede Faser aufweicht, dass jedes Haar weicht. Es ist Knochenarbeit, aber eine, die ich mit Stolz verrichte.

Dann die Farben. Wir verwenden keine Chemikalien aus Fabriken. Unsere Farben kommen direkt aus der Seele Marokkos: Mohn für das Blutrot, Henna für das warme Orange der Wüste, Indigo für das tiefe Blau des Abendhimmels und Safran für das Gelb der Sonne, das auf unseren Gesichtern brennt. Wir tauchen die Häute ein, geben ihnen Leben, Persönlichkeit.

Wenn das Leder schließlich in der Sonne auf den Dächern trocknet, ein Mosaik aus Farben, dann fühle ich eine tiefe Zufriedenheit. Ich weiß, dass dieses Material in den Souks in den Händen anderer Handwerker zu wunderschönen Taschen, Gürteln und Poufs wird. Jedes Stück, das unsere Gerberei verlässt, trägt ein Stück meiner Seele in sich, ein Zeugnis unserer Widerstandskraft und unserer Identität.

Die Chouara-Gerberei ist für mich kein bloßes Freilichtmuseum, wie es in den Reiseführern steht. Sie ist lebendig, sie atmet und stinkt und erinnert uns daran, wer wir sind und woher wir kommen. Solange ich die Kraft habe, an diesen Becken zu stehen, werde ich ein stiller, stolzer Wächter dieser Kunst sein, die die Zeit überdauert.





TENNYSON-DENKMAL

Mein Name ist Tony und ich wohne in Freshwater, einem Ort auf der Isle of Wight, der für mich untrennbar mit der Geschichte eines der größten Dichter Englands verbunden ist. Von meinem Fenster aus sehe ich jeden Tag das imposante keltische Kreuz, das weithin sichtbar auf dem Kamm der Klippen thront. Für mich ist es weit mehr als nur ein Denkmal; es ist das stille, mächtige Zeugnis eines Mannes, der diesen Flecken Erde so tief geliebt hat wie ich.

Die Geschichte dieses Ortes begann im Jahr 1853, als Alfred Lord Tennyson, der gerade zum Poeta laureatus ernannt worden war, mit seiner Familie hier ankam. Sie suchten Zuflucht, einen Rückzugsort vom lärmenden, anstrengenden Leben in London. Sie mieteten das Farringford House in Freshwater Bay und kauften es kurz darauf mit den Einnahmen aus seinen Gedichten, darunter das berühmte „Maud“. Fast vierzig Jahre lang, bis zu seinem Tod im Jahr 1892, war Farringford sein geliebtes Zuhause.

Ich stelle mir oft vor, wie er, ein leidenschaftlicher Wanderer, fast täglich den nahe gelegenen Kreidehügel, damals noch High Down genannt, bestieg. Er suchte die Einsamkeit, die atemberaubende Aussicht auf den Ärmelkanal und die majestätischen weißen Klippen. Hier oben, wo die Luft angeblich „sechs Pence pro Pint wert“ war, fand er die Inspiration. Viele seiner berühmtesten Werke, darunter „The Charge of the Light Brigade“ und „Crossing the Bar“, entstanden während dieser Wanderungen, geformt von der wilden Schönheit dieser Landschaft.

Als er 1892 starb, wurde er zwar im fernen Westminster Abbey beigesetzt, aber seine Freunde und Nachbarn hier wussten, wo sein Herz wirklich lag. Sie richteten einen Fonds ein, und im Jahr 1897 wurde dieses 15 Meter hohe keltische Kreuz aus robustem kornischem Granit an seinem absoluten Lieblingsort, dem höchsten Punkt des Hügels (den wir heute Tennyson Down nennen), enthüllt.

Die Inschrift auf dem Denkmal, die ich schon unzählige Male gelesen habe, besagt, dass es „In Erinnerung an Alfred Lord Tennyson“ von den Einwohnern Freshwaters und anderen Freunden „als Leuchtfeuer für Seeleute“ errichtet wurde. Heute steht das Denkmal als weithin sichtbares Wahrzeichen über unserer Bucht. Es ist ein ständiger Anker der Geschichte in meinem Leben hier in Freshwater.

Es erinnert mich daran, dass dieser große Dichter, der die Welt bereiste, seine „glücklichsten Tage“ genau hier verbracht hat. Es ist, als ob sein Geist, seine Poesie, noch immer in der salzigen Luft und der wilden Schönheit dieser Landschaft zu spüren ist, und das macht mich ungemein stolz, diesen Ort meine Heimat zu nennen.

WILDE KROKUSSE

Mein Name ist Mathias. Ich wohne in Stuttgart, aber jedes Jahr im März, wenn die ersten warmen Sonnenstrahlen den Winter vertreiben, zieht es mich fort, hinauf in den Nordschwarzwald, nach Zavelstein. Die Fahrt ist kurz, aber die Welt, die mich dort erwartet, ist eine ganz andere als meine hektische Stadt.

Hier in Zavelstein geschieht jedes Jahr ein kleines Wunder. Die Wiesen in der Nähe der alten Burgruine verwandeln sich in ein Meer aus tiefem Violett und Weiß. Es sind keine gewöhnlichen Gartenkrokusse, sondern wilde Krokusse (*Crocus neglectus*), die hier in Millionenhöhe blühen. Für mich ist diese Geschichte faszinierend, ein Rätsel der Natur. Wie kommt diese mediterrane Pflanze, die eigentlich im Süden beheimatet ist, ausgerechnet hierher in unser beschauliches „Veilchenstädtle“? Darüber zerbreche ich mir jedes Jahr aufs Neue den Kopf.

Es gibt diese alten Legenden. Die einen sagen, es waren die Kreuzritter, die auf dem Rückweg aus dem Heiligen Land oder Italien die Zwiebeln mitbrachten und hier pflanzten. Eine romantische Vorstellung. Die anderen spekulieren über Mönche aus einem nahegelegenen Kloster, die hier Heilpflanzen anbauen oder Safran gewinnen wollten – obwohl es sich um die falsche Krokusart handelt. Ich mag die Vorstellung, dass ein Zufall, ein verlorenes Säckchen Samen, dieses Wunder ausgelöst hat.

Egal, wie sie hierherkamen, sie haben sich prächtig entwickelt. Das Phänomen dauert oft nur wenige Tage, ein kurzes, intensives Aufleuchten des Frühlings. Ich wandere dann durch das Naturschutzgebiet, atme die kühle, klare Luft ein und staune über diese Farbenpracht. Es ist ein weithin bekanntes Ereignis, das Menschen von überall her anzieht.

Die Geschichte der wilden Krokusse ist für mich auch eine Geschichte des erfolgreichen Naturschutzes. Dass dieses einzigartige, farbenfrohe Frühlingswunder für zukünftige Generationen erhalten bleibt, erfüllt mich mit Hoffnung. Für mich symbolisieren die Krokusse von Zavelstein den Beginn des Frühlings, eine Erinnerung daran, wie unvorhersehbar und schön die Natur sein kann. Und jedes Mal, wenn ich zurück nach Stuttgart fahre, nehme ich ein Stück dieser Magie mit mir.





ENERGIEWENDE

Als Bürgermeister von Thümmlitzwalde blicke ich mit großem Stolz auf die Entwicklung unserer Region im Bereich der erneuerbaren Energien zurück. Was heute so selbstverständlich in unserer Landschaft steht, hat keine jahrhundertealte Geschichte wie unsere historischen Gebäude, sondern ist das Ergebnis vorausschauender Entscheidungen, die erst vor relativ kurzer Zeit getroffen wurden.

In den späten 1990er und frühen 2000er Jahren, als das Bewusstsein für den Klimawandel und die Notwendigkeit, uns von fossilen Brennstoffen zu lösen, in der nationalen Debatte an Fahrt gewannen, standen wir im Gemeinderat vor wichtigen Fragen. Wir erkannten, dass unsere Region mit ihren Windressourcen das Potenzial hatte, einen Beitrag zur Energiewende zu leisten und gleichzeitig die lokale Wirtschaft zu stärken.

Es war keine Entscheidung von heute auf morgen, sondern ein Prozess, der sorgfältige Planung erforderte. Wir haben uns damals bewusst dafür entschieden, Vorranggebiete für die Windkraft auszuweisen, auch wenn dies Diskussionen mit Anwohnern und Naturschützern mit sich brachte. Wir wussten, dass wir einen Wandel herbeiführen mussten, und das erforderte Mut und Überzeugungsarbeit.

Die ersten Projekte wurden in den 2000er und 2010er Jahren umgesetzt. Ich erinnere mich noch gut an die Debatten über die Höhe der Anlagen und die sichtbaren Veränderungen in unserem Landschaftsbild. Doch die Zeit gab uns recht. Die Technologie entwickelte sich rasant weiter.

SPEICHERSTADT

Ich bin Fritz, stolzer Kaffeeröster und Teil einer Familie, deren Geschichte tief in den Fundamenten Hamburgs und insbesondere der Speicherstadt verwurzelt ist. Als mein Urgroßvater Johann Joachim Darboven 1866 in einem kleinen Kontor den Grundstein für unser Unternehmen legte, handelte er mit einer Vision: gerösteter Kaffee, direkt zum Kunden. Doch die Infrastruktur, die diesen Handel zur Weltspitze führen sollte, musste erst noch geschaffen werden.

Die Entscheidung Hamburgs, der Deutschen Zollunion beizutreten, war ein politisches Erdbeben, das unsere Handelswelt für immer veränderte. Plötzlich war der Bau eines riesigen Freihafens nötig. Was dann geschah, war ein Kraftakt sondergleichen. Ganze Wohnviertel im Kehrviereck und Wandrham mussten weichen, über 20.000 Menschen wurden umgesiedelt. Auf Tausenden von Eichenpfählen, tief in den schlammigen Untergrund gerammt, entstand das, was wir heute als die Speicherstadt kennen.

Die Einweihung im Jahr 1888, bei der sogar Kaiser Wilhelm II. zugegen war, markierte den Beginn einer neuen Ära, die direkt in unsere Firmenannalen einging. Für uns Darbovens wurden diese markanten Backsteinpaläste mit ihren neugotischen Giebeln zu unseren Geschäftshäusern, zu unseren Schatzkammern.

Hier schlugen die Herzen des Kaffee-, Tee- und Gewürzhandels im Takt der hydraulischen Winden. Es war faszinierend zu sehen, wie die wertvollen Kaffeesäcke von den Lastkähnen in den Fleeten direkt in die kühlen, sicheren Lagerräume emporgezogen wurden. Das war mehr als nur Logistik; es war die Garantie für Frische und Qualität, die unser Name versprach. Mein Onkel, Albert Darboven, der das Unternehmen später über Jahrzehnte führte, hat mir oft mit leuchtenden Augen von den 1950er Jahren erzählt, als er selbst noch als junger Mann mühsam die schweren Säcke als "Schauerwehrmann" schleppte. Das zeigt, wie tief die Speicherstadt in unserer Familiengeschichte und unserer Arbeitsmoral verankert ist. Der Geruch von rohem Kaffee, der sich über die Kanäle legte, ist eine Erinnerung, die uns allen in der Familie gemein ist.

Heute hat die moderne Logistik die alten Lagerhäuser in ihrer ursprünglichen Funktion weitgehend abgelöst. Doch der Geist des hanseatischen Kaufmanns lebt fort. Die Speicherstadt hat sich gewandelt, beherbergt nun Museen wie das Miniatur Wunderland, Büros und Teppichhändler, und ihre Anerkennung als UNESCO-Weltkulturerbe 2015 hat mich tief bewegt. Sie ist und bleibt das beeindruckende, lebendige Symbol unserer Stadt, unseres Hafens und der jahrhundertealten Kaffeegegeschichte, die wir als Familie Darboven mitgestaltet haben und weiterhin mitschreiben.





EISKRISTALLE

Ich bin Katrin, Gastwirtin hier in Lenzkirch. Ich habe unzählige Winter erlebt, und jeder einzelne hat seine eigene Geschichte erzählt. Aber die stillste und zugleich märchenhafteste Geschichte ist die von den Eiskristallen. Wenn ich morgens die Fensterläden öffne, weiß ich schon am ersten Atemzug, ob es wieder so weit ist. Diese klare, trockene Kälte, die die Luft knistern lässt, und die Stille, die nur von den Geräuschen des Waldes unterbrochen wird.

Früher, da war der Raureif einfach nur ein Zeichen. Ein Zeichen dafür, dass der Winter hart und lang wird. Wir wussten, dass wir unsere Vorräte gut einlagern mussten und der Holzstapel hoch genug sein musste. Es war ein alltäglicher Teil des ländlichen Lebens hier im Schwarzwald, die bizarr geformten, glitzernden Verzierungen an den Tannen und Sträuchern. Ich erinnere mich, wie mein Großvater immer sagte: „Schau, Katrin, die Bäume tragen ihren feinsten Schmuck. Dann hält der Winter noch eine Weile.“

Heute, wo die Menschen aus den Städten zu uns kommen, sehen sie in diesem Phänomen etwas ganz anderes. Sie sehen ein Winterwunderland, eine Postkartenidylle. Ich sehe dann ihre staunenden Gesichter, wenn sie von einer Wanderung zurückkehren, die Wangen gerötet, und sie erzählen, wie alles glitzert und funkelt, besonders unten an den Seen, am Windgfällweiher und am Schluchsee, wo die feuchte Luft am kältesten ist. Für sie ist es eine besondere Attraktion, ein Höhepunkt ihrer Erholung.

Ich habe miterlebt, wie sich die Geschichte der Eiskristalle verändert hat. Mit dem Tourismus wurde aus dem alltäglichen Naturphänomen ein wertvolles Gut. Wenn die Gäste am warmen Kachelofen sitzen und sich bei einer Tasse heißem Kaffee über die Schönheit draußen austauschen, weiß ich, dass diese Eiskristalle mehr als nur gefrorener Dampf sind. Sie sind ein Teil unserer regionalen Identität geworden. Ein flüchtiges, aber zuverlässig wiederkehrendes Wunder.

Manchmal, wenn die Wirtschaft brummt und der Alltag mich einholt, trete ich hinaus in die Stille des Wintermorgens. Ich schaue auf die glitzernde Landschaft und erinnere mich an Großvaters Worte. In diesen Momenten bin ich nicht nur Gastwirtin, sondern auch ein Teil dieser stillen, kalten Wintergeschichte von Lenzkirch. Und ich spüre, dass jeder dieser einzigartigen Eiskristalle nicht nur eine Geschichte über das Wetter erzählt, sondern auch eine über die Menschen, die hier leben und die Schönheit der Natur so sehr schätzen.

HERZOGSTAND

Servus, ich bin der Alois. Seit über vierzig Jahren führe ich nun schon Wanderer und Bergliebhaber hier oben am Herzogstand herum. Und wenn ich so die Geschichten höre, die die Leute sich erzählen, dann muss ich manchmal schmunzeln. Es war hier nie die Rede von einer großen Schlacht oder so etwas Dramatischem. Nein, die Geschichte unseres Berges ist viel stiller, viel königlicher.

Der Name selbst, „Herzogstand“, verrät es ja schon. Hier oben, wo wir jetzt stehen, waren schon vor Jahrhunderten die Wittelsbacher Herzöge und Kurfürsten unterwegs. Das war ihr Revier, ihr exklusives Jagdgebiet. Sie saßen auf ihren Pferden, schauten über den glitzernden Walchensee und den stillen Kochelsee und genossen diesen einmaligen Ausblick, den heute jeder von uns haben kann. Da wurden keine Kühe geweidet, da wurde gejagt und repräsentiert.

Ich erinnere mich an die Geschichten, die mein Großvater mir als Bub erzählt hat. Besonders der Kini, unser Märchenkönig Ludwig II., der hat diesen Berg geliebt. Der war oft hier, um seiner lauten Welt zu entfliehen. 1865 hat er sich da drüben eine extra hölzerne Plattform bauen lassen, den „Fürstenstand“. Da saß er dann stundenlang, ganz allein in Stille, und hat die Natur auf sich wirken lassen. Diese Plattform ist heute verschwunden, aber der Geist von damals, diese Ruhe und Erhabenheit, die spürt man hier oben immer noch, wenn man die Augen schließt.

Der große Wandel kam in den 1920er Jahren. Da hat der Tourismus Einzug gehalten. 1927 wurde die Herzogstandbahn eröffnet. Das war ein Segen für uns Einheimische und für die Besucher. Plötzlich war der Gipfel nicht mehr nur etwas für die ganz Trainierten oder den Adel, sondern für jeden erreichbar. Die Leute kamen in Scharen, um die Aussicht zu genießen, die einst den Königen vorbehalten war. Sogar im Krieg wurde unser Berg wichtig, als strategischer Punkt wegen der Kraftwerke unten am Walchensee.

Aber danach kehrte die Ruhe zurück, und der Berg wurde zu dem, was er heute ist: ein Naturparadies für Wanderer, für Wagemutige mit ihren Gleitschirmen und im Winter für die Skifahrer.

Für mich als Wanderführer ist der Herzogstand das beste Beispiel für Wandel. Von einem exklusiven Fleckchen Erde für den Adel hin zu einem Ort für jedermann. Und wissen Sie was? Der Ausblick, der ist heute noch genauso atemberaubend wie damals für die Herzöge. Das ist die wahre Geschichte dieses Berges – dass die Schönheit der Natur am Ende allen gehört.





BAUMWIPFELPFAD

Ich bin Hermann. Pfarrer hier in Enzklosterle und Bad Wildbad, im Südwesten von Deutschland. Ein Mann der Kirche, ja, aber auch ein leidenschaftlicher Wanderer. Die Geschichte des Baumwipfelpfad-Turms, den Sie heute besuchen, ist auch ein kleines Stück weit meine Geschichte.

Die Stadt bereitete sich damals auf die Landesgartenschau 2017 vor. Große Pläne gab es, viel Diskussion. Die Idee eines Pfades in den Wipfeln war geboren. Ein Turm sollte es sein, barrierefrei, mit Blick ins Albtal. Das sorgte für Wirbel in den Ausschüssen und bei den Bürgern – zu groß, zu modern, zu teuer, hieß es.

Ich habe das alles mit großem Interesse verfolgt. Für mich war das nie nur eine Touristenattraktion. Ich sah darin eine Chance, den Menschen die Schöpfung Gottes auf eine neue Art nahezubringen, auch denen, die nicht mehr gut zu Fuß sind oder im Rollstuhl sitzen. Das ist doch Nächstenliebe, die man anfassen kann!

In einer dieser hitzigen Planungsrunden, als es um die genaue Positionierung ging und die Kritiker laut wurden, habe ich mich gemeldet. Mit ruhiger Stimme habe ich gesagt: „Meine Damen und Herren, wir ermöglichen hier etwas Großartiges. Wir bauen keine Konkurrenz zur Kirche im Tal. Wir bauen einen Ort der Einkehr und der Weitsicht, hoch oben in Gottes freier Luft.“

Meine Worte hatten Gewicht. Die Wogen glätteten sich. Der Entwurf wurde umgesetzt, der Turm steht genau dort, wo er heute steht. Zur Eröffnung der Gartenschau war er fertig und wurde sofort ein Erfolg, der auch nach der Schau blieb. Ich selbst war einer der ersten oben. Als ich die 40 Meter hohe Plattform erreichte und über das Blättermeer des Schwarzwaldes blickte, habe ich tief durchgeatmet.

Später habe ich sogar „Andachten über den Wipfeln“ organisiert. Ich sage den Leuten immer: Genießt nicht nur die Aussicht, sondern seid dankbar für diese natürliche Schönheit. So ist der Baumwipfel-Turm in Bad Wildbad für mich nicht nur Tourismusentwicklung, sondern ein Ort, der die spirituelle Dimension der Natur aufzeigt. Eine kleine, aber bedeutsame Rolle für mich, den Pfarrer Hermann, der die Kirche in den Wald gebracht hat.

KÜRBISPYRAMIDE

Als ich, Volker Lang, 1997, frisch im Amt als Direktor des Blühenden Barock, diesen Schweizer Bauernhof besuchte, durchfuhr mich eine Eingebung. Ich sah keine gewöhnlichen Felder, ich sah Potenzial, ich sah Magie. Die leuchtenden Kürbisse in all ihren 450 Sorten – das musste ich nach Ludwigsburg holen.

Zurück in der Heimat, teilte ich meine Vision von einer Kürbisausstellung. Die Reaktion war gedämpft. Man sah mich an, als wäre ich verrückt geworden. „Kürbisse? Im Barockgarten? Wer will das sehen?“ Ich ließ mich nicht beirren. Die Idee war zu gut, zu farbenfroh, um im Keim erstickt zu werden.

Das Jahr 2000 war unser Startschuss. Das Motto: „Kürbispyramiden“. Wir wollten es simpel halten, aber wir wollten ein Zeichen setzen. Wir bauten die Pyramiden, riesige, leuchtende Türme aus orangefarbenem und grünem Gold. Es war ein Wagnis, doch der Erfolg war sofort da. Die Leute liebten es! Die Pyramide wurde im Nu zum ikonischen Fotomotiv und zum Symbol unseres Mutes.

Dieser anfängliche Erfolg gab uns Wind in die Segel. Aus dem kleinen Experiment wurde eine jährliche Tradition. Doch ich wusste, wir konnten mehr. Eine Pyramide war gut, aber Skulpturen? Das war die Zukunft. Wir begannen, Themen zu entwickeln – „Kürbis-Tierwelt“, später „Girl Power in Kürbis-Gewand“ – und jedes Jahr wurden die Kunstwerke aus den Hunderttausenden von Kürbissen größer, komplexer und fantasievoller. Die Pyramide blieb das Herzstück, das Fundament, aber die Ausstellung wuchs über sich hinaus.

Es war nicht immer einfach. Die Logistik, das Wetter, die Haltbarkeit der Kürbisse – jedes Jahr eine neue Herausforderung. Wir hatten mit Stürmen zu kämpfen, mit Rekordhitze, die die Kürbisse schneller reifen ließ, und dann kam Corona, das uns zu Änderungen zwang, wie der Absage der beliebten Kürbisregatta oder der Wiegemeisterschaften mit Publikum. Aber wir hielten durch. Die Resonanz der Besucher trieb uns an. Wir sahen, wie die Menschen staunten, lachten und ihre Herbsttradition bei uns fanden.

Die Kürbisausstellung hat sich von einer Idee auf einem Schweizer Bauernhof zur weltgrößten Veranstaltung ihrer Art entwickelt und lockt heute rund 300 000 Besucher jährlich an. Für mich war es eine Reise, die über zwei Jahrzehnte dauerte. Bis zu meinem Abschied 2022 habe ich miterlebt, wie eine einfache Idee die Stadt Ludwigsburg im Herbst in ein Meer von Farben taucht und den Menschen Optimismus schenkt. Und jedes Mal, wenn ich die majestätische Pyramide sehe, denke ich an den Anfang zurück und daran, wie wichtig es ist, an seine Visionen zu glauben, egal wie skeptisch die Welt auch sein mag.





THE SHRINE OF THE BOOK

Ich heiße Halef. Mein Onkel und ich zogen unsere Ziegen entlang der zerklüfteten Felsen nahe dem salzigen, stillen Toten Meer. Es war ein heißer Tag, wie so viele andere. Ich war jung und neugierig. Eine meiner Ziegen war weggelaufen, und ich folgte ihren Spuren zu einer kleinen, dunklen Öffnung in der Felswand – einer Höhle.

Ich warf einen Stein hinein, um zu sehen, ob das Tier dort war. Der Stein traf etwas Zerbrechliches. Es gab ein Klirren, als ob Ton zerbrochen wäre. Mein Herz klopfte schneller. Schatzsuchergeschichten waren unser tägliches Brot. Ich kroch hinein. Der Geruch von trockenem Staub und uralter Zeit hing in der Luft. Da, in der Dunkelheit, fand ich sie: hohe, schlanke Tonkrüge mit Deckeln.

Einer war durch meinen Steinwurf zerbrochen. Im Inneren waren keine Schtze aus Gold, keine Juwelen, die in der Sonne glänzten. Es waren alte, lederne Rollen, eingewickelt in Leinen. Die Schrift darauf war fremd, uralte. Wir brachten die Rollen zu Händlern, nicht wissend, welchen unermesslichen Wert sie hatten. Die Welt geriet in Aufruhr. Es hieß, dies seien die ältesten Worte Gottes, die je gefunden worden seien, Texte, die Jahrhunderte vor unserer Zeit geschrieben worden waren.

Ich erinnere mich an die Zeit, als die ersten sieben Rollen schließlich gesichert wurden. Die Gelehrten sprachen über einen besonderen Ort, den sie für diese Funde bauen wollten. Ich hätte nie geglaubt, dass aus meiner kleinen Entdeckung ein solch großes Bauwerk werden würde. Jahre später hörte ich von dem Gebäude, das in Jerusalem errichtet wurde. Es hieß der „Schrein des Buches“.

Die Beschreibungen waren magisch. Die Architekten hatten sich von dem, was ich in der Höhle sah, inspirieren lassen. Sie bauten eine riesige, weiße Kuppel, die wie der Deckel eines der Tonkrüge geformt war, die ich damals fand. Sie steht neben einer Wand aus schwarzem Basalt, als Sinnbild für das Licht und die Dunkelheit, über die in den Rollen selbst geschrieben steht. Das Innere, so erzählte man mir, sei kühl und dunkel, wie die Höhle bei Qumran, in der ich stand. Dort, im Zentrum, liegt die Jesaja-Rolle, die ich als Junge in Händen hielt. Sie wird sorgsam behütet, nur ab und zu gezeigt, um sie vor der Sonne und der Zeit zu schtzen.

Ich, Halef, ein einfacher Beduinenjunge, bin stolz darauf, dass meine Neugierde zu einem Ort führte, der heute ein internationales Wahrzeichen ist – ein Hüter der Geschichte, geboren aus Ton, Leder und einem verirrtten Zicklein am Rand des Toten Meeres.

SPITI-TAL

Ich bin Norbu, ein alter Mann aus Jilang. Meine Haut ist gegerbt vom Wind Spitits, und meine Augen haben mehr Schnee gesehen, als die meisten Menschen in ihrem Leben ertragen könnten. Unsere Geschichte ist nicht in Büchern geschrieben, sie ist in den Steinen unserer Häuser, im Klang unseres tibetischen Dialekts und in den Gebeten, die wir täglich murmeln, eingraviert.

Jilang ist klein, kaum mehr als eine Handvoll Häuser, die sich an diesen trockenen, weiten Hang schmiegen. Wir sind ein Teil von Spiti, dem Land zwischen Himmel und Erde. Wir sagen, wir sind tibetisch, und das stimmt auch. Vor langer Zeit, als meine Urgroßväter lebten, waren wir Teil des großen tibetischen Reiches. Der Buddhismus, den wir praktizieren, ist tief in uns verwurzelt. Das Kloster dort drüben ist älter als die meisten Königreiche im Tal.

Die Herrscher wechselten. Mal war es Guge, mal Ladakh, mal Kullu. Für uns hier oben in Jilang war das oft nicht mehr als ein fernes Gerücht. Die Pässe waren monatelang blockiert, der Winter war unser ständiger Herrscher. Die "Nonos", unsere Gouverneure, regelten die Dinge vor Ort. Wir waren isoliert, auf uns allein gestellt. Wir mussten selbstversorgend sein, das wenige Getreide auf unseren Terrassen anbauen und unsere Yaks und Ziegen hüten.

Ich erinnere mich an die Zeit vor den Straßen. Mein Vater erzählte von den Karawanen, die im Sommer kamen, aber der Rest des Jahres war absolute Stille. Die Welt da draußen schien so weit weg wie der Mond. Diese Isolation hat uns stark gemacht. Sie hat uns unsere Kultur bewahren lassen, die man heute in den Städten Tibets kaum noch findet. Wir sind ein Fenster in die Vergangenheit.

Dann, in den Fünfziger- und Sechzigerjahren, änderte sich alles. Die Welt außerhalb wurde unruhiger. Tibet wurde eingenommen, die Inder sahen uns als Grenzland. Plötzlich kamen Männer mit schweren Maschinen. Sie schlugen Wege in die Felsen, Straßen, die das Tal mit dem Rest Indiens verbanden. Es war das Ende der totalen Stille. Lastwagen kamen, Touristen, neue Ideen.

Heute kommen Besucher, die unsere Kürbis-Anbauten bestaunen (ja, wir haben uns angepasst!) und unsere alten Traditionen fotografieren. Die Geschichte von Jilang ist die Geschichte der Widerstandsfähigkeit. Wir leben immer noch in Harmonie mit der rauen Natur. Der Wind pfeift immer noch durchs Tal, und der Schnee zwingt uns immer noch zur Demut. Wir haben unsere Lebensweise bewahrt, trotz der Straßen und der modernen Welt. Und solange wir unsere Geschichten mündlich weitergeben und unsere Gebete sprechen, wird Jilang bestehen bleiben, ein kleines, widerstandsfähiges Dorf im Herzen des Himalaya.





MADRASA BEN YOUSSEF

Ich bin Neyla. Die Luft in Marrakesch ist dick von Gewürzen und Geheimnissen. Meine Welt ist eine aus Seide, Parfüm und dem sanften Flüstern, das durch die Paläste des Sultans Abdallah al-Ghalib weht. Ich war seine Geliebte, eine seiner vielen, aber ich war klug, und er hörte manchmal auf meine Worte. Die Stadt war sein Stolz, und er wollte, dass sie ewig in Erinnerung bleibt.

Ich erinnere mich an das Jahr 1565. Der Sultan war besessen von dem Projekt, das alte, ehrwürdige Gebäude der Meriniden-Dynastie zu erneuern. Nicht nur erneuern, sondern es zu einem Meisterwerk machen, dem größten im ganzen Maghreb. Er sprach oft von Wissen, vom Koran, von den Studenten, die aus Andalusien und dem ganzen Land kommen würden.

Eines Abends, während er Pläne studierte, die mit Tinte und Sorgfalt gezeichnet waren, legte ich meine Hand auf seinen Arm. „Mein Sultan“, hauchte ich, „ein Ort des Wissens muss strahlen, nicht nur gelehrt sein.“ Er lächelte, fasziniert von meiner Kühnheit. „Was meinst du, Neyla?“

„Die Inschrift über dem Tor“, sagte ich, „sie soll von Hoffnung sprechen. „Mögen die höchsten Hoffnungen derer, die meine Tür betreten, übertroffen werden.“ Aber der Innenhof, er braucht Leben. Die Studenten verbringen ihre Tage dort, sie müssen sich inspiriert fühlen.“

Abdallah al-Ghalib, dieser mächtige Mann, dessen Wort Gesetz war, dachte nach. „Du meinst die Verzierungen?“ „Zellij-Mosaik“, schlug ich vor, „Muster, die so kompliziert sind, dass der Geist Ruhe findet. Zedernholz, geschnitzt wie die Gärten von Granada. Stuck, der die Geschichte der Blumen und der Wissenschaft erzählt. Ein großes Wasserbecken, um die Seele zu erfrischen.“

Er tat es. Er ließ die Architekten zurück an die Arbeit schicken. Die Madrasa Ben Youssef wurde zu einem Wunderwerk der andalusisch-arabischen Architektur. Mit 130 Zimmern für über 900 Studenten, die dort Philosophie, Medizin, Chemie und Religion lernten. Ich schlich mich manchmal verkleidet dorthin, um den Fortschritt zu sehen. Die weiße Kuppel, die kunstvollen Details – es war berauschend. Die Schule wurde ein Zentrum des Wissens, ein Ort, der so schön war, dass er die Zeit überdauern würde.

Heute ist die Schule geschlossen, die Studenten sind längst gegangen. Ich bin nur noch ein Echo der Geschichte. Aber wenn die Touristen, die heute kommen, durch den prächtigen Innenhof wandeln und die Details bestaunen, weiß ich, dass ich einen kleinen Teil dazu beigetragen habe. Die Madrasa ist heute ein Denkmal, ein stiller Zeuge der Zeit, in der mein Sultan und ich lebten, und ein Ort, an dem die Schönheit der Kunst und die Macht des Wissens ewig verflochten sind.

CONISTON WATER

Ich bin der Buchautor Arthur und nehme das Manuskript Coniston Water zur Hand. Die Tinte darauf ist tief und vielschichtig. Es ist nicht einfach nur Wasser im Lake District; es ist eine Chronik der Menschheit, die ich zu entziffern versuche.

Meine Geschichte beginnt mit einem fast unhörbaren Flüstern aus prähistorischer Zeit, den allerersten Siedlern, die sich an diesen Ufern niederließen. Ich spüre ihre ursprüngliche Verbindung zur Natur. Im Mittelalter blättere ich weiter zu den Seiten, die von der mächtigen Furness Abbey geprägt sind – Mönche, die das Land urbar machten und dem Tal eine Struktur gaben, die bis heute nachhallt.

Dann kommt die raue, industrielle Ära. Ich stelle mir den Dunst der Dampfschiffe vor, die unter dem Gewicht von Schiefer aus Coniston und Kupfererz vom Old Man of Coniston schnauften, während sie über den See glitten. Die „Gondola“, deren Nachbildung heute wieder sanft die Wellen durchschneidet, war das pulsierende Herz dieser Zeit des Wandels.

Doch die wahre Magie begann für mich im 19. Jahrhundert, als der See zum Magneten für sensible Seelen wurde. Ich sah John Ruskin, den viktorianischen Denker, in sein Brantwood am Ostufer ziehen. Sein Geist durchdringt noch heute die Luft, und ich spüre seine Präsenz in der St. Andrew's Church, wo er begraben liegt. Und da war Beatrix Potter, die hier ihren „Lake in the Hills“ fand und mir bewies, wie tief die Inspiration aus diesem Ort schöpft, wie die Landschaft selbst zu einer Figur in ihren Geschichten wird.

Die dunkelste, dramatischste Passage, die mir als Autor in den Sinn kommt, ist die Ära der Geschwindigkeitsrekorde. Ich habe oft über die Kühnheit der Campbells nachgedacht, Vater Malcolm und Sohn Donald. Der See war ihre Rennstrecke, ihr Schicksalsort. Donalds tragisches Ende 1967, der verzweifelte Versuch, die 300 Meilen (ca. 483 km) pro Stunde zu durchbrechen, die Explosion, das plötzliche, schreckliche Schweigen – das ist ein Kapitel voller Pathos, ein moderner Mythos über menschlichen Ehrgeiz. Das Wrack der „Bluebird K7“ und seine späte Bergung 2001 sind der traurige, notwendige Epilog dieser Geschichte, der dem See seine Toten zurückgab.

Heute, wenn ich die Segler und Kanufahrer beobachte, sehe ich, dass die Geschichte weitergeschrieben wird, von jedem, der die Ruhe und Schönheit dieses Ortes genießt und dabei unbewusst über die Spuren all jener wandelt, die vor ihnen hier waren. Der See ist ein ständiges Werk, das mich als Autor immer wieder fasziniert und mich lehrt, dass jeder Ort eine unendliche Geschichte in sich trägt, man muss sie nur lesen wollen.





MONTE SCHERBELINO

Ich bin Stefan, Goldschmied in Pforzheim. Meine Hände, die sonst filigrane Fassungen für Diamanten formen, haben in der Nachkriegszeit etwas ganz anderes angefasst: die Trümmer unserer Stadt. Der Monte Scherbelino ist für mich kein abstraktes Denkmal; er ist ein stiller Zeuge, dessen Geschichte ich in meinen Fingern spüre.

Am 23. Februar 1945 zersprang nicht nur meine Werkstatt, sondern auch das Herz unserer Stadt in tausend Stücke. Der alliierte Bombenangriff hinterließ über 17.000 Tote und eine Landschaft des Grauens. In der Zeit danach, als wir mit dem Wiederaufbau begannen, war das Chaos unvorstellbar. Wohin mit dem ganzen Schutt?

Die Antwort war der „Monte Scherbelino“. Ich erinnere mich an die Tage, an denen wir Karre um Karre mit zerbrochenen Ziegeln, verbogenem Stahl und den traurigen Überresten von Häusern – „Scherbeln“ nannten wir sie auf Schwäbisch – an den Rand der Stadt fuhren und aufschichteten. Der Berg wuchs und wuchs, ein trauriges, aber notwendiges Symbol für das, was wir verloren hatten. Jedes Stück Schutt trug eine Geschichte von Zerstörung in sich.

Ich kann mich noch genau an den Geruch von verbranntem Holz und Staub erinnern, der uns monatelang begleitete, als wir halfen, unsere Stadt wiederaufzubauen. Manchmal, wenn ich heute am Berg stehe, meine ich, einen Hauch dieses Geruchs wieder wahrzunehmen, besonders nach einem warmen Sommerregen.

Mit den Jahren, als die Aufräumarbeiten endeten, begannen wir, den Berg mit Erde zu bedecken. Das Denkmal der Zerstörung wurde zu einem grünen Hügel. Ich habe oft dort gestanden und auf die langsam wiedererwachende Stadt geblickt. Es war ein bittersüßes Gefühl: Trauer um das Vergangene und Hoffnung auf die Zukunft.

Heute, wenn ich vom Wallberg, wie er jetzt offiziell heißt, auf Pforzheim schaue, sehe ich einen starken Kontrast zu den Trümmern von einst. Der Monte Scherbelino ist nun ein Aussichtspunkt, ein Ort der Ruhe und des Panoramablicks. Für mich als Goldschmied, der Schönheit aus rohem Material schafft, ist dieser Berg die ultimative Transformation – von Schutt und Zerstörung zu neuem Leben und Hoffnung. Er trägt die Narben unserer Vergangenheit, aber er symbolisiert auch unsere Widerstandskraft und unseren Willen zum Wiederaufbau. Ein stilles, aber eindrucksvolles Denkmal, das uns immer daran erinnert, wie zerbrechlich das Leben und wie stark der menschliche Geist sein kann.

WULAR-SEE

Ich bin Kanja, ein Fischer vom Wular-See. Mein Leben und das meiner Vorfahren sind untrennbar mit diesem riesigen Gewässer im Herzen des Kaschmir-Tals verbunden. Für uns war er immer mehr als nur Indiens größter Süßwassersee; er war unsere Lebensader, unsere Mutter. Seit meiner Kindheit kenne ich jede Bucht, jede Strömung.

Der See war immer großzügig, versorgte Tausende von Familien wie meine mit Fisch und diente als wichtiger Handelsweg. Ich erinnere mich an die Geschichten meines Großvaters über die Blütezeit, als selbst der Herrscher Zain-ul-Abidin im 15. Jahrhundert eine Insel, Zaina Lank, errichten ließ. Ihre Ruinen, die heute noch aus dem Wasser ragen, sind für mich ein stilles Zeugnis dieser reichen Vergangenheit. Mein Großvater erzählte auch von den stürmischen Wellen, die dem See den Namen „Ullola“ gaben, ein Name aus einer alten Zeit, die wir nur noch in Liedern kennen.

Doch in den letzten Jahrzehnten hat sich das Bild gewandelt, und nicht zum Guten. Ich sehe, wie der See krankt. Die Menschen haben angefangen, ihm seinen Raum zu nehmen. Ufergebiete wurden trockengelegt, um daraus Ackerland zu machen. Abwässer fließen hinein. Ich fische oft in Gegenden, wo das Wasser trüb und das Leben weniger wird.

Ich erinnere mich, dass in den 1950er Jahren Weidenplantagen am Ufer angelegt wurden, was den See bereits stark schrumpfen ließ. Seitdem ist es nur noch schlimmer geworden. Der See ist dramatisch geschrumpft. Die Fischbestände gehen zurück, und es bricht mir das Herz, wenn ich sehe, wie viel weniger Vögel im Winter kommen, um in unseren Feuchtgebieten zu rasten. Wir spüren die Veränderungen jeden Tag. Die Arbeit wird härter, der Fang geringer. Viele Fischerfamilien haben es aufgegeben und sind in die Stadt gezogen.

Doch der See ist meine Heimat. Mein Vater hat mir gezeigt, wie man die Netze flickt und die Strömungen liest, und ich habe meinen Kindern dasselbe beigebracht. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf. Seit die internationale Ramsar-Konvention den See als schützenswert anerkannte, hat sich etwas getan. Es gibt jetzt Renaturierungsprojekte, einen Kampf um unser einzigartiges Ökosystem. Ich nehme an Versammlungen teil, spreche mit den Naturschützern.

Ich möchte, dass meine Kinder den See so erleben können, wie ich ihn als Kind erlebt habe: Klar, lebendig und voller Leben. Die Geschichte des Wular-Sees ist jetzt auch meine persönliche Geschichte des Kampfes, ihn für die Zukunft zu bewahren. Und ich habe gelernt, dass wir, die Fischer vom Wular, nicht nur am See leben, sondern auch für ihn.



Ich bin Tarek, Mitarbeiter hier im Bait al-Qur'an, dem Haus des Korans in Manama. Wenn ich meine Runden drehe, spüre ich, dass dieser Ort weit mehr ist als nur ein Museum. Er ist eine lebendige Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart, das Vermächtnis einer Vision, die Dr. Abdul Latif Jassim Kanoo 1990 mit Leben füllte. Seine Idee war es, einen Zufluchtsort für die islamische Geschichte zu schaffen, die wir hier für die Welt bewahren.

Meine Arbeit als Hüter dieser Sammlung ist eine tägliche Demutsübung. Die über 10 000 seltenen Manuskripte und Artefakte sind für mich wie individuelle Seelen, die Geschichten aus verschiedenen Jahrhunderten und geografischen Regionen tragen. Ich berühre sie nur mit äußerster Vorsicht, doch ich spüre ihre immense Geschichte. Da sind die Pergamente aus dem 7. Jahrhundert, deren Tinte die Zeit überdauert hat – es ist, als würde man direkt in die Wiege des Islam blicken. Jedes Blatt Papier, jeder kunstvoll gestaltete Einband erzählt von den Händen, die ihn einst formten, von den Augen, die die Zeilen lasen.

Besonders faszinieren mich die extremen Gegensätze in unserer Sammlung. Die winzigen Miniaturen, manche so klein, dass sie auf ein Reiskorn oder eine Erbse geschrieben wurden – ein Wunder der Feinmechanik und der menschlichen Ausdauer. Und dann die Kuriositäten wie der gedruckte Koran aus Deutschland von 1694; er erinnert mich daran, wie weit die Botschaft und die Faszination dieses Buches reichen und wie sie kulturelle Grenzen überwinden.

Das Gebäude selbst ist für mich ein Meisterwerk, das Architektur und Glauben verbindet. Die kunstvolle Kufi-Kalligrafie, die sich durch die Gänge schlängelt, ist wie ein endloses Gedicht. Unter der großen Glaskuppel, die den Himmel einfängt, pulsiert das Herz des Komplexes: unsere Bibliothek mit über 50 000 Büchern, die Moschee, in der der Ruf zum Gebet erklingt, und die Schule, in der Kinder die Verse des Korans auswendig lernen. Der Duft von altem Papier und frischem Weihrauch liegt hier ständig in der Luft.

Die Geschichte des Korans in Manama ist für mich die Geschichte von Hingabe, Bildung und dem Wunsch, Wissen zu teilen. Wenn ich die Besucher durch die Ausstellung führe, spüre ich, wie die Ehrfurcht vor diesen Werken auf sie überspringt. Es ist ein Privileg, Teil dieser modernen Geschichte der Bewahrung zu sein und zu wissen, dass dieser Ort das reiche Erbe des Islam für kommende Generationen zugänglich macht. Es ist ein Ort, der lehrt, dass wahre Schätze nicht nur aus Gold und Edelsteinen bestehen, sondern aus Wissen und Glauben, bewahrt auf Papier und Pergament.

لَهُدْعَةُ الْكَافِرِينَ الَّذِينَ يَدْعُونَ مِنْ دُونِهِ لَا يُسْتَجِيبُ لَهُمْ دُعَاؤُهُمْ إِلَّا كَيْسَ لِيُؤْخَذَ بِهِ الَّذِينَ لَا يَرْجِعُونَ إِلَى اللَّهِ وَمَا لَهُمْ بَلَاغَةٌ وَمَا لَهُمْ مِنْ دُونِهِ إِلَّا فِي ضَلَالٍ مُبِينٍ ١٩ وَلِلَّهِ يَسْجُدُ مَنْ فِي السَّمَوَاتِ وَالْأَرْضِ طُغْيَا وَكُفْرًا وَظَلَمَهُمُ بِالْغَدْرِ وَالْأَصْحَالِ ٢٠ قُلْ مَنْ رَبُّ السَّمَوَاتِ وَالْأَرْضِ قُلْ اللَّهُ قُلْ أَفَاتُخَذْتُمْ مِنْ دُونِهِ أَوْلِيَاءَ لَا يَمْلِكُونَ لِأَنْفُسِهِمْ نَفْعًا وَلَا ضَرًّا قُلْ هَلْ يَسْتَوِي الْأَعْمَىٰ وَالْبَصِيرُ أَمْ هَلْ تَسْتَوِي الظُّلُمَاتُ وَالنُّورُ أَمْ جَعَلُوا لِلَّهِ شُرَكَاءَ خَلَقُوا كَخَلْقِهِ فَتَشَبَّهُوا الْخَلْقَ عَلَيْهِمْ قُلِ اللَّهُ خَالِقُ كُلِّ شَيْءٍ وَهُوَ الْوَاحِدُ الْقَهَّارُ ٢١ أَنْزَلَ مِنَ السَّمَاءِ مَاءً فَسَالَتْ أَوْدِيَةٌ بِقَدَرِهَا فَاحْتَمَلَ السَّيْلُ زَبَدًا رَابِيًا وَمِمَّا يُوقِدُونَ عَلَيْهِ فِي النَّارِ ابْتِغَاءَ حُلْيَةٍ أَوْ مَتَاعٍ زَبَدٌ مِثْلَهُ كَذَلِكَ يَضْرِبُ اللَّهُ الْحَقَّ وَالْبَاطِلَ فَأَمَّا الزَّبَدُ فَيَذْهَبُ جُفَاءً وَأَمَّا مَا يَنْفَعُ النَّاسَ فَيَمْكُثُ فِي الْأَرْضِ كَذَلِكَ يَضْرِبُ اللَّهُ الْأَمْثَالَ ٢٢ لِلَّذِينَ آمَنُوا أَجْرٌ عَظِيمٌ ٢٣ وَالَّذِينَ آمَنُوا وَاتَّبَعَتْهُمْ ذُرِّيَّتُهُمْ بِإِيمَانٍ أُولَئِكَ بِأَعْيُنِنَا وَإِلَى اللَّهِ تُجِيبُ الْأُمُورُ ٢٤ وَالَّذِينَ آمَنُوا وَاتَّبَعَتْهُمْ ذُرِّيَّتُهُمْ بِإِيمَانٍ أُولَئِكَ بِأَعْيُنِنَا وَإِلَى اللَّهِ تُجِيبُ الْأُمُورُ ٢٥ وَالَّذِينَ آمَنُوا وَاتَّبَعَتْهُمْ ذُرِّيَّتُهُمْ بِإِيمَانٍ أُولَئِكَ بِأَعْيُنِنَا وَإِلَى اللَّهِ تُجِيبُ الْأُمُورُ ٢٦ وَالَّذِينَ آمَنُوا وَاتَّبَعَتْهُمْ ذُرِّيَّتُهُمْ بِإِيمَانٍ أُولَئِكَ بِأَعْيُنِنَا وَإِلَى اللَّهِ تُجِيبُ الْأُمُورُ ٢٧ وَالَّذِينَ آمَنُوا وَاتَّبَعَتْهُمْ ذُرِّيَّتُهُمْ بِإِيمَانٍ أُولَئِكَ بِأَعْيُنِنَا وَإِلَى اللَّهِ تُجِيبُ الْأُمُورُ ٢٨

أُولَئِكَ الْأَنْبِيَاءُ ٢٩ وَالَّذِينَ آمَنُوا وَاتَّبَعَتْهُمْ ذُرِّيَّتُهُمْ بِإِيمَانٍ أُولَئِكَ بِأَعْيُنِنَا وَإِلَى اللَّهِ تُجِيبُ الْأُمُورُ ٣٠ وَالَّذِينَ آمَنُوا وَاتَّبَعَتْهُمْ ذُرِّيَّتُهُمْ بِإِيمَانٍ أُولَئِكَ بِأَعْيُنِنَا وَإِلَى اللَّهِ تُجِيبُ الْأُمُورُ ٣١ وَالَّذِينَ آمَنُوا وَاتَّبَعَتْهُمْ ذُرِّيَّتُهُمْ بِإِيمَانٍ أُولَئِكَ بِأَعْيُنِنَا وَإِلَى اللَّهِ تُجِيبُ الْأُمُورُ ٣٢ وَالَّذِينَ آمَنُوا وَاتَّبَعَتْهُمْ ذُرِّيَّتُهُمْ بِإِيمَانٍ أُولَئِكَ بِأَعْيُنِنَا وَإِلَى اللَّهِ تُجِيبُ الْأُمُورُ ٣٣ وَالَّذِينَ آمَنُوا وَاتَّبَعَتْهُمْ ذُرِّيَّتُهُمْ بِإِيمَانٍ أُولَئِكَ بِأَعْيُنِنَا وَإِلَى اللَّهِ تُجِيبُ الْأُمُورُ ٣٤ وَالَّذِينَ آمَنُوا وَاتَّبَعَتْهُمْ ذُرِّيَّتُهُمْ بِإِيمَانٍ أُولَئِكَ بِأَعْيُنِنَا وَإِلَى اللَّهِ تُجِيبُ الْأُمُورُ ٣٥ وَالَّذِينَ آمَنُوا وَاتَّبَعَتْهُمْ ذُرِّيَّتُهُمْ بِإِيمَانٍ أُولَئِكَ بِأَعْيُنِنَا وَإِلَى اللَّهِ تُجِيبُ الْأُمُورُ ٣٦ وَالَّذِينَ آمَنُوا وَاتَّبَعَتْهُمْ ذُرِّيَّتُهُمْ بِإِيمَانٍ أُولَئِكَ بِأَعْيُنِنَا وَإِلَى اللَّهِ تُجِيبُ الْأُمُورُ ٣٧ وَالَّذِينَ آمَنُوا وَاتَّبَعَتْهُمْ ذُرِّيَّتُهُمْ بِإِيمَانٍ أُولَئِكَ بِأَعْيُنِنَا وَإِلَى اللَّهِ تُجِيبُ الْأُمُورُ ٣٨

MANAMA

Ich bin Marita, 1st Cabin Stewardess auf der AIDA. Seitdem AIDA Manama in unser Winterprogramm aufgenommen hat, ist diese Stadt für mich zu einem faszinierenden Kapitel im Logbuch unserer Reisen geworden. Wenn die AIDAdiva den großzügigen Khalifa Bin Salman Port anläuft, der etwas außerhalb der Stadt liegt, weiß ich, dass meine Gäste gleich in eine Welt eintauchen werden, die so ganz anders ist als das Mittelmeer oder die Karibik.

„Ort der Träume“ bedeutet Manama übersetzt, und dieser Name passt perfekt zu dieser faszinierenden Mischung aus alter Geschichte und hypermoderner arabischer Kultur. Für mich beginnt die wahre Reise, sobald wir von Bord gehen. Die Skyline, die sich uns bietet, ist ein Meisterwerk der modernen Architektur – ich denke sofort an das innovative Bahrain World Trade Centre mit seinen Windturbinen, dessen mutiges Design sich im ruhigen Wasser des Persischen Golfs spiegelt. Es zeigt mir, wie Bahrain keine Angst vor der Zukunft hat.

Doch mein Herz schlägt für die alten Geschichten. Ich schicke meine Gäste immer zum Manama Souk, der durch das historische Tor Bab el-Bahrain zugänglich ist. Dort, in den verwinkelten Gassen, atme ich den Duft exotischer Gewürze und Parfüms ein, bewundere die farbenfrohen Textilien und liebe das geschäftige Treiben. Hier spürt man die Geschichte Manamas als wichtigen Handelshafen, die bis in die Zeit der alten Dilmun-Zivilisation zurückreicht.

Ich empfehle meinen Gästen auch immer, tiefer in die Kultur einzutauchen. Das Bahrain National Museum ist ein absolutes Muss, es bietet einen tiefen Einblick in die jahrtausendealte Geschichte des Landes. Und die Al-Fateh-Moschee, eine der größten der Welt, ist durch ihre prachtvolle islamische Architektur einfach atemberaubend und für jeden zugänglich.

Mein persönlicher Höhepunkt ist Qal'at al-Bahrain, die Festung von Bahrain, ein UNESCO-Weltkulturerbe. Wenn ich dort stehe und die Ruinen betrachte, die Geschichten verschiedener Zivilisationen inhalieren, und dann den atemberaubenden Sonnenuntergang über dem Arabischen Golf sehe, weiß ich, warum ich diesen Job liebe. Manama schafft es, sein reiches Erbe zu bewahren und gleichzeitig mutig die Moderne anzunehmen – es ist ein Ort, der mich jedes Mal aufs Neue fasziniert.





REIS BAUERN

Ich bin Mahesh, ein Reisbauer aus Attivatti, Goa, und für mich ist das Land, das ich bearbeite, nicht nur Erde. Es ist ein tief verwurzelter Teil meiner Identität. Seit Generationen bewirtschaften wir diese üppig grünen Felder mit Methoden, die auf jahrhundertealtem Wissen basieren – ein Vermächtnis, das mir meine Vorfahren anvertraut haben.

Unsere Geschichte hier in Goa ist untrennbar mit dem Monsun verbunden und mit einem einzigartigen, traditionellen System, das wir die „Communidade“ nennen. In diesem System wird das Land gemeinschaftlich bewirtschaftet; es ist das Band, das uns alle in Attivatti verbindet. Wenn die Arbeit ruft, stehen wir zusammen – Nachbarn helfen Nachbarn, Freunde helfen Freunden, wie es unsere Väter und Großväter immer getan haben.

Mein größter Stolz gilt jedoch unseren „Khazan“-Flächen, einer Innovation, die vor über 3.500 Jahren entwickelt wurde. Stell dir vor: Wir haben Sumpf- und Mangrovegebiete zurückgewonnen und Deiche und Schleusen gebaut, um das Salzwasser aus dem Meer zu regulieren. Das ist wahre Ingenieurskunst! Dieses System ermöglicht es uns, speziellen salztoleranten Reis wie die Sorte „Korgut“ anzubauen, oft in Wechselkultur mit der Garnelenzucht. Ich erinnere mich, wie mein Vater mir als Kind die komplizierten Mechanismen der Schleusen erklärte und wie wichtig es ist, den natürlichen Rhythmus der Gezeiten zu respektieren.

Die Ankunft des Monsuns im Juni ist der heiligste Moment des Jahres. Er markiert den Beginn unserer Hauptpflanzsaison. Es ist eine Zeit, die unglaublich arbeitsintensiv ist. Wir pflanzen die Setzlinge oft von Hand in die überfluteten Felder. Doch diese Zeit ist auch geprägt von Ritualen, von alten Volksliedern, die unsere Arbeit begleiten, und von einem starken Gemeinschaftsgeist, den man fast greifen kann. Die Lieder erzählen von der Ernte, von Regen und Sonne, und sie erleichtern die schwere Arbeit.

Ja, heute dominieren moderne, ertragreichere Hybridsorten anderswo. Viele junge Leute ziehen in die Städte, auf der Suche nach einem leichteren Leben. Aber wir halten an unseren traditionellen Methoden fest. Es geht nicht nur um den Ertrag, sondern darum, unser wichtiges Kulturgut zu bewahren. Die Reisfelder prägen die Landschaft von Goa und sind für mich ein lebendiges Symbol für die Widerstandsfähigkeit und das Erbe unserer lokalen Gemeinschaft. Sie sind meine Geschichte und das, was ich meinen Kindern eines Tages übergeben möchte, damit sie die Verbindung zum Land nie verlieren.

HOHENZOLLERN

Ich bin Elke, ein Mitglied der Familie von Hohenzollern, und spüre das Gewicht der tausendjährigen Saga, die auf dem markanten Zollerberg in der Schwäbischen Alb begann. Diese erste Burg aus dem 11. Jahrhundert war der bescheidene, aber entscheidende Ausgangspunkt für uns Grafen von Zollern. Von hier aus, umgeben von der rauen Schönheit Schwabens, entwickelten wir uns durch geschickte Politik, strategische Heiratsverträge und Expansion über die Jahrhunderte zu einem der mächtigsten Fürstenhäuser Europas und änderten unseren Namen in „Hohenzollern“. Jeder Stein hier oben, jedes Fundament, das noch aus jener Zeit stammt, erzählt mir von unserem unermüdlichen Streben nach Einfluss.

Die ursprüngliche Festung wurde 1423 zerstört, aber wir bauten sie schnell wieder auf, ein Zeichen unserer frühen Widerstandskraft und unseres unerschütterlichen Willens. Doch dann, als unser Einfluss wuchs und wir begannen, von Berlin aus zu regieren und Preußen zu formen, verlor der abgelegene Stammsitz im 18. Jahrhundert seine praktische Bedeutung. Es schmerzte, den Ursprung unserer Macht so verfallen zu sehen, eine leere Hülle unserer Vergangenheit, die nur noch von Wind und Wetter heimgesucht wurde.

Der Wendepunkt, die Wiedergeburt unseres Symbols, kam im 19. Jahrhundert. Mein Vorfahre, König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, ließ sich von der Romantik des Mittelalters inspirieren. Er beschloss, den Stammsitz wieder aufzubauen – nicht in erster Linie als militärische Festung, sondern als ein prächtiges Denkmal für unsere Dynastie und unsere glorreiche Vergangenheit. Das heutige Schloss, das zwischen 1850 und 1867 in prachtvollem neugotischem Stil erbaut wurde, thront wie eine Krone auf dem Berg.

Heute ist Schloss Hohenzollern ein lebendiges Museum, das die preußische Königskrone und unzählige Kunstschätze unserer Familie beherbergt. Es ist ein Ort der Erinnerung und des Stolzes. Wenn ich durch die großen Hallen gehe, durch die Kapelle und die Schlafgemächer, spüre ich die Geschichte in jedem Winkel. Die Aussicht von den Zinnen auf die umliegende Alb erinnert mich daran, wo wir herkamen und welchen langen Weg wir zurückgelegt haben – von einem kleinen schwäbischen Grafenhaus zu einer Kaiserdynastie. Es ist ein Privileg, dieses Erbe für die Nachwelt bewahren zu dürfen und die Besucher an der faszinierenden Geschichte der Hohenzollern teilhaben zu lassen.





BEDUINISCHER KAMELREITER

Ich bin Abdul, ein Kamelreiter in Dubai, und ich bin stolz auf die jahrhundertealte Tradition, die tief in meiner Seele und der Kultur der Beduinen verwurzelt ist. Für uns waren Kamele nie nur Tiere; sie waren unsere Familie, unser Überleben in der gnadenlosen Wüste. Sie gaben uns Milch, Fleisch und Wolle für unsere Zelte und unsere Kleidung. Vor allem aber waren diese majestätischen „Schiffe der Wüste“ das einzige effiziente Transportmittel für den Handel und die Verbindung zwischen den weit entfernten Siedlungen auf der Arabischen Halbinsel.

Ich habe von meinem Großvater gelernt, wie man sie reitet, wie man ihre Bedürfnisse versteht und wie man sich gekonnt durch die weiten Sandmeere navigiert, allein mit den Sternen als Wegweiser, wenn der Mond die Dünen beleuchtete.

Heute, in einem modernen Dubai voller Wolkenkratzer und Autos, hat sich viel verändert. Das Auto hat das Kamel als Transportmittel ersetzt, aber die kulturelle Bedeutung und die Liebe zu unseren Tieren sind geblieben. Dank der weisen Führung der Königsfamilie lebt unsere Tradition weiter und wird aktiv gefördert.

Jetzt erleben wir sie auf eine neue Art: bei Kamelrennen, einer modernen, aufregenden Interpretation unserer alten Tradition. Auf speziell angelegten Rennstrecken wie dem Al Marmoom Camel Race Track treten unsere Tiere gegeneinander an. Anstelle von menschlichen Jockeys setzen wir heute ferngesteuerte Roboter-Jockeys ein, um höchste Tierschutzstandards zu gewährleisten. Das ist Innovation, die unsere Werte respektiert. Diese Rennen sind unser Stolz, ein pulsierender Wettbewerb und eine Verbindung zwischen gestern und heute, die Zuschauer aus der ganzen Welt in ihren Bann zieht. Der Lärm der Menge, die schnellen Schritte der Kamele – es ist ein Erlebnis, das das Herz höherschlagen lässt.

Ich führe auch Touristen auf Wüstensafaris. Auf diesen friedlichen Touren durch die Stille der Wüste teile ich meine Geschichten und gebe ihnen einen kleinen, authentischen Einblick in unser altes Beduinenleben. Ich zeige ihnen, wie man auf einem Kamel sitzt, wie man die Ruhe der Landschaft genießt, wenn der Wind nur den Sand flüstert, und wie wir früher lebten, als die Wüste noch alles war, was wir kannten. Viele Touristen sind überrascht, wie still die Wüste sein kann.

Ob auf der Rennbahn, wo die Geschwindigkeit zählt, oder bei einer Safari, wo es um die Ruhe geht, die Geschichte der Kamelreiter bleibt ein wesentlicher Teil der nationalen Identität Dubais – die faszinierende Brücke zwischen der ruhmreichen Vergangenheit der Beduinen und unserer glamourösen Gegenwart, die zeigt, dass man seine Wurzeln nicht vergessen muss, während man in die Zukunft reist.

FREIHEITSBRÜCKE

Ich bin Akos, Taxifahrer in Budapest. Mein Leben ist ein ständiges Auf und Ab, so wie die Fahrten, die ich über die vielen Brücken dieser Stadt unternehme. Aber keine berührt mein Herz so sehr wie die Freiheitsbrücke. Für mich ist sie nicht nur eine Verbindung zwischen Buda und Pest, sondern das pulsierende Symbol unserer Stadtgeschichte, ein lebendiger Beweis für unsere Widerstandsfähigkeit.

Die Erzählungen meiner Familie haben mir die Geschichte der Brücke so lebendig gemacht, als wäre ich selbst dabei gewesen. Mein Großvater hat mir von der feierlichen Eröffnung im Jahr 1896 erzählt, als sie noch Franz-Joseph-Brücke hieß. Er schilderte, wie der österreichische Kaiser persönlich den letzten symbolischen Niet einschlug, als die Brücke im eleganten Jugendstil erstrahlte, geschmückt mit dem ungarischen Wappen und den mythologischen Turul-Vögeln, die hoch oben auf den Pylonen thronen. Ich sehe sie jeden Tag im Vorbeifahren und denke an die Hoffnung und den Stolz, die sie in jener fernen Zeit repräsentierten.

Doch dann kam die dunkle Zeit des Krieges. Am 16. Januar 1945, so erzählte es mein Großvater mit schwerer Stimme, wurde die Brücke wie so viele andere in der Stadt von der sich zurückziehenden Wehrmacht gesprengt. Er berichtete von der erschütternden Stille, als der Rauch verzogen war, und dem Anblick der zerstörten Donaubrücken, der das Herz der Stadt zu brechen schien.

Aber wir Budapestener sind hartnäckig. Die Freiheitsbrücke war die erste der zerstörten Brücken, die am 20. August 1946 wiedereröffnet wurde. Das war kein Zufall, das war ein Zeichen, ein Versprechen an uns selbst, dass wir uns nicht unterkriegen lassen. Mit ihrem neuen Namen, Freiheitsbrücke, war die Wiedereröffnung wie eine Geburt, ein Triumph des menschlichen Geistes über Zerstörung und Verzweiflung. Die Arbeiter gaben ihr das Aussehen zurück, und die alten Ornamente, das Königswappen und die Turul-Vögel konnten erhalten und wiederverwendet werden.

Heute ist die Brücke ein lebendiges Wahrzeichen, das Vergangenheit und Gegenwart verbindet. Wenn ich an warmen Sommerabenden über sie fahre, sehe ich oft junge Leute, die sitzen, tanzen und die Aussicht genießen, wenn die Brücke für den Verkehr gesperrt ist. Ich sehe sie dort oben lachen, während die Lichter der Stadt und die Donau reflektieren, und ich denke an die vielen Geschichten, die diese Brücke über die Jahrhunderte gesehen hat. Es ist eine Ehre für mich, als Teil dieser lebendigen Geschichte jeden Tag über sie zu fahren und zu wissen, dass sie die Prüfungen der Zeit überstanden hat. Sie erinnert mich daran, dass Schönheit und Hoffnung immer aus den Trümmern aufsteigen können.





BADEHÜTTEN

Ich bin Joanne, die Ehefrau von Norman, einem Maurer in Lyme Regis. Norman arbeitet hart an den Fundamenten, die unsere Stadt zusammenhalten, aber mein Herz gehört den bunten Badehütten am Strand. Für mich erzählen sie die Geschichte unseres Ortes, eine Geschichte, die tief in der viktorianischen und georgianischen Badekultur verwurzelt ist und die ich seit jeher beobachte.

Als Norman und ich hierher zogen, war ich fasziniert von diesen kleinen Häuschen. Ich habe von den alten Zeiten gehört, im 18. Jahrhundert, als das Baden im Meer auf ärztlichen Rat hin in Mode kam, aber die Leute sich noch schamhaft vor neugierigen Blicken versteckten. Die Lösung waren die „Bademaschinen“ – kleine Holzhütten auf Rädern, die von Pferden ins Meer gezogen wurden. Die elegant gekleideten Damen und Herren zogen sich darin um und glitten dann, in Würde, ins kühle Nass. Lyme Regis war da schon früh dabei, mit einem Badehaus seit 1755, das den Kurgästen diente. Ich stelle mir die strengen Sitten vor, die vorschrieben, dass Männer und Frauen zu unterschiedlichen Zeiten oder an verschiedenen Orten badeten.

Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts wurden die Sitten lockerer und das „gemischte Baden“ wurde gesellschaftlich akzeptabel. Die „Badehäuschen“ verloren ihre Räder und blieben einfach am Strand stehen. Sie wurden zu stationären Unterständen, die Schutz vor Wind und Wetter boten und Platz für ein Picknick oder eine Tasse Tee am Strand boten. Ein Ort für die Familie, wo man den Tag verbringen konnte, ohne sich um die steife Etikette von einst zu sorgen.

Heute, wenn ich Norman das Mittagessen bringe oder mit den Kindern am Strand entlang der Cart Road und am Monmouth Beach spazieren gehe, sind diese Hütten ein echtes Wahrzeichen. Sie sind in diesen charmanten Pastellfarben gestrichen – sanfte Rosa-, Grün- und Gelbtöne, die mich an neapolitanisches Eis erinnern. Jede Hütte hat ihren eigenen Charakter und ihre eigene kleine Gemeinschaft von Besitzern, die sie, so wie mein Mann und ich, liebevoll pflegen und manchmal sogar auf den neuesten Stand bringen, mit kleinen Küchenzeilen und gemütlichen Sitzecken.

Viele sind in Privatbesitz, manche können gemietet werden, aber sie alle dienen dem gleichen Zweck: Sie bieten uns einen gemütlichen Rückzugsort, um die malerische Küste zu genießen. Für mich sind sie das lebendige Erbe der viktorianischen Ära, ein wesentlicher Bestandteil des Charmes von Lyme Regis. Sie zeigen, dass manche Dinge bleiben, auch wenn sich die Welt um uns herum verändert, und dass ein einfacher Ort am Strand uns alle verbindet.

ELBPHILHARMONIE

Ich bin Hugo, Architekt bei Herzog & de Meuron, und ich erinnere mich lebhaft an die Anfänge der Elbphilharmonie in Hamburg. Das Projekt war für uns eine Vision der Verwandlung, ein kühnes Statement, das die Skyline der Hansestadt für immer verändern sollte. Es war ein Ringen, ein Kampf um Form und Funktion, der uns an die Grenzen gebracht hat.

Alles begann mit dem historischen Kaispeicher A im Hamburger Hafen, einem massiven Backsteingebäude, in dem einst Kakao, Tee und Tabak gelagert wurden. Für uns Architekten war dieser Speicher das solide Fundament, die historische Verankerung, die wir respektieren und gleichzeitig in etwas völlig Neues überführen wollten. Die Idee war revolutionär: Auf das alte Lagerhaus sollte eine spektakuläre, wellenförmige Glasstruktur gesetzt werden, die an die Wellen der Elbe, einen Eisberg oder ein stolzes Segel erinnert – eine architektonische Geste, die Hamburgs Verbindung zum Wasser und zur Welt zelebriert.

Der Bau war alles andere als einfach; er war eine echte Tortur. Wir standen vor immensen Herausforderungen: komplexe Statik, die Entwicklung des riesigen „Großen Saals“, der auf 1.200 Stahlfedern ruht, um ihn akustisch vollständig vom Rest des Gebäudes zu entkoppeln – ein technisches Meisterwerk für eine perfekte Klangqualität. Doch vor allem die Kosten – die von ursprünglich 77 Millionen Euro auf über 800 Millionen Euro explodierten – führten zu jahrelangen Debatten, Baustopps und negativen Schlagzeilen in der Presse. Wir wurden zum Symbol für deutsche Großbauprojekte mit „schlechter Planung“, was schmerzhaft war, da wir an unsere Vision glaubten und wussten, dass wir etwas Einzigartiges schufen. Die Kritik war laut, die Zweifel groß.

Trotz aller Widrigkeiten und der öffentlichen Anfeindungen wurde die Elbphilharmonie fertiggestellt. Am 11. Januar 2017 war es dann so weit: Sie wurde mit einem festlichen Konzert eröffnet. Über Nacht änderte sich die öffentliche Meinung schlagartig. Das Gebäude, das so viel Kritik auf sich gezogen hatte, wurde zu einem Wahrzeichen von Weltklasse. Die Hamburger nahmen es an.

Die „Elphi“, wie die Hamburger sie liebevoll nennen, ist heute nicht nur ein Konzertsaal mit einzigartiger Akustik und einer frei zugänglichen Aussichtsplattform, der Plaza. Für mich ist sie das Symbol für das moderne Hamburg, das den Spagat zwischen historischem Hafencharme und architektonischer Avantgarde meistert und jedes Jahr Millionen von Besuchern anzieht. Es war eine schwierige Reise, aber das Ergebnis, dieser Triumph der Architektur und des Durchhaltevermögens, macht mich unglaublich stolz.





HOOKAH

Ich bin Samir, ein alter Mann, dessen Leben sich in den Schatten und auf den sonnigen Terrassen des prächtigen Mehrangarh Forts abspielte, hoch über der blauen Stadt Jodhpur. Ich habe als Diener und später als Wächter gedient, und in meinen Augen war die Wasserpfeife, die Hookah, immer mehr als nur ein Rauchgerät; sie war ein Symbol für den Status, die Entspannung und die reiche Tradition unseres Rajput-Hofes.

Das Fort, 1459 von Rao Jodha gegründet, war eine uneinnehmbare Festung und Residenz für die Maharadschas von Marwar. In dieser Welt der Krieger und Palastintrigen war der Genuss einer Wasserpfeife ein kostbarer Moment der Ruhe. Ich erinnere mich, wie ein Maharaja, vielleicht Maharaja Man Singh, sich nach einem langen Tag voller Staatsangelegenheiten in den kunstvoll gestalteten Phool Mahal zurückzog. Die Stille des Raumes, nur unterbrochen vom sanften Blubbern des Wassers in der Pfeife, war ein heiliger Moment.

Es war meine Aufgabe, ihm die kunstvoll verzierte Wasserpfeife zu reichen. Diese frühen Pfeifen, die ursprünglich aus Kokosnussschalen und Bambus hergestellt wurden, entwickelten sich an unseren Königshöfen zu aufwendigen Objekten aus Glas, Metall und Edelsteinen. Jede war ein Kunstwerk für sich.

Ich sorgte dafür, dass der Tabak, oft mit Gewürzen oder Früchten aromatisiert, unter der glühenden Holzkohle glimmte. Der durch Wasser gekühlte Rauch wurde langsam und bedächtig inhaliert – ein Ritual, ein Zeichen von Muße und Reichtum, das nur den höchsten Rängen vorbehalten war. Ich habe gelernt, dass dies auch ein wichtiges soziales Instrument war; einem Gast eine Pfeife anzubieten, war ein Zeichen der höchsten Ehre und Gastfreundschaft, das oft über das Schicksal von Allianzen entschied.

Heute, als alter Wächter, sehe ich die Besucher durch das Museum in unserem Fort schlendern. In den Galerien bewundern sie die historischen Wasserpfeifen, die jetzt als stille Zeugen jener eleganten, vergangenen Ära dienen. Sie fragen mich manchmal nach ihrer Funktion, und ich erzähle ihnen von dem Leben, das sie repräsentierten. Sie erzählen die Geschichte eines Lebensstils, in dem selbst der einfache Akt des Rauchens von königlicher Würde und Ritual geprägt war, eine Zeit, die ich nie vergessen werde. Die Pfeifen sind leer jetzt, aber ihre Geschichte lebt in meinen Erinnerungen weiter.

SAMPHENG-MARKT

Ich bin Kanyanat. Mein Leben spielte sich lange Zeit hier ab, im Herzen dessen, was die Touristen heute Chinatown nennen, im geschäftigen Samphanthawong-Markt. Mein Leben war untrennbar mit der schmalen, lauten Gasse verbunden, die heute Soi Wanit 1 heißt.

Als ich jung war, kannte ich die Geschichte, die mein Großvater mir erzählte. Er sprach von den Anfängen im Jahr 1782, als die chinesischen Einwanderer hierherkamen, nachdem sie Platz für den großen Palast machen mussten. Das Leben war damals hart, es gab noch einen Kanal, den Khlong Sampheng, und das Viertel hatte einen üblen Ruf. Im 19. Jahrhundert war es ein Ort voller Opiumhöhlen und Bordelle – und hier war mein Zuhause.

Ich erinnere mich an die Gerüche von Opium, an die Dunkelheit der kleinen Räume und an das ständige Kommen und Gehen der Männer. Es war ein Ort des Überlebens, oft geprägt von Verzweiflung, ein Ort, an dem man schnell erwachsen werden musste.

Der Markt um uns herum hat sich jedoch immer verändert. Was einst eine Ansammlung einfacher Stände war, wurde schnell zum dominierenden Handelszentrum der wachsenden chinesischen Gemeinde und später der ganzen Stadt. Die Gasse, in der wir lebten, wurde zugeschüttet, um Platz für Straßen zu schaffen. Die Schatten, in denen wir arbeiteten, wichen dem grellen Licht von Leuchtreklamen. Aus den Opiumhöhlen und Bordellen wurden Geschäfte, die heute alles verkaufen – Stoffe, Spielzeug, Schmuck, Elektronik.

Ich habe den Wandel miterlebt. Das Viertel ist immer noch chaotisch, laut und voller Leben, aber auf eine andere Art. Die Atmosphäre ist nicht mehr so düster wie früher. Der Markt ist ein lebendiges Stück Geschichte, das den Unternehmergeist der chinesisch-thailändischen Gemeinschaft widerspiegelt. Die Leute kommen heute her, um zu handeln, um Schnäppchen zu machen, nicht um das zu suchen, was sie früher hier fanden. Der Lärm der Motorroller und die Rufe der Händler haben die dunkleren Geräusche der Vergangenheit ersetzt.

Trotz des Online-Shoppings und der modernen Einkaufszentren bleibt dieser Ort wichtig. Ich sehe die Einheimischen und die Besucher, die von dem traditionellen, geschäftigen Charme angezogen werden. Die Geschichte meiner Familie ist Teil dieses Ortes, ein Teil seiner Widerstandsfähigkeit. Ich bin nicht mehr die Kanyanat von damals, aber ich bin immer noch hier. Ich beobachte, wie sich der Markt weiterentwickelt und seine Geheimnisse, auch die, die ich kenne, bewahrt.





GRAND THÉÂTRE DE RABAT

Ich bin Sean Paul, Architekt im Büro Hadid. Ich erinnere mich genau an den Moment, als das Projekt für das Grand Théâtre de Rabat auf unseren Tischen landete. Es war eine dieser Visionen, die nur Zaha Hadid haben konnte – ein Meisterwerk, das Rabats kulturelle Neuausrichtung vorantreiben sollte.

Für uns war dieses Theater mehr als nur ein Gebäude; es war eine Skulptur, inspiriert von der Landschaft, die wir so sehr schätzten. Die fließenden Formen und geschwungenen Linien sollten die Dynamik des Bouregreg-Flusses widerspiegeln, der sich zwischen Rabat und Salé schlängelt. Wir brachen bewusst mit dem traditionellen, kastenförmigen Bild eines Theaters, um etwas zu schaffen, das organisch und doch futuristisch wirkt. Die geschwungenen Betonformen, die das Äußere prägen, waren eine technische Herausforderung, aber wir wussten, dass sie notwendig waren, um Zahas Vision von einem Gebäude, das aus seiner Umgebung herauswächst, zu verwirklichen.

Die Planung begann 2010. Wir wussten, dass wir etwas Einzigartiges schufen: das größte Theater Afrikas und der arabischen Welt. Es war eine Herausforderung, die Komplexität von Zahas Design in die Realität umzusetzen, aber wir legten 2014 den Grundstein und sahen zu, wie die Struktur wuchs. Tragischerweise erlebte Zaha die Fertigstellung 2021 nicht mehr, da sie 2016 verstarb. Doch ihr Geist lebt in jeder Kurve dieses Gebäudes weiter.

Das Projekt war Teil des nationalen Kulturprogramms Marokkos. Heute beherbergt das Theater einen großen Saal mit 1.800 Plätzen, ein Experimentierstudio und ein beeindruckendes Freiluft-Amphitheater für bis zu 7.000 Zuschauer. Jeder Raum ist darauf ausgelegt, das Publikum zu inspirieren. Die offizielle Einweihung im Oktober 2024, in Anwesenheit der Schwester des Königs, war ein bewegender Moment.

Für mich ist das Grand Théâtre de Rabat nicht nur ein Veranstaltungsort, sondern ein kühnes architektonisches Statement, das Tradition und Moderne verbindet und Marokkos kulturelle Ambitionen in die Welt hinaus trägt. Es ist ein architektonisches Kulturerbe von internationalem Rang und ein Vermächtnis unserer Vision, das beweist, dass Architektur Emotionen wecken und Gemeinschaften transformieren kann.

KARDUNGLA-PASS

Ich bin Amit, ein Guide bei Countryside India, und ich habe Tausenden von Reisenden die Wunder Ladakhs gezeigt. Aber kein Ort fasziniert mich so sehr wie der Kardungla-Pass, den wir lokal Khardung La nennen. Er ist für mich nicht nur ein Pass, sondern das Tor zur Geschichte und zu den atemberaubenden Tälern Shyok und Nubra, ein Ort, der die Zeit überdauert.

In der Vergangenheit war dieser Pass ein lebenswichtiger Teil der alten Seidenstraße. Ich stelle mir die Kamel- und Maultierkarawanen vor, die hier über Jahrhunderte hinweg Waren transportierten – Textilien, Gewürze, Geschichten – zwischen Zentralasien und Indien. Ich kann fast die Glocken der Karawanen hören, wenn ich die Augen schließe. Der Wind hier oben, auch wenn eisig, trägt das Echo dieser mutigen Reisenden in sich.

Später, im 20. Jahrhundert, gewann der Pass aufgrund seiner Nähe zur umstrittenen Grenze, der Line of Actual Control, enorme militärische Bedeutung. Die indische Border Roads Organisation baute diese befahrbare Straße, die für die Versorgung unserer tapferen Soldaten in den entlegenen Posten unerlässlich war. Ich erinnere mich an die Geschichten von den Strapazen der BRO-Arbeiter, die unter extremsten Bedingungen diese Straße in den Fels schlugen.

Lange Zeit war der Khardung La mit einer vermeintlichen Höhe von über 5600 Metern als die höchste befahrbare Straße der Welt bekannt. Unzählige Reiseführer, auch unsere, feierten ihn als solchen. Und jeder, der hierherkam, spürte den Stolz, auf dem „Gipfel der Welt“ zu stehen. Erst neuere, genauere GPS-Messungen korrigierten die tatsächliche Höhe auf etwa 5359 Meter. Und ja, mittlerweile gibt es in Ladakh sogar noch höhere befahrbare Pässe wie den Umling La Pass.

Aber unabhängig von den korrigierten Daten bleibt der Khardung La Pass ein ikonisches Reiseziel. Ich führe Radfahrer und Motorradfahrer hierher, die die Herausforderung suchen und die atemberaubende Landschaft und die dünne Bergluft erleben möchten. Oben auf der Passhöhe, neben dem kleinen Tempel und den Cafés, steht ein Schild, das stolz die traditionelle Höhe verkündet. Ich lächle jedes Mal, wenn ich es sehe, denn die Legende ist manchmal mächtiger als die Wissenschaft. Für mich und meine Gäste ist und bleibt er der höchste Pass der Welt, im Herzen und in der Geschichte.





SCHLOSS NYMPHENBURG

Ich bin Max, ein Student in München. Es war ein sonniger Dienstagnachmittag, und ich radelte unbeschwert durch München. Mein Ziel war der Nymphenburger Schlosspark, wo ich mich mit Freunden treffen wollte. Mein altes, klappriges Fahrrad, ein Erbstück meines Großvaters, quietschte bei jeder Pedalumdrehung, aber ich liebte es.

Als ich den prächtigen Schlossgraben erreichte, hielt ich kurz an, um die majestätische Fassade des Schlosses zu bewundern. Die Schwäne glitten elegant über das Wasser, und die Ruhe dieses Ortes faszinierte mich immer wieder aufs Neue. Ich schob mein Fahrrad ein Stück am Ufer entlang, da das Radfahren im inneren Park nicht erlaubt war.

Plötzlich blockierte mein Hinterrad mit einem lauten, metallischen Klirren. Die Kette war gerissen. Ich fluchte leise und untersuchte das Malheur. Es gab keine schnelle Lösung; ich musste zu Fuß gehen. Ich schob mein Fahrrad und ging den Weg zum Marstallmuseum entlang, in der Hoffnung, dort Hilfe oder zumindest einen Fahrradständer zu finden. Ich wusste, dass das Museum selbst eine beeindruckende Sammlung historischer Kutschen und Schlitten der bayerischen Herrscher beherbergte. Aber jetzt stand ich ausgerechnet mit meinem kaputten Fahrrad an dem Ort, an dem die teuersten Fahrzeuge Europas ausgestellt waren.

Ich sah mich um und bemerkte eine ältere Dame, die lächelnd auf mich zukam. Sie trug eine Gärtnerschürze und schien dort zu arbeiten. „Haben Sie Probleme mit Ihrem Fahrzeug, junger Mann?“, fragte sie mit freundlicher Stimme. „Ja, die Kette ist gerissen. Und das vor der Kulisse königlicher Pracht“, antwortete ich mit einem Lächeln.

Die Dame lachte. „Wissen Sie, das ist gar nicht so unpassend. Im Marstallmuseum steht ein ganz besonderes Fahrzeug. Eine pedalbetriebene Gartenlimousine, eine Art historische Fahrradikscha, die Kurfürst Karl Theodor im 18. Jahrhundert benutzte.“

Ich war überrascht. „Wirklich? Ein Tretauto für den Kurfürsten?“ „In der Tat. Technik im Dienste der Gartenkunst, wie man damals sagte“, erklärte sie. „Selbst Könige wollten manchmal selbst in die Pedale treten. Sie sehen also, Ihr Fahrrad ist in guter Gesellschaft. Vielleicht nicht ganz so prächtig wie die Krönungskutsche Karls VII., aber auf seine Weise historisch relevant!“

Ich musste lachen. Die Vorstellung, dass ein Kurfürst auf einem frühen Fahrradprototyp durch den Park sauste, amüsierte mich. Die Dame zeigte mir einen unauffälligen Hintereingang zum Marstallmuseum, wo ich mein kaputtes Fahrrad sicher abstellen konnte.

BEWÄSSERUNG

Ich bin Ratan Singh, der Sarpanch, der Dorfvorsteher von Kamba. Eingebettet in die sandige Weite West-Rajasthans, blicke ich auf unsere Felder, die seit Monaten unter einer makellosen, grausam blauen Leere leiden. Die Erde ist rissig und hart, und jeden Abend versammeln wir uns, die Älteren, und blicken zum Himmel, in der verzweifelten Hoffnung auf die Ankunft des Monsuns.

Wir in Kamba verlassen uns nicht auf moderne Kanalbewässerung; unser Leben ist untrennbar mit dem traditionellen „Paar“-System verbunden, einem cleveren Weg, jedes seltene Geschenk des Himmels zu nutzen. Unsere Vorfahren wussten, wie man die Natur liest. Das Dorf liegt an einem natürlichen Hang, den wir „Agar“ nennen, unser Einzugsgebiet, das das Regenwasser zu den tiefer gelegenen Feldern und zum Dorf leitet.

Wochen vor der erwarteten Regenzeit hatten wir alle, jeder Mann, jede Frau, jedes Kind, unsere traditionellen Bauwerke, die „Khadins“ oder „Bandhs“, vorbereitet. Das sind lange, niedrige Erdwälle, die wir sorgfältig über die sanften Hänge gebaut haben. Sie dienen dazu, das seltene Oberflächenwasser zu sammeln und zu speichern, anstatt es einfach ungenutzt abfließen zu lassen. Es ist harte Arbeit unter der sengenden Sonne, aber es ist unsere Lebensversicherung.

Eines Abends, als die Dürre am schlimmsten war, zogen endlich dunkle Wolken am Horizont auf. Die Spannung im Dorf war greifbar. Als der Regen schließlich in dicken Tropfen fiel, begannen wir eifrig, das Wasser durch kleine, strategisch platzierte Kanäle in die Felder hinter den Erdwällen zu leiten. Es war ein Rennen gegen die Zeit.

Wir nutzten das Wasser nicht sofort zur Bewässerung der Pflanzen; das wäre Verschwendung. Stattdessen ließen wir es kontrolliert in den sandigen Boden sickern. Tagelang blieb das Wasser auf den Feldern stehen, bis der Boden gesättigt war. Auf diese Weise konnte die Erde genug Feuchtigkeit speichern, um die gesamte Vegetationsperiode von Getreide wie Hirse (Bajra) und Hülsenfrüchten zu versorgen.

In der Nähe der Felder, im „Agor“, unserem Lagerbereich, hatten die Familien auch kleine, überdachte, zylindrische Gruben gegraben, die „Beris“ oder „Kuis“ genannt wurden. Diese reichen bis zum versickernden Grundwasser, das wir „Rajani Pani“ (das versickerte Wasser) nennen. Dieses kostbare, reine Wasser wird sorgfältig für den Trinkwasserbedarf der Menschen und unseres Viehs verwendet.

Als die Sonne zurückkehrte und die Felder nach dem Regen wie eine Reihe von temporären Teichen aussahen, blickten wir nicht mehr verzweifelt zum Himmel, sondern auf den nassen, fruchtbaren Boden. Dank unserer alten Traditionen der Wasserbewirtschaftung hatten wir das „Geschenk des Himmels“ eingefangen. Für alle Menschen in Kamba ist dies mehr als nur Bewässerung; es ist eine jahrhundertealte Partnerschaft mit der rauen Wüste, eine Lektion in Geduld und Nachhaltigkeit, die das Überleben unseres Dorfes sichert.





PINDROPPAINTER

Ich bin Susan, die Malerin. Es war ein klarer Morgen in Thorpeness, diesem charmanten Küstendorf in Suffolk. Als ich meine Staffelei am Ufer des Meare aufstellte, spürte ich sofort die Magie dieses Ortes. Für mich, die „Pindroppainterin“, die ihre Motive oft spontan auswählt, ist dieser Ort – Stuart Ogilvies fantasievolle Schöpfung aus den 1920er Jahren – eine unerschöpfliche Inspirationsquelle, die meine Palette mit sanften Küstenfarben füllt. Ich liebe die einzigartige Atmosphäre hier, die mich an die Impressionisten erinnert, mir aber auch die Freiheit des abstrakten Ausdrucks lässt.

An diesem Morgen wollte ich die kleinen Boote malen, die in der Nähe des berühmten „Haus in den Wolken“ lagen. Der umgebaute Wasserturm, der hoch über den Baumwipfeln thront, ist einfach majestätisch. Ich mischte mein Titanweiß, eine Farbe, die nie auf meiner Palette fehlt. Die Ruhe auf dem Wasser war perfekt, nur unterbrochen vom sanften Plätschern der kleinen Segelboote auf dem See.

Als ich die ersten weichen Linien des Himmels auf die Leinwand auftrug, kam ein älterer Herr namens Arthur mit seinem Hund vorbei. Arthur hatte sein ganzes Leben in Thorpeness verbracht und kannte G. Stuart Ogilvie, den Gründer des Feriendorfes, noch persönlich.

„Guten Morgen, Susan“, begrüßte er mich. „Der Turm sieht heute Morgen besonders majestätisch aus.“ „Das stimmt, Arthur“, antwortete ich mit einem Lächeln, ohne den Blick von meiner Leinwand abzuwenden. „Fast so, als wolle der Himmel selbst ein Gemälde sein.“ Arthur schaute mir eine Weile über die Schulter. Er bewunderte meine Fähigkeit, die Essenz des Augenblicks einzufangen, die Balance zwischen Realismus und Fantasie. „Du fängst die Magie unseres Dorfes ein, Susan. Genau das, was Ogilvie beabsichtigte, als er diesen Ort schuf – einen Ort der Fantasie.“

Ich malte weiter, meine Pinselstriche flüssig und entschlossen. Ich genieße es, mit den Menschen zu interagieren, die mir oft bei der Arbeit vor Ort zusehen. Die Umgebung von Thorpeness mit ihren Tudor- und jakobinischen Häusern bietet unendliche Motive.

Am Ende des Tages, als die Sonne tiefer sank und ein warmer Schein über dem Meer lag, war mein Gemälde fast fertig. Es war nicht nur eine Darstellung der Landschaft, sondern eine Dokumentation der Atmosphäre, der Menschen und der einzigartigen Geschichte dieses verzauberten Ortes in Suffolk. Ich signierte es mit meinem unverwechselbaren „Pindrop“-Stil, zufrieden mit einem weiteren „ehrlich eingefangenen“ Moment in meinem geliebten Thorpeness.

ABHOLZUNG

Ich bin Boun, der alte Fischer von Mahaxay. Mein Leben ist der Xe Bang Fai , der sich durch unsere Karstberge in der laotischen Provinz Khammouane schlängelt. Er ist unsere Lebensader, unsere Nahrung, unser Weg. Aber er trägt auch Narben, die Spuren der Vergangenheit.

Jeden Morgen, bevor die Sonne die Berge golden färbt, schiebe ich mein kleines Holzboot ins Wasser. Die Fahrt ist oft mühsam. Überreste einer vergangenen Zeit ragen wie stumme Zeugen aus dem Wasser: Baumstümpfe, überall. Als ich jung war, kamen die großen Holzfirmen. Der Wald war dicht, voller Leben. Sie fällten die Bäume und warfen sie in den Fluss, um sie zu den Sägewerken zu treiben. Es war eine Zeit des Geldes, aber auch des großen Verlusts. Viele Stämme sanken einfach. Übrig blieben die Stümpfe, die jetzt wie zahnlose Kiefer aus dem Wasser ragen.

Für uns Fischer sind diese Stümpfe ein zweischneidiges Schwert. Sie sind gefährlich, besonders wenn das Wasser niedrig ist. Ich muss jede Untiefe, jeden versunkenen Stumpf kennen, um nicht zu kentern. Aber wir haben gelernt, mit ihnen zu leben. Sie sind zu Ankerplätzen geworden und bieten Fischen Schutz und Lebensraum. Sie sind Teil des Flusses.

Neulich half mir mein Enkel Somlith, die Netze einzuholen. Er war frustriert, als das Netz sich wieder an einem Stumpf verfang. „Großvater, warum entfernen wir sie nicht einfach alle? Sie sind doch nur Hindernisse!“

Ich lächelte, meine Hände gezeichnet von all den Jahren. „Schau genau hin, mein Junge. Der Fluss hat sie nicht vergessen. Er hat sie aufgenommen.“ Ich zeigte auf einen großen Stumpf, der fast vollständig mit Moos und Ranken bewachsen war. Kleine Fische schwammen im Schatten. „Sie erinnern uns an das, was wir verloren haben“, erklärte ich ihm, „aber sie zeigen uns auch, wie die Natur heilt und sich anpasst. Der Fluss trägt diese Narben mit Würde. Wir müssen lernen, mit ihnen zu leben, nicht gegen sie anzukämpfen.“

Somlith nickte langsam. Er verstand die Widerstandsfähigkeit des Flusses. Die Stümpfe sind mehr als nur Hindernisse; sie sind die Geschichte von Mahaxay, eine ständige Erinnerung an unsere Vergangenheit und eine Grundlage für unser heutiges Leben am Fluss.





KÖNIGE DER WÜSTE

Ich bin Rajput Rawal. Hier, in der endlosen Weite der Thar-Wüste, nahe Jaisalmer in Rajasthan, wo die Sam Sand Dunes glänzen, sind Kamele die Könige. Sie sind meine Familie, meine Arbeit, mein Leben. Die Abende liebe ich am meisten. Die Hitze des Tages weicht, eine kühle Brise kommt, und die Sonne taucht die Dünen in Gold und Rot.

Ich bin Kameltreiber, wie mein Vater und sein Vater. Dschumri, der alte Stolze, und Sultan, der Junge, sie gehören zu mir wie meine rechte Hand. Gestern Abend, als die Touristen alle in ihren Camps waren, bei der Musik und dem Tanz aus Rajasthan, da blieb ich allein mit Dschumri und Sultan auf einer hohen Düne zurück. Ich schaute über die endlose Wüste.

Diese Tiere, die „Schiffe der Wüste“ – sie sind perfekt. Ihre breiten Hufe versinken nicht im Sand, sie brauchen tagelang kein Wasser. Ohne sie gäbe es kein Leben hier draußen, keine Dörfer, keinen Transport, keinen Tourismus. Sie sind die einzigen wahren Herren dieser Landschaft. Ich dachte an die alten Karawanen, die lange vor den Autos dieselben Wege zogen. Die Kamele waren die Verbindung zur Welt, die Brücke zwischen den Völkern.

Plötzlich hob Sultan den Kopf, ein tiefes Gurgeln. Kein Laut der Angst, sondern der Vertrautheit. Dschumri seufzte und legte sich in den kühlen Sand. Ich streichelte seinen Hals. Die Ruhe und Würde, die sie ausstrahlen, ist unglaublich. In diesem Moment, als die Sterne kamen, fühlte ich mich tief verbunden mit diesem Ort und unseren Traditionen. Ich bin Rajput Rawal, und dies ist mein Reich.

FORSTWIRTSCHAFT

Ich bin der Hans. Förster, in dritter Generation hier in Schömberg, im Nordschwarzwald. Für mich ist der Wald keine Kulisse für Sonntagsspaziergänge, nein, er ist unser Herzschlag, unser Brot, unser Zuhause. Jeden Baum, jeden Bach, jeden Weg in meinem Revier kenne ich, als wären es meine eigenen Kinder. Der Wald ist kein statischer Ort. Er lebt, er atmet, und er will gepflegt werden. Das ist unsere Aufgabe.

Heute Morgen habe ich meinen Enkel Leon mitgenommen. Teenager. Mehr Smartphone als Späne im Kopf, wissen Sie. Er trottete widerwillig neben mir her, die Nase halb im Display. „Schau dir diese Fichte an, Leon“, sagte ich und legte meine Hand auf den rauen Stamm. „Über 120 Jahre alt. Die hat den Kaiser überlebt, zwei Weltkriege und jetzt die ganze moderne Hektik.“ Leon zuckte nur mit den Schultern. „Ist nur ein Baum, Opa.“ Da musste ich lachen. „Nein, mein Junge. Das ist unser Fundament. Das ist die Forstwirtschaft in Schömberg, die unsere Dörfer überhaupt erst aufgebaut hat.“

Ich zeigte ihm die alten Fachwerkhäuser im Tal. Das Holz dafür? Alles von hier. Der Wald schützt uns vor Erosion, filtert unser Wasser und gibt uns die Luft zum Atmen. Er ist alles.

Wir gingen weiter zu einer Lichtung mit jungen Setzlingen. Sauber in Reihen, wie es sein muss. Nachhaltigkeit, erklärte ich ihm. Das ist das Wort, das wir hier am meisten lieben. Wir nehmen nur, was nachwachsen kann. Wir pflegen ihn, damit er dem Klimawandel standhält. Ein Kreislauf, den wir seit Jahrhunderten mit Respekt behandeln. Ich zeigte ihm, wie man einen jungen Baum von überwucherndem Zeug befreit, und redete über die Wirtschaft – die Sägewerke, die Schreiner, die Schnitzer. Es geht um Arbeit, um Sinnhaftigkeit.

Langsam sah ich, wie Leons Widerstand bröckelte. Er sah nicht mehr nur grüne Masse, sondern ein sorgfältig bewirtschaftetes Werk. Auf dem Heimweg blieb er stehen und schaute sich die majestätischen Tannen an. „Opa“, fragte er, „wenn die alte Fichte da gefällt werden muss, wer entscheidet das?“

Ich lächelte. Endlich die richtige Frage. „Das entscheide ich, Leon. Und ich tue das mit dem Respekt, den ein alter Freund verdient. Wir sind hier nicht die Herren des Waldes, wir sind seine Hüter.“ Das ist die wahre Bedeutung der Forstwirtschaft in Schömberg. Leon nickte. Ich wusste, dass er es verstanden hatte. Er wird seinen Teil zu diesem Erbe beitragen. Der Wald und wir, wir gehören zusammen.





ST MICHAEL'S MOUNT

Ich bin Denzel, Touristenführer hier in Cornwall. Wenn ich unseren Gästen St. Michael's Mount zeige, dann erzähle ich ihnen nicht einfach Fakten, sondern ich öffne das Tor zu einer Welt voller Legenden, die hier lebendig sind. Für mich erhebt sich dieser Mount wie eine Insel aus dem Märchenreich aus dem Meer, oft umhüllt von jenem mysteriösen Nebel, der alles magisch erscheinen lässt – als ob die Vergangenheit direkt vor ihren Augen Gestalt annimmt.

Ich erkläre ihnen, dass bei Ebbe der erhöhte Damm zum Vorschein kommt, der die Insel mit dem Festland verbindet. Es ist ein besonderer Moment, über diesen alten, mit Kopfsteinpflaster belegten Weg zu gehen. Bei Flut, nur wenige hundert Meter vor der kleinen Stadt Marazion, scheint die Insel unerreichbar – als ob sie sich weigert, ihre Geheimnisse zu teilen. Dieses ständige Spiel der Gezeiten allein ist schon faszinierend und lehrt uns, dass nichts von Dauer ist, außer dem Rhythmus der Natur.

Ich erzähle ihnen von den alten kornischen Namen, die „alter Felsen im Wald“ bedeuten, und zeige ihnen Bilder von Unterwasserausgrabungen, die tatsächlich Überreste eines versunkenen Waldes zutage gefördert haben. Und natürlich erzähle ich die Legenden. Von König Artus, der hier eine große Schlacht gegen einen Riesen führte – ich zeige auf die Stelle, wo der Riese angeblich fiel, und sehe das Staunen in ihren Augen.

Ich lasse sie die Geschichte spüren, wie der Mount der letzte Überrest des legendären Landes Lyonesse sein soll, das bis zu den Scilly-Inseln reichte und in einer einzigen Nacht in den Fluten versank. Und dann ist da noch die Geschichte von Joseph von Arimathäa, dem Onkel Jesu, der hier gelandet sein soll, als er mit Zinn handelte. Oder, wie es die ganz alten Legenden erzählen, als er den Heiligen Gral mitbrachte. Die Augen meiner Gäste leuchten bei dieser Vorstellung, und ich sehe, wie sie sich vorstellen, wie der Gral hier versteckt sein könnte, vielleicht in der alten Priorei auf dem Gipfel, wo heute das Schloss steht.

Für mich ist St. Michael's Mount mehr als nur ein Wahrzeichen von Cornwall; es ist ein lebendiges Buch der Geschichten, das ich jeden Tag aufs Neue öffne und weitererzähle. Ein Geheimtipp, den ich gerne mit der Welt teile, weil ich glaube, dass jeder ein bisschen von dieser Magie und diesem Staunen in seinem Leben braucht.

SCHLUCHSEE GRAFFITI

Ich bin Herbert. Ein Sprayer. Manche nennen mich einen Künstler, manche einen Vandalen – mir egal. Ich sehe die Welt in Flächen und Farben, und der Schluchsee im Schwarzwald ist für mich das ultimative Duell. Jahrhundertlang war dieser tiefblaue See nur die Leinwand der Natur, bekannt für seine unberührten Spiegelungen der Tannenbäume und des Himmels. Langweilig. Zu perfekt.

Ende der 90er Jahre habe ich das geändert. Ich war einer der Jungs, die die grauen Betonwände und Brückenbögen rund um den Stausee als unsere Leinwand entdeckten. Die Leute sahen es als Vandalismus, als eine Schande für die Postkartenidylle. Aber wir kämpften für Akzeptanz, für legale Flächen, um unsere farbenfrohen Visionen in diese makellose Landschaft zu brennen. Ich wollte, dass die Jugend einen Platz hat, dass unsere Stimmen gehört werden, abseits der stillen Wälder und der traditionellen Kuckucksuhren-Kultur.

Die „Geschichte“ der Spiegelungen und meiner Graffitis hier ist eine Geschichte der Kontraste. Da ist diese ruhige, unberührte Schönheit der Natur, die sich im Wasser spiegelt, und dann ist da meine rohe, urbane Ausdruckskraft, die sich auf den von Menschenhand geschaffenen Strukturen manifestiert. Es ist die stille Spannung zwischen der jahrhundertealten Tradition des Schwarzwalds und meiner modernen, vergänglichen Kunstform, die sich kühn in die Idylle einschreibt. Manchmal, wenn ich dort sitze, höre ich fast das Murren der alten Tannen über den Neonfarben, die ich ihnen vorsetze.

Es gibt seltene, magische Momente, die mich immer wieder an den See zurückkehren lassen. Ich erinnere mich, wie das Licht eines Tages perfekt auf ein Stück fiel, das ich gerade fertiggestellt hatte, ein großes, abstraktes Werk in Türkis und Orange. Die Farben meines Graffitis spiegelten sich im dunklen Wasser wider. Für einen flüchtigen Augenblick gab es eine Harmonie zwischen meinen Farben, dem Himmel und dem Grün der Tannenbäume, zwischen meiner Welt und der Natur. Es war, als ob der See meine Kunst akzeptierte, wenn auch nur für einen Moment, bevor die Wellen das Bild wieder verzerrten.

Und genau das ist die Schönheit daran – es ist vergänglich, flüchtig, wie das Leben selbst. Meine Arbeit ist ein Dialog, eine provokante Frage an die Stille des Schwarzwalds, die für einen kurzen Moment im Wasser widerhallt.





GYMNOPIIUS

Ich bin Gaby, Pilzsammlerin aus dem Nordschwarzwald. Ich kenne jeden Winkel unseres Waldes und suche nicht nur nach Speisepilzen, sondern nach den Geschichten, die unter dem schützenden Blätterdach alter Tannen verborgen liegen. An diesem Morgen stolperte ich über eine besonders berührende: die Geschichte eines moosbedeckten Baumstumpfes, ein stilles Relikt eines längst verschwundenen Riesen, der hier vor langer Zeit gestürzt sein muss.

Der Stumpf, einst mächtig und hoch, war jetzt vollständig mit einem dicken, weichen Teppich aus üppigem grünem Moos bedeckt, das das wenige Licht wie ein Schwamm aufsaugte. Es fühlte sich an wie Samt unter meinen Fingern. Hier, in dieser feuchten, schattigen Welt, die ich so liebe, erwachte der Herbst in seiner vollen, stillen Pracht.

Eingebettet in das smaragdgrüne Polster wuchsen Pilze der Gattung Gymnopilus in kleinen, dichten Gruppen. Ihre Hüte leuchteten in einem Spektrum von Rostrot bis zu warmem, schimmerndem Goldgelb, als wollten sie das fehlende Sonnenlicht auf dem Waldboden ersetzen und den dunklen Ort erhellen.

Die Geschichte, die sie erzählten, war eine Geschichte von Symbiose und verborgenen Reichtümern, die dem bloßen Auge verborgen bleiben. Die Pilze schienen dem Moos zuzuflüstern, während sie gemeinsam unermüdlich daran arbeiteten, den harten Baumstumpf in seine Bestandteile zu zerlegen und wertvolle Nährstoffe an den Waldboden zurückzugeben. Es ist dieser ewige Kreislauf des Lebens, den ich hier so deutlich sehe.

Es war ein Mikrokosmos voller Poesie, den ich dort entdeckte: Die zarten, vergänglichen Hüte, die oft nur wenige Tage blühen, standen im perfekten Kontrast zu dem beständigen, weichen Moosteppich – ein perfektes kleines Kunstwerk, das die verborgene Magie des Waldes einfing. Ich sammelte keine dieser Pilze; ich ließ sie dort, als Teil dieser stillen, kleinen Geschichte von Leben, Tod und Wiedergeburt, die ich entdeckt hatte, um sie mit nach Hause zu nehmen – in meinen Gedanken und in meinem Herzen. Und ich wusste, ich würde zurückkommen, um zu sehen, wie die Geschichte weitergeht.

LIMES TURM

Ich bin Cäsar, Metzger hier in Schwäbisch Gmünd, und ich sage Ihnen: Ordnung muss sein. Mein Großvater hat mir das schon immer gesagt, und wenn ich die alten Fundamente sehe, die hier im Boden liegen, dann weiß ich, dass dieser Grundsatz schon vor fast 2000 Jahren galt, als die Römer das Sagen hatten. Sie bauten den Limes, eine beeindruckende Grenze, die wir heute noch in unserem Tal spüren und die unsere Landschaft prägt.

Hier im malerischen Rotenbachtal, wo die Täler auf die Alb treffen, trafen der Obergermanische und der Raetische Limes aufeinander. Das war die Grenze zwischen zwei römischen Provinzen, hier war Schluss mit lustig! Hunderte von Wachtürmen standen entlang dieser 550 Kilometer langen Linie, wie stille Wächter, die das Land bewachten.

Die Römer, das waren schon ordentliche Kerle, da stimmte die Planung. Die Türme, meist aus Holz oder Stein gebaut, wurden in Sichtweite zueinander errichtet, damit man sich immer sehen konnte. Von der obersten Etage, dem Wachraum, hielten Soldaten Wache, oft Hilfstruppen aus weit entfernten Teilen des Reiches. Wenn es Ärger gab, lösten sie mit Signalhörnern oder Lichtsignalen Alarm aus und alarmierten die schnellen Eingreiftruppen in den hinteren Festungen, wie der nahe gelegenen Festung Schirenhof. Da gab es keine halben Sachen, die Sicherheit hatte Priorität!

Für die Römer symbolisierten diese Türme und die dazugehörigen Grenzanlagen aus Wällen, Gräben und Palisaden die Zivilisation im Gegensatz zur Wildnis Germaniens. Es war eine tägliche Erinnerung an die römische Ordnung und Macht.

Heute sind die meisten dieser Türme verschwunden. Aber ihre Fundamente und die Überreste der Wälle zeugen noch immer von dieser fernen Zeit. In Lorch, gleich bei uns, gibt es sogar eine detailgetreue Rekonstruktion eines Wachturms. Ich empfehle jedem, da mal hinzugehen und sich das anzuschauen. Man bekommt einen lebendigen Eindruck vom Leben an der Grenze. Die Geschichte einer Grenze, die das Leben in der Region über 150 Jahre lang prägte, bis die Römer sie im 3. Jahrhundert n. Chr. aufgaben und das Land den Alemannen überließen. Heute ist das alles ein wertvolles UNESCO-Weltkulturerbe, und ich, als Cäsar der Metzger, schätze diese Ordnung, diese Geschichte und die Wurst, die wir hier produzieren, sehr.





BAKEN

Ich bin Finn, Kapitän zur See. Die oft tückische Küste von Sylt, die von den unberechenbaren Gezeiten der Nordsee umspült wird, kenne ich wie meine eigene Westentasche. Die Geschichte der Leuchtfeuer hier ist für mich der ewige Kampf zwischen Mensch und Meer, den ich mit dem größten Respekt betrachte.

Lange bevor moderne Leuchttürme und GPS die Navigation sicher machten, waren diese einfachen, aber unverzichtbaren Holzkonstruktionen unsere einzigen Hoffnungsträger. Es waren markante Holzrahmen, oft leuchtend rot gestrichen und mit bestimmten geometrischen Formen wie Dreiecken oder Kreuzen gekrönt. Sie waren keine Leuchttürme, die im Dunkeln leuchteten, nein. Ihr Geheimnis lag in ihrer Präzision während des hellen Tages, wenn die Sonne auf die rote Farbe fiel.

Sie dienten als geniale Orientierungspunkte. Ihre strategische Platzierung war entscheidend. Wenn ein Kapitän vom Meer aus zwei Leuchtfeuer exakt übereinander sah, wusste er Bescheid. Diese Peilung zeigte die sicheren Fahrrinnen durch die gefährlichen Sandbänke und Untiefen der Insel.

Diese stillen Wächter waren von existenzieller Bedeutung. Ein kleiner Fehler in der Peilung, ein winziger Moment der Unachtsamkeit, und das Schiff und seine Mannschaft waren verloren, zerschellt an den tückischen Sandbänken, die sich mit jeder Flut verändern. Die „Geheimnisse“ der Leuchtfeuer waren daher lebenswichtiges Wissen, das von Generation zu Generation von Lotsen und Fischern weitergegeben wurde. Ich habe selbst noch von meinem Großvater gelernt, wie man das Peilkreuz richtig anlegt und welche Form für welche Rinne steht. Dieses Wissen war kostbarer als jede Seekarte.

Heute sind die meisten dieser alten Leuchtfeuer durch moderne Technologie überflüssig geworden, doch einige stehen noch immer am Strand, insbesondere im Norden bei List am Ellenbogen, wo sie symbolisch die Seegrenze markieren. Sie erzählen die stille Geschichte mutiger Seefahrer, von der ständigen Angst vor Schiffbruch und von der stillen, verlässlichen Führung, die wir in den einfachen, aber lebensrettenden Holzmarkierungen fanden.

Für mich sind sie eine nostalgische Erinnerung an eine Zeit, in der die Navigation noch eine Kunst war, die eng mit der Beobachtung der Natur und der tiefen Kenntnis der lokalen Gewässer verbunden war, eine Zeit, die ich als Kapitän nie vergessen werde.

ALLIUM

Ich bin Gisela, Lehrerin in Mühlacker. Die Geschichte des Zierlauchs hier ist für mich untrennbar mit der Gartenschau Enzgärten 2015 verbunden. Dieses Ereignis hat unsere Stadt verändert, ihr ein neues, grünes Zentrum gegeben, und ich war mit meiner Schulklasse live dabei.

Die Geschichte begann Jahre zuvor mit einer kühnen Vision: Unsere Stadt, lange Zeit durch den kanalartigen Fluss Enz geteilt, sollte wieder zusammenwachsen. Die Planer hatten die Idee, die Ufer in einen Naturpark zu verwandeln. Allium – Zierlauch – spielte bei der Gestaltung der Blumenbeete eine entscheidende Rolle.

Im Herbst vor der Ausstellung wurden Tausende von Zwiebeln gepflanzt. Ich erinnere mich, wie wir mit den Kindern zugeschaut haben, wie die Gärtner die kleinen, unscheinbaren Zwiebeln in die Erde brachten. Sie waren das Herzstück der „Staudengärten“ und „Exotischen Gärten“ auf der neu gestalteten, urbaneren Seite der Enz. Die Planer wählten Allium wegen seiner einzigartigen, fast architektonischen Form und seiner leuchtenden Farbe.

Als die Gartenschau im Mai 2015 eröffnet wurde, offenbarte sich das Wunder. Ich führte meine Schulklasse über die Wege, und wir waren alle fasziniert: Hunderte von hohen, schlanken Stielen ragten aus dem unscheinbaren Boden empor, gekrönt von riesigen, perfekt runden, violetten Blütenkugeln. Sie schwebten über den anderen Pflanzen, setzten auffällige Akzente und boten ein surrealistisches Bild, das die Kinder und alle Besucher in seinen Bann zog. Für viele, auch für uns, wurde die Zierlauchpflanze zu einem der beliebtesten Fotomotive der gesamten Ausstellung.

Die Geschichte des Alliums in Mühlacker ist somit eine Metapher für die gesamte Gartenschau: Sie symbolisiert die Umwandlung ungenutzter Uferbereiche in ein blühendes, lebendiges Zentrum und steht für die ästhetische Kraft der Natur, die – gekonnt inszeniert – die Herzen der Menschen berührt und ein bleibendes grünes Vermächtnis in unserer Stadt hinterlässt. Ich bin froh, dass meine Schülerinnen und Schüler das miterleben durften.





BIKER PARADIES

Ich bin Steve, ein pensionierter Engländer, und wenn ich an Bo Klua denke, geht mir das Herz auf. Die Geschichte der Straßen hier in der Provinz Nan, Thailand, ist für mich keine alte Sage, sondern eine moderne Legende, in der es um Freiheit, Asphalt und die atemberaubendste Natur geht, die ich je auf zwei Rädern erlebt habe.

Früher, so habe ich mir sagen lassen, waren die Straßen nach Bo Klua, einem kleinen Dorf, das für seine traditionelle Salzproduktion bekannt ist, einfach und oft beschwerlich. Aber in den letzten Jahrzehnten geschah etwas, das die Region für immer veränderte: Die Straßen wurden asphaltiert und ausgebaut. Das war der Moment, der alles veränderte, der Traum eines jeden Bikers, der wahr wurde.

Diese Entwicklung schuf den legendären „Nan Loop“, ein Netz von Bergstraßen, das heute als eine der besten Motorradstrecken der Welt gilt. Die Route 1081 und die steilere Route 1256 durch den Doi Phu Kha-Nationalpark stehen im Mittelpunkt dieser Geschichte. Die Straßen schlängeln sich in schwindelerregenden Serpentina und weiten, geschwungenen Kurven durch eine majestätische Berglandschaft, vorbei an Reisfeldern und Dschungel.

Für mich als Biker ist das ein unvergleichliches Fahrerlebnis. Die Stille der Berge, unterbrochen nur vom satten Sound meines Motors, die Freiheit in jeder Kurve und die atemberaubende Aussicht über den Wolken – das ist es, wofür ich lebe. Es ist unglaublich, die Straßen sind perfekt asphaltiert, der Verkehr ist minimal und es gibt keine Geschwindigkeitskontrollen – ein wahres Paradies für uns Biker.

Hier handelt es sich auch um den Wandel der Region: Was einst ein abgelegenes, unbekanntes Salzbergbaudorf war, ist heute ein weltbekannter Treffpunkt für Motorradfans. Wir bringen Leben und Tourismus in die Gegend, auch wenn dieser Wandel für die lokale Bevölkerung nicht ohne Herausforderungen ist, wie ich bei meinen Gesprächen mit den Einheimischen lerne. Aber letztendlich ist es die Geschichte einer Straße, die nicht nur zwei Orte verbindet, sondern auch meine Leidenschaft für Abenteuer und die Schönheit dieser unberührten Landschaften.

BO KLUA

Ich bin Mali, Salzkocherin in Bo Klua. In der stillen Morgendämmerung, wenn das Wasser unseres kleinen Flusses über die moosbedeckten, glatten Felsen fließt, spüre ich die Geschichte, die dieser Ort erzählt. Sie ist still, persönlich und tief in meinem Herzen verwurzelt. Sie handelt von mir, einer jungen Frau, deren Großeltern noch immer das kostbare Salz in den alten Brunnen kochen. Unsere Familie lebt seit Generationen vom weißen Gold der Berge.

Mein Herz war lange Zeit unruhig, so unruhig wie das Wasser, das über die Steine tanzt und sich seinen Weg bahnt. Ich suchte nach einem Sinn, der über die harte Arbeit des Salzsiedens hinausging. Doch ich fand meinen Frieden an einem bestimmten Ort, dort, wo der Fluss eine kleine Kaskade bildet und das Wasser zur Ruhe kommt.

Auf einem der größten, flachen Felsen, die wie Inseln im Bach liegen, steht eine einfache, weiß gestrichene Holzbank – ein Geschenk meines Vaters, ein Ort des Verweilens und der Kontemplation. Jeden Abend, wenn die Sonne die Berggipfel in goldenes Licht taucht und die Schatten lang werden, sitze ich auf dieser Bank. Ich blicke auf die spiegelglatte Oberfläche des Wassers, in der sich die tiefgrünen Berghänge spiegeln.

Die Dorfbewohner nannten den Ort bald „Malibanks Felsen“, und ich wurde zu einem vertrauten Anblick, einem Teil der Landschaft, genau wie die alten Salzwasserbrunnen und die Reisfelder, die uns umgeben. Man sagt, dass jeder, der mich dort sitzen sieht und einen Moment innehält, ein tiefes Gefühl der Ruhe verspürt. Vielleicht, weil sie in meinem stillen Beobachten die Verbindung zu unseren Wurzeln sehen.

Die Geschichte handelt von der Suche nach innerem Frieden und der tiefen Verbindung zur Natur, die in Bo Klua so präsent ist. Dies ist die stille Poesie einer Frau. Sie fand ihren Platz im Fluss des Lebens. Sie sitzt auf einem weißen Sitz. Dieser thront auf einem uralten Felsen. Sie lauscht dem Wasser. Das Wasser erzählt die Geschichte ihres Salzes. Es erzählt die Geschichte ihres Dorfes. Es erzählt die Geschichte ihres ewigen Kreislaufs des Lebens.





TOWER BRIDGE

Ich bin Harold Steptoe, Schrotthändler aus Leidenschaft, und wenn ich die Tower Bridge sehe, dann sehe ich nicht nur Stein und Stahl, sondern die Geschichte Londons – und eine Menge altes Eisen! Mein Vater Albert, der alte Gauner, erzählte mir immer Geschichten über den Bau dieses monströsen, aber prächtigen Dings.

Ende des 19. Jahrhunderts, als London aus den Nähten platzte und der Verkehr auf der Themse zunahm, da musste eine neue Brücke her, östlich der alten London Bridge. Nach einem öffentlichen Wettbewerb wurde 1884 der Entwurf von Architekt Sir Horace Jones und Ingenieur John Wolfe Barry ausgewählt. 1886 ging es dann los, der Bau dauerte acht lange Jahre. 432 Bauarbeiter schufteten an diesem Projekt. Und das Beste daran? Über 11 000 Tonnen Stahl wurden in diesen Koloss gesteckt! Da leuchten meine Schrotthändler-Augen.

Sie haben ihr dieses unverwechselbare neugotische Aussehen verpasst, damit es zum nahe gelegenen Tower of London passt – eine schicke Verkleidung aus kornischem Granit und Portland-Stein, die das rohe Eisen verbirgt. Am 30. Juni 1894 wurde das Ding dann vom Prinzen und der Prinzessin von Wales offiziell eröffnet.

Ein Wunderwerk der viktorianischen Ingenieurskunst! Eine kombinierte Klapp- und Hängebrücke, deren mittlere Fahrbahn mithilfe einer wasserbasierten Hydraulik geöffnet werden konnte, um den Schiffsverkehr passieren zu lassen. Die ursprünglichen Dampfmaschinen pumpen Druckwasser in große Reservoirs, um die Klappbrücken in nur zwei Minuten anzuheben. Genial, sage ich Ihnen. Und die Fußgänger? Die konnten während des Öffnungsvorgangs einfach die oberen, heute verglasten Gehwege benutzen – das war Weitsicht, mein Freund!

Ich erinnere mich an all die Geschichten. Und dann die Sache mit Bill Clinton 1997! Da wollte er drüberfahren, und zack, die Brücke geht für ein Schiff hoch, der Schiffsverkehr hat Vorfahrt. Da sieht man's mal wieder: In London hat das Schiff immer Vorfahrt, egal, wer da im Auto sitzt!

Heute wird die Brücke elektrisch betrieben und sie öffnet nur noch etwa 800 Mal im Jahr. Zu meiner Zeit, oder besser gesagt zur Zeit meines Vaters, waren es über 6000 Mal im Jahr der Eröffnung. Das zeigt den Wandel. Sie ist eines der berühmtesten Wahrzeichen Londons geworden, das täglich von rund 40 000 Menschen überquert wird. Ein lebendiges Denkmal, das mich immer an die glorreiche Zeit des Stahls und der echten Arbeit erinnert. Ein bisschen Schrott von gestern, aber mit Stil, und immer noch ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt, der seinen Job macht!

BROUGHAM CASTLE

Ich bin Roger. Die Geschichte von Brougham Castle ist die Geschichte meiner Familie, ein Erbe, das tief in den Boden Cumbrias eingegraben ist. Wir blicken auf fast ein halbes Jahrtausend zurück, in dem dieser strategisch wichtige Ort, an dem schon die Römer ihre Festung Brocavum hatten, unser uneinnehmbares Zuhause war. Das Land um uns herum war oft umkämpft, doch unsere Mauern boten Sicherheit und ein Zentrum der Macht.

Alles begann im frühen 13. Jahrhundert, um 1203, als der normannische Baron Robert de Vieuxpont, unser Vorfahre durch die weibliche Linie, mit dem Bau der ersten Steinfestung begann. Es war ein wichtiger Verteidigungsposten gegen die Schotten, die immer wieder über die Grenze kamen, um zu plündern. Die Burg war der Stammsitz unserer mächtigen Familie Clifford, die sie über 450 Jahre lang besaß. Wir waren die Herren dieser Ländereien, die Wächter der Grenze.

Im 14. Jahrhundert, unter Roberts und später meiner Führung, wurde Brougham Castle umfassend erweitert. Wir bauten ein doppeltes Torhaus, um die Angreifer abzuschrecken, errichteten eine massive steinerne Ringmauer und den markanten „Tower of League“. All das, um die Verteidigungsanlagen zu verstärken und uns mehr Wohnraum zu schaffen, der unserem Status entsprach. Es war eine Zeit des Wachstums und der Macht, in der die Burg zu ihrer vollen Pracht erstrahlte.

Nach den Zerstörungen durch den englischen Bürgerkrieg erlebte die Burg im 17. Jahrhundert eine letzte, stolze Blütezeit. Lady Anne Clifford, eine entschlossene Erbin unserer Ländereien, ließ die Burg in den 1650er und 1660er Jahren restaurieren. Sie machte Brougham Castle zu einer ihrer Residenzen und starb hier 1676 in Würde. Sie war eine starke Frau, die unser Erbe mit Zähnen und Klauen verteidigte und die Burg wieder zum Leben erweckte.

Nach ihrem Tod ging die Burg an die Earls of Thanet über, die leider kein Interesse an unserem Anwesen hatten und es einfach verfallen ließen. Die Möbel und Einrichtungsgegenstände wurden verkauft, und Brougham Castle wurde zu einer malerischen Ruine, ein trauriger Schatten seiner selbst. Es schmerzt mich, das so zu sehen, aber die Zeit ändert alles.

Heute werden die Ruinen von English Heritage verwaltet und sind für Besucher geöffnet. Sie können die gut erhaltenen Überreste der mittelalterlichen Militärarchitektur und die reiche Geschichte unseres Ortes erkunden. Und auch wenn nur noch die Steine übrig sind, die Geschichte der Cliffords und unseres Schlosses lebt in diesen alten, ehrwürdigen Mauern weiter, ein ewiges Zeugnis unserer Zeit.





DOOR KNOCKER

Ich bin James, der Schmied. Meine Hände haben schon viele Eisen geformt, aber keines mit einer solchen Geschichte wie den Türklopfer von Brougham. Die Geschichte dieses Stücks ist eng mit der Brougham Hall und der weit entfernten Kathedrale von Durham verbunden, die bis ins 12. Jahrhundert zurückreicht. Es gibt nur vier Exemplare dieses einzigartigen Designs auf der Welt, und ich habe mit einer Nachbildung davon zu tun gehabt.

Das Original, ein aufwendig gearbeiteter Ring mit einem Löwenkopf, schmückte seit dem Jahr 1172 die Nordtür der Kathedrale von Durham. Im mittelalterlichen englischen Gewohnheitsrecht war das ein mächtiges Symbol für Zuflucht und Schutz. Jeder Flüchtige, der diesen Ring ergriff, dem wurde Asyl in der Kirche garantiert – ein mächtiger Schutz vor seinen Verfolgern.

Ein ähnliches Exemplar, allerdings aus Eisen und nicht aus Bronze, befand sich hier in Brougham, ein Zeichen für die Bedeutung unseres Ortes. Dieses überstand Kriege und die Wirren der Zeit, wurde jedoch schließlich gestohlen und landete, wie man so hört, bei einer Auktion bei Sotheby's. Ein Schandfleck für unser Dorf und eine Schande für die Geschichte, die damit gestohlen wurde.

In den 1990er Jahren, als der Brougham Hall Charitable Trust sich um einen Ersatz bemühte, kam ich ins Spiel. Sie wollten eine Replik, die dem Original in nichts nachsteht. Das war keine einfache Arbeit. Es gab komplexe Verhandlungen und technische Herausforderungen, und man verweigerte uns die Nutzung einer vorhandenen Form. Also schnitzten wir ein Holzmodell, detailgetreu, mit all der Ehrfurcht, die dieses Symbol verdient, bis jede Strähne des Löwenkopfes saß.

1993 wurde eine Bronzereplik angefertigt und feierlich an der Tür von Brougham Hall angebracht. Die Geschichte dieses Türklopfers ist keine Legende über Geister oder das nahe gelegene alte Schloss. Sie ist vielmehr eine faszinierende Erzählung über mittelalterliches Asylrecht, Diebstahl und die entschlossene Wiederherstellung eines historischen Symbols hier in Brougham Hall. Und ich bin stolz, dass ein Stück meiner Arbeit ein Teil dieser lebendigen Geschichte ist, die zeigt, dass Tradition und Handwerk auch in der modernen Welt ihren Platz haben.

SÜHNE-TEMPEL

Ich bin Don Carlos, Priester am Temple Expiatori del Sagrat Cor. Meine Geschichte ist die Geschichte dieses heiligen Ortes hoch oben auf dem Tibidabo-Berg, von dem aus wir fast die gesamte Stadt Barcelona überblicken.

Alles begann im späten 19. Jahrhundert, als eine Gruppe gläubiger Bürger das Grundstück erwarb, um der zunehmenden Säkularisierung der Stadt entgegenzuwirken. Anlässlich des Besuchs von Giovanni Bosco, dem Gründer der Salesianer, in Barcelona im Jahr 1886, wurde das Grundstück seinem Orden anvertraut. Ich sehe dies als göttliche Fügung. Der Grundstein für unsere Kirche wurde in einer feierlichen Zeremonie am 28. Dezember 1902 gelegt.

Der Entwurf stammte von Enric Sagnier, der sich von der majestätischen Sacré-Cœur-Basilika in Paris inspirieren ließ und Neugotik mit neobyzantinischen Elementen kombinierte. Die Bauarbeiten zogen sich über Jahrzehnte hin, da sie fast ausschließlich durch Spenden finanziert wurden – daher der Name „Sühnekirche“ oder „Expiatori“. Es war ein Werk der Hingabe.

Zuerst wurde die Krypta gebaut und 1911 fertiggestellt. Die Hauptkirche selbst entstand zwischen 1915 und 1951. Nach dem Tod von Enric Sagnier im Jahr 1931 übernahm sein Sohn Josep Maria Sagnier i Vidal das Projekt und vollendete das Werk seines Vaters. Im Jahr 1952 wurde die Kirche geweiht, aber die Türme und die krönende Statue folgten erst später. Der Bau wurde schließlich 1961 offiziell abgeschlossen.

Die Kirche wird von einer beeindruckenden, riesigen Bronzestatue des Heiligen Herzens Jesu gekrönt. Seine Arme sind schützend über Barcelona ausgebreitet – ein Anblick, der an die Christusstatue in Rio de Janeiro erinnert. Die ursprüngliche Statue wurde während des Spanischen Bürgerkriegs zerstört; ein schmerzlicher Verlust, der 1950 durch die heutige ersetzt wurde.

Heute ist der Temple Expiatori del Sagrat Cor nicht nur ein spirituelles Zentrum, sondern auch ein beliebtes Ausflugsziel. Ich sehe die Besucher, die hierherkommen, um einen der spektakulärsten Panoramablicke auf die pulsierende Stadt Barcelona und das Mittelmeer zu genießen. Für mich ist es ein Ort des Glaubens, der Hoffnung und der Geschichte, der die Gläubigen und die Suchenden gleichermaßen anzieht.





BHAWA-PASS

Ich bin Tenzin, ein Hirte. Der Bhawa-Pass, ein Gigant aus Fels und Eis, ragte über 5000 Meter empor und stellte für mich und meine widerstandsfähige Herde eine gewaltige, aber unvermeidbare Hürde dar. Diese Überquerung ist unser jährliches Ritual, eine Prüfung unserer Ausdauer und unseres Mutes inmitten der unerbittlichen Schönheit des Himalaya. Mein Gesicht ist von der Sonne in großer Höhe und dem beißenden Wind gezeichnet. Ich blickte auf den fast senkrechten Aufstieg, der vor mir lag, und murmelte zu meinem treuen Schäferhund: „Der Berg ruft.“

Im Morgengrauen, als die Temperaturen weit unter den Gefrierpunkt fielen, begannen wir den Aufstieg. Die Luft war so dünn, dass jeder Atemzug brannte, und die Kälte drang trotz dicker Wollkleidung durch alle Schichten. Die Schafe, robust und an die extremen Bedingungen angepasst, folgten meiner Führung auf schmalen, felsigen Pfaden, die sich gefährlich entlang der steilen Hänge schlängelten.

Ein ständiger Kampf gegen die Elemente prägte den Aufstieg. Windböen fegten über die Bergrücken und waren stark genug, einen Menschen aus dem Gleichgewicht zu bringen. Der Schnee lag tief in den Mulden, und an einigen Stellen mussten mein Hund und ich die Herde mühsam durch mannshohe Verwehungen führen. Jeder Schritt erforderte Konzentration; ein Fehltritt hier oben bedeutete den sicheren Tod im Abgrund.

Nach stundenlangem, anstrengendem Erklimmen erreichten wir endlich den windgepeitschten Gipfel des Passes. Ein kleiner Schrein, geschmückt mit bunten Gebetsfahnen, flatterte wild im eisigen Wind. Ich hielt inne, meine Brust hob und senkte sich vor Anstrengung, und ich betete still für die sichere Überfahrt meiner Herde und meiner Vorfahren, die denselben Weg gegangen waren. Der Anblick, der sich mir bot, war von erhabener, ehrfurchtgebietender Schönheit – endlose Reihen schneebedeckter Gipfel, die in den Himmel ragten.

Der Abstieg ins nächste Tal war nicht weniger anspruchsvoll. Die Hänge waren steil und rutschig, und wir Hirten mussten die Herde vorsichtig führen, um Stürze zu vermeiden. Aber mit jedem Meter, den wir an Höhe verloren, wurde die Luft wärmer und das Atmen leichter. Als die Sonne tief im Westen stand und die Schatten der Berge sich über das Land ausbreiteten, erreichten wir die ersten üppigen Weiden des tiefer gelegenen Tals. Die Schafe, erschöpft, aber in Sicherheit, begannen sofort zu grasen.

Ich schlug mein Zelt auf, entfachte ein Feuer und blickte zurück auf den gigantischen weißen Riesen, den wir bezwungen hatten. Ein weiteres Jahr, eine weitere erfolgreiche Überquerung – der Bhawa-Pass hatte seine Herausforderung gestellt, und ich, Tenzin, und meine Herde hatten sie gemeistert.

SHERPAS

Ich bin Arjun, ein Sherpa, ein Bergführer. Der Monsun hatte die Flüsse des Himalaya in reißende Wildflüsse verwandelt. Ich blickte auf das schäumende, milchige Wasser, das uns den Weg versperrte. Die Gruppe von Bergsteigern stand unsicher am Ufer, aber ich wusste, dass Zögern hier oben ein tödlicher Luxus war. Meine Aufgabe war es, sie sicher zum Gipfel zu führen, aber zuerst mussten wir die Naturgewalten überwinden, die uns im Weg standen.

Ich befestigte das Seil, das ich immer bei mir trug, an einem stabilen Felsen, stieg entschlossen in das eiskalte Wasser und kämpfte mich Meter für Meter durch die tückische Strömung auf die andere Seite. Nachdem ich das Seil befestigt hatte, begann die mühsame Arbeit. Während die Bergsteiger mit leichtem Gepäck folgten, schulterte ich die schweren Lasten: Zelte, Lebensmittel, Sauerstoffflaschen – das Nötigste für unser Überleben in der Höhe. Ich trug das Gewicht der Expedition nicht nur auf meinem Rücken, sondern auch auf meinen Schultern, die durch jahrelange harte Arbeit geformt worden waren.

Der Weg führte weiter, von den reißenden Flüssen zu den steilsten Bergen. Jeder Schritt war ein Kampf gegen die Schwerkraft, jeder Atemzug eine Herausforderung. Die Wege, oft nur schmale, windige Felsvorsprünge, erforderten absolute Konzentration. Ich ging voran, meine Steigeisen gruben sich in das nackte Eis, meine Hände waren vor Kälte taub, aber mein Wille blieb ungebrochen. Die Bergsteiger, selbst erfahrene Kletterer, hatten mit der dünnen Luft und der extremen Anstrengung zu kämpfen, aber ich schien unbeeindruckt. Ich war der stille Motor, die treibende Kraft, die dafür sorgte, dass die Ausrüstung intakt blieb und die Moral nicht sank.

Als sie endlich das letzte Hochlager erreichten, wo sie vor dem schlimmsten Wind geschützt waren, sahen die Bergsteiger mich mit neuem Respekt an. Sie sahen in mir mehr als nur einen Führer; sie sahen in mir einen Beschützer der Berge, dessen Stärke nicht nur in seiner körperlichen Verfassung lag, sondern auch in seiner unerschütterlichen Entschlossenheit, die Lasten der Träume anderer zu tragen. Ich zündete einen kleinen Kocher an, ein Lächeln auf meinem verwitterten Gesicht – für mich war dies nur ein weiterer Tag in den Wolken, ein weiteres Abenteuer gemeistert.





PLAIN OF JARS

Ich bin Tey, Bauer und Touristenführer in Zentral-Laos. Ich lebe inmitten eines geheimnisvollen Ortes namens „Plain of Jars“ (Ebene der Krüge), und für mich ist dies nicht nur mein Zuhause, sondern ein Ort voller uralter Geschichten, die meine Vorfahren über Generationen hinweg bewahrt haben.

Die Geschichte beginnt vor Tausenden von Jahren, lange bevor es schriftliche Aufzeichnungen gab, als eine unbekannte Kultur Hunderte, ja sogar Tausende riesiger Steinkrüge über die Landschaft verstreute. Laut lokalen Legenden war diese Region einst die Heimat von Riesen. Eine Legende erzählt von einem mächtigen König, Khun Cheung, der nach einem siegreichen Krieg riesige Krüge anfertigen ließ, um reichlich Reiswein (Lao Lao) zu brauen und seinen Triumph zu feiern. Die Krüge, von denen einige bis zu drei Meter hoch sind und viele Tonnen wiegen, zeugen von dieser legendären Zeit.

Archäologen vermuten heute, dass die Realität wahrscheinlich anders aussieht, aber nicht weniger faszinierend ist. Die gängigste wissenschaftliche Theorie besagt, dass die Krüge Teil aufwendiger Bestattungszeremonien waren. Die Toten wurden möglicherweise in die Gefäße gelegt, um dort zu verwesen, bevor ihre Knochen in einem zweiten Bestattungsritual beigesetzt wurden. Bei Ausgrabungen gefundene Knochenfragmente stützen diese Annahme. Der Ort hatte offenbar über einen langen Zeitraum, von der Eisenzeit bis vor etwa 700 Jahren, eine große rituelle Bedeutung.

Jahrhunderte vergingen, und die Steingefäße blieben geheimnisumwittert. Die moderne Welt entdeckte sie in den 1930er Jahren, aber ihre Bedeutung blieb ein Rätsel. Im 20. Jahrhundert wurde die Region während des Vietnamkriegs zu einem heftigen Schlachtfeld und litt unter schweren Bombardierungen, wodurch viele der Stätten unzugänglich wurden.

Heute ist die Ebene der Tonkrüge ein UNESCO-Weltkulturerbe und ein Symbol für die reiche, aber wenig erforschte Vorgeschichte Südostasiens. Archäologische Projekte arbeiten kontinuierlich daran, die Geheimnisse dieser stillen Zeugen der Vergangenheit zu lüften. Die Geschichte der Ebene der Tonkrüge ist eine fortlaufende Erzählung, zu der jede Entdeckung ein neues Kapitel hinzufügt, aber das grundlegende Geheimnis der alten Erbauer bleibt bestehen.

BRANDENBURGER TOR

Ich bin Hansjörg, Rentner aus Berlin. Das Brandenburger Tor ist für mich weit mehr als nur ein architektonisches Meisterwerk – es ist ein lebendiges Zeugnis der turbulenten und oft widersprüchlichen Geschichte Deutschlands. Meine eigene Geschichte ist eng damit verbunden.

Erbaut im späten 18. Jahrhundert, war es ursprünglich ein „Friedens-Tor“, ein Symbol preußischen Militarismus, entworfen, um einen würdigen Eingang in die Hauptstadt zu bilden. Ich erinnere mich an die Geschichten meines Großvaters von der Quadriga, der Siegesgöttin Victoria, die 1806 von Napoleon als Kriegsbeute nach Paris verschleppt wurde. Ihre triumphale Rückkehr nach Napoleons Sturz, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz, besiegelte die Neuinterpretation des Tores als Symbol für nationalen Triumph und Einheit.

Ich selbst habe die dunkelsten Stunden des Tores erlebt. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde es für ihre Propagandazwecke missbraucht. Die Fackelumzüge der Nazis habe ich als Kind noch gesehen, ein Bild, das sich in mein Gedächtnis eingegraben hat. Während des Zweiten Weltkriegs wurde das Tor schwer beschädigt, überstand aber als eines der wenigen Gebäude am Pariser Platz die Bombardierungen.

Nach dem Krieg fand sich das Brandenburger Tor im sowjetischen Sektor wieder, direkt an der Grenze zu West-Berlin. Mit dem Bau der Berliner Mauer im August 1961 wurde es unzugänglich und stand in dem streng bewachten Grenzstreifen. Fast drei Jahrzehnte lang war es für mich ein düsteres, unüberwindbares Mahnmal für die Teilung Deutschlands und Europas.

Die Isolation endete am 9. November 1989, dem Tag des Mauerfalls. Ich war einer der Tausenden, die zum Tor und zur Mauer strömten, um unsere wiedergewonnene Freiheit zu feiern. Über Nacht wurde das Brandenburger Tor zu einem leuchtenden, weltweiten Symbol für friedliche Revolution und Einheit.

Heute ist das aufwendig restaurierte Brandenburger Tor ein Ort der Erinnerung, des Feierns und der Begegnung. Es dient als zentraler Veranstaltungsort für Großveranstaltungen und als Wahrzeichen, das all die turbulenten Kapitel überstanden hat und nun als starkes Symbol für Demokratie, Einheit und Frieden in einem vereinten Europa steht. Und für mich, Hansjörg, ist es das schönste Tor der Welt.





HOLOCAUST-MAHNMAL

Ich bin Anna und arbeite als pflichtbewusste Angestellte inmitten der Berliner Verwaltungswelt, deren Alltag von Aktenbergen und Paragrafen geprägt ist. Ich lebe im Herzen Berlins, einer Stadt, die permanent mit ihrer eigenen komplexen Geschichte ringt. Und kein Ort verdeutlicht diesen Kampf so sehr wie das Denkmal für die ermordeten Juden Europas, besser bekannt als das Holocaust-Mahnmal, das nur wenige Gehminuten von meinem Büro nahe dem Brandenburger Tor entfernt liegt.

Für mich ist das Mahnmal mehr als nur ein Bauwerk; es ist ein ständiger, unverzichtbarer Begleiter im Stadtbild und ein zentraler Ort der Erinnerung. Ich erinnere mich noch gut an die späten 1980er Jahre, als die private Initiative der Journalistin Lea Rosh die Idee ins Rollen brachte. Was folgte, waren lange, kontroverse Debatten, die nicht nur die Berliner Politik, sondern die gesamte deutsche Gesellschaft über ein Jahrzehnt hinweg beschäftigten. Die Frage, wie man erinnern sollte, spaltete die Gemüter.

Die Entscheidung fiel schließlich 1999, als der Deutsche Bundestag den Bau des Denkmals beschloss. Der Entwurf des New Yorker Architekten Peter Eisenman setzte sich durch: ein begehbare Feld aus 2711 grauen Betonstelen unterschiedlicher Höhe, angeordnet auf einem wellenförmigen Boden. Als die Bauphase begann, war ich fasziniert von der schieren Größe des Projekts.

Doch die Kontroversen rissen nicht ab. Besonders die sogenannte „Degussa-Debatte“ sorgte für Schlagzeilen, die mich schockierten: Das Unternehmen, das die Stelen vor Graffiti schützen sollte, hatte eine Tochtergesellschaft, die während der Nazizeit an der Herstellung von Zyklon B beteiligt gewesen war. Es war ein ethisches Dilemma, das die allgegenwärtige Verstrickung der deutschen Wirtschaft in die NS-Vergangenheit brutal offenlegte.

Trotz dieser Schatten wurde das Projekt fortgesetzt. Schließlich, am 10. Mai 2005, dem 60. Jahrestag des Kriegsendes, wurde die Gedenkstätte offiziell eröffnet. Für mich war dies ein historischer Moment – das erste und einzige Mal in der Weltgeschichte, dass eine Nation eine solche Gedenkstätte für ihr eigenes größtes Verbrechen errichtete und damit öffentlich ihre historische Schuld anerkannte.

Heute, wenn ich in meiner Mittagspause einen kurzen Spaziergang mache, führt mich mein Weg oft dorthin. Ich trete in die engen, abfallenden Gänge ein. Die Architektur entfaltet sofort ihre Wirkung: Ich verliere leicht das Gleichgewicht, fühle mich isoliert und desorientiert. Eisenmans Absicht, eine einfache, vorgegebene Interpretation abzulehnen und stattdessen ein individuelles, beunruhigendes Erlebnis zu schaffen, funktioniert bei mir jedes Mal. Es erinnert mich an die Unfassbarkeit des Holocaust.

Das Mahnmal ist heute ein zentraler Anziehungspunkt für Besucher aus aller Welt, die dort innehalten, nachdenken oder einfach die einzigartige Architektur erleben. Für mich ist dieser Ort der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ein wichtiges, sichtbares Zeichen der unendlichen Erinnerung an die rund sechs Millionen ermordeten Juden Europas, direkt vor meiner Bürotür.

TECHNISCHER GIGANT

Ich bin Hugo. Mein Leben lang war ich Ingenieur aus Leidenschaft, erst in der DDR, dann im wiedervereinigten Deutschland, und mein Herz schlug immer für die Technik, die Geschichte atmet. Und keine Technik fasziniert mich so sehr wie das Schiffshebewerk Niederfinow.

Ich erinnere mich noch an die Ehrfurcht, die ich als junger Mann empfand, als ich das alte Hebewerk zum ersten Mal in voller Aktion sah. Nach siebenjähriger Bauzeit war es 1934 in Betrieb genommen worden – ein Meisterwerk seiner Zeit. Mit seiner imposanten, 60 Meter hohen Stahlkonstruktion galt es als das höchste Schiffshebewerk der Welt. Ich war stolz auf diese deutsche Ingenieurskunst. Seine Aufgabe war genial einfach: Schiffe über den Höhenunterschied von 36 Metern zwischen der Oder und dem Havel-Oder-Kanal zu heben. Ein Riesenaufzug für Kähne. Ich habe oft zugesehen, wie die 85 Meter lange Wanne Schiffe mit bis zu 1000 Tonnen in nur fünf Minuten transportierte. Es war pure Effizienz, ein Uhrwerk aus Stahl.

Im Laufe der Jahrzehnte stiegen die Transportmengen, die Binnenschiffe wurden größer und länger. Ich sah mit Sorge, wie „mein“ altes Hebewerk an seine Kapazitätsgrenzen stieß. Seine Tragfähigkeit reichte nicht mehr aus. Wir brauchten etwas Neues, etwas Größeres, etwas Moderneres.

Die Planung und der Bau des neuen Hebewerks zogen sich über viele Jahre hin. Es gab Rückschläge und Verzögerungen, aber ich wusste, dass es notwendig war. Endlich, im Oktober 2022, war es so weit: Das neue Schiffshebewerk Niederfinow wurde eröffnet. Es ist jetzt das größte und modernste Deutschlands, ausgelegt für die Dimensionen moderner Frachtschiffe. Man sagt, für die neue Konstruktion wurde mehr Stahl verwendet als für den Eiffelturm in Paris. Ein Gigant der Moderne.

Heute stehe ich oft an der Brüstung und blicke auf das faszinierende Duo. Das ehrwürdige Hebewerk von 1934 und sein moderner Nachfolger Seite an Seite. Sie erzählen die Geschichte der Binnenschifffahrt und der Ingenieurstechnik über fast 100 Jahre. Das alte Hebewerk dient jetzt als betriebliche Reserve und ist eine beliebte Touristenattraktion – eine verdiente Rente für ein Stück Technikgeschichte, das mich mein Leben lang begleitet hat.





TREPPENHAUS DER BEGEGNUNGEN

Ich bin der Emil. Mein Revier ist das Breuninger, gleich am Stuttgarter Marktplatz. Hier riecht's nach Tradition und Luxus, nach der guten alten Zeit, wissen Sie? Als Schwabe mag ich's ordentlich, und ich kenne jede der über 400 Stuttgarter „Stäffele“, die unsere Stadt durchziehen – jede hat ihre eigene Geschichte, ihren eigenen Ritter, ihren eigenen Geist.

Als ich hörte, dass in meinem alten Stamm-Modehaus von früher, gleich um die Ecke, ein neues „Haus des Tourismus“ aufmachen soll, war ich skeptisch. Im Oktober 2025 war's so weit. Ein Tourismushaus! Ob das funktioniert? Das Gebäude hat keine jahrhundertealten Legenden. Keine Gruselgeschichten. Nur moderne Architektur.

Am Tag der Eröffnung, die Neugier war stärker als meine Skepsis, habe ich meine Mittagspause genutzt und bin rüber. Und dann habe ich sie gesehen: die Treppe. Eine riesige, moderne Wendeltreppe aus Marmor und Stahl, entworfen von Aldinger und asp Architekten. Lichtdurchflutet, fast schon ein Kunstwerk. Ganz anders als meine soliden, alten Treppen im Breuninger.

Da stand eine junge Architektin namens Elena und strahlte. Sie kannte jede Biegung. Für sie war die Treppe mehr als nur Stufen zwischen der Touristeninfo unten, den Büros und der Dachterrasse. Eine Metapher für die Verbindung von altem Stuttgart und dem modernen, zukunftsorientierten Stuttgart. Ich, der alte Schwabe, hab da so meine Zweifel. Metaphern und Architekten, das ist so eine Sache.

Aber dann schmunzelte ich. Eine Familie lief aufgeregt hoch und zückte ihre StuttCard. Geschäftsleute eilten vorbei. Einheimische, wie ich, waren einfach nur scharf auf die Aussicht von der Dachterrasse. Die Treppe wurde zu einem lebendigen Ort. Plötzlich war sie voll Leben – ganz anders als die stillen, alten „Stäffele“. Für einen Moment vergaß ich sogar meine Aktenberge im Breuninger.

In diesem neuen Herzen der Stadt entfaltet sich die Geschichte Stuttgarts tatsächlich neu. Die Stadt heißt Besucher willkommen und zeigt ihnen durch ihre architektonischen „Stäffele“ neue Perspektiven. Die Elena und ihr Treppenhaus, das war das neue Herzstück dieser Begegnungen. Und selbst ein alter schwäbischer Verkäufer wie ich musste zugeben: Das haben sie gut gemacht.

HUNNENRING

Ich bin Airell, ein Name, der in unserer Sprache so viel wie „Adliger“ bedeutet. Als Edelmann des Stammes der Treverer wache ich über diesen mächtigen Ringwall, den ihr heute als „Hunnenring“ (muris gallicus) kennt. Doch lasst euch von dem Namen nicht täuschen, es ist unser Werk, das hier auf dem Dollberg thront. Mein Großvater begann mit dem Bau, als die Römer noch weit entfernt waren (ungefähr 400 v. Chr.).

Doch die Zeiten haben sich geändert. Nun, im ersten Jahrhundert vor Christus, ist unsere Anlage eine mächtige Festung, eine der beeindruckendsten in ganz Gallien. Ich stehe auf der zehn Meter hohen und 40 Meter breiten Mauer aus Stein und Holz. Der Wind pfeift durch die Zinnen. Innerhalb unserer Mauern pulsiert das Leben: Händler feilschen, Kinder lachen, und die Quelle im Inneren versorgt uns mit lebenswichtigem Wasser. Diese Festung ist unser Zuhause, unser Schutz, das Herz unseres Stammes.

Doch über den Horizont ziehen dunkle Wolken auf. Gerüchte von einem römischen Feldherrn namens Cäsar, der ganz Gallien unterwerfen will, erreichen uns mit jedem Händler. Eines Morgens sah ich sie dann selbst: eine Legion. Stahlharte, disziplinierte Männer in Reihen, die sich durch unser Land bewegten wie eine Schlange aus Metall. Mein Herz zog sich zusammen.

Im Rat waren wir gespalten. Einige wollten kämpfen, unsere mächtigen Mauern als uneinnehmbares Bollwerk nutzen. Andere, darunter auch ich, sahen die überwältigende Macht Roms und wussten, dass ein direkter Kampf nur Tod und Zerstörung bringen würde. Wir entschieden uns für den Weg der Umsicht.

Um 50 vor Christus verließen wir den Ringwall, unseren angestammten Fürstensitz, gaben die Siedlung auf, kampflös im Zuge des bello gallico (gallischer Krieg), aber nicht ohne tiefen Schmerz. Wir zogen uns in die tieferen Wälder zurück, um unsere Kräfte zu sammeln. Der mächtige Wall verfiel in der Folgezeit zu einer Ruine. Die Natur begann, sich zurückzuholen, was ihr gehörte. Die Steine sanken in sich zusammen und bildeten die heutigen beeindruckenden Erdwälle, die ihr nun bestaunt.

Ich sehe die Legionen an uns vorbeiziehen, höre ihre Kommandos in der fremden, lateinischen Sprache. Unsere Zeit als unbesiegte Herren dieses Landes neigt sich dem Ende zu. Doch die Erinnerung an Airell, den Edelmann der Treverer, und an unseren mächtigen Ringwall wird in den Steinen weiterleben, auch wenn die Römer dachten, sie hätten uns ausgelöscht. Unser Blut fließt weiter in den Adern dieses Landes.





IMPERIA

Ich bin Hans-Peter, der Bildhauer. Meine IMPERIA, die da im Konstanzer Hafen steht und sich dreht, ist kein Denkmal im herkömmlichen Sinn, das etwas idealisiert. Sie ist ein Spiegel, der der versammelten Scheinheiligkeit des Konstanzer Konzils (1414–1418) vorgehalten wird.

Damals, vor über 600 Jahren, kamen sie alle nach Konstanz: die Kardinäle, Bischöfe, Fürsten und der Kaiser selbst, um die Spaltung der Kirche zu beenden. Vier Jahre lang war die Stadt das Zentrum der christlichen Welt. Und was passierte hinter den Kulissen? Während sie über Glaubensfragen stritten, blühte das Gewerbe der „leichten Mädchen“. Tausende Huren folgten dem Tross der hohen Herren, denn wo Macht und Reichtum aufeinandertreffen, ist die Moral oft nicht weit her.

Meine Imperia, basierend auf einer satirischen Erzählung von Honoré de Balzac, ist die Rache dieser Frauen an den bigotten Würdenträgern. Sie war eine Kurtisane, die mächtigste Männer verführte und sie damit vorführte. Schaut sie euch an! Neun Meter hoch, eine imposante Frau, die selbstbewusst im Hafen steht. In ihren Händen hält sie, nackt und als lächerliche Narren dargestellt, zwei Männlein. Einer mit der Kaiserkrone, der andere mit der Tiara des Papstes. Sie sind nicht der echte Papst oder Kaiser, nein, das habe ich nie behauptet. Es sind „Narren, die sich die Insignien weltlicher und geistlicher Macht angeeignet haben“.

Die Kirche und die Stadt wollten das erst nicht. Ein „Schandmal“ sei meine Statue, sagten sie. Aber ich habe sie 1993 in einer Nacht-und-Nebel-Aktion aufgestellt, auf dem Bahngelände, wo die Stadt nichts zu melden hatte. Jetzt dreht sie sich langsam und unaufhaltsam im Kreis und erinnert alle daran, dass die Macht vergänglich und die Heuchelei der Mächtigen von damals so aktuell ist wie eh und je.

Sie ist mein Schelmenstreich gegen die Doppelmoral der Eliten und meine persönliche, kleine Rache an der Verlogenheit der Welt. Jedes Mal, wenn sie sich dreht, ist das ein stilles, ironisches Lachen von mir über all die, die sich für besser halten als andere. Sie mahnt: Die Geschichte vergisst nicht, wer die wahren Herrscher waren – oft waren es die, die man als Prostituierte verachtete, weil sie die einzigen waren, die die Männer in ihren prächtigen Gewändern wirklich durchschauten.

SONNENBLUME

Der Hochsommer hatte die Felder zwischen Gräfenhausen und Birkenfeld fest im Griff. Die Luft flimmerte über dem Asphalt, aber die Landschaft strahlte eine tiefe, zufriedene Ruhe aus. Dort, wo der Boden etwas steiniger war, stand sie: Helia, die größte und strahlendste Sonnenblume auf dem ganzen Feld. Sie ragte heraus, ihr Blütenkopf war ein strahlendes Rad aus Gold. Der Bauer, Erich Schneider, hatte die Sonnenblumen als Vogelfutter gepflanzt, aber Helia war ihm sofort aufgefallen. Sie war eine unverbesserliche Optimistin, die sich den ganzen Tag lang der Sonne zuwandte.

An einem späten Nachmittag kam Lena, eine junge Fotografin aus Pforzheim, mit ihrer Ausrüstung nach Gräfenhausen. Sie suchte ein Motiv, das die Essenz des Sommers einfing. Lena hatte schon fast aufgegeben, die meisten Blumen hingen müde in der Hitze. Aber dann sah sie Helia, die in ihrer ganzen Pracht dastand. Ihre leuchtend gelben Blütenblätter schienen das Licht nicht nur zu reflektieren, sondern es aktiv aus der untergehenden Sonne zu ziehen.

Lena stellte ihre Kamera auf, aber das Bild im Sucher war flach. Es fehlte an Gefühl. Sie rückte näher an die Blume heran. Helia schien sie mit stiller Würde anzusehen. Lena verstand: Die Blume war nicht nur schön, sie war auch widerstandsfähig. Sie war das perfekte Symbol für die Hartnäckigkeit des Lebens, das sich selbst in der sengenden Sommerhitze behauptete.

Lena wartete. Als die Sonne schließlich den Horizont berührte und das sanfte Licht der „goldenen Stunde“ die Szene in einen warmen Schein tauchte, drückte Lena auf den Auslöser. Das Foto zeigte Helia vor dem dunklen Hintergrund des nahegelegenen Waldes. Sie sah nicht erschöpft aus, sondern triumphierend. Helia strahlte das Versprechen von Fülle und Ausdauer aus.

Lena wusste, dass sie den Sommer selbst in Gräfenhausen eingefangen hatte – ein stilles, goldenes Wunder inmitten gewöhnlicher Felder.



Bilder, Hintergründe & Geschichten

Ein Fotobuch von resuimages

Herausgeber und Gestaltung

resuimages

Reiner Sutter
Kelterstraße 63
75217 Birkenfeld

Kontakt

contact@resuimages.de

Druck & Herstellung

Fomanu AG, Neustadt

Hinweis

Alle Fotografien und Texte sind urheberrechtlich geschützt.
Sie entstanden aus Momenten des Staunens und der Begegnung.
Eine Vervielfältigung oder Weitergabe ist nur mit Zustimmung des Autors erlaubt.

© 2025 resuimages

Dieses Buch wurde mit Sorgfalt und Leidenschaft gestaltet.
Es ist eine Einladung, die Welt mit offenen Augen und offenem Herzen zu betrachten.



VORSATZPAPIER